HARUKI MURAKAMI

1Q84

ROMAN

BUCH 3

DUMONT eBOOK

HARUKI MURAKAMI

1Q84

ROMAN

BUCH 3

DUMONT eBOOK

HARUKI MURAKAMI

1Q84

Buch 3

Roman

Aus dem Japanischen
von Ursula Gräfe

DUMONT

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel ›1Q84 Book 3‹
bei Shinchosha, Tokio
© 2009 Haruki Murakami

eBook 2011
© 2011 für die deutsche Ausgabe: DuMont Buchverlag, Köln
Alle Rechte vorbehalten

Übersetzung: Ursula Gräfe
Umschlag: Zero, München
Datenkonvertierung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
ISBN eBook: 978-3-8321-8572-5

www.dumont-buchverlag.de

Buch 3

Oktober bis Dezember

Kapitel 1

Ushikawa

Am äußeren Rand des Bewusstseins

»Herr Ushikawa, würden Sie bitte nicht rauchen.«

Ushikawa sah den stämmigen kleinen Mann an, der ihm an seinem Schreibtisch gegenübersaß, und blickte dann auf die noch nicht angezündete Seven Stars zwischen seinen Fingern.

»Wenn es Ihnen nichts ausmacht«, fügte der Mann höflich hinzu.

Ushikawa schaute verdutzt. Er schien sich zu fragen, wie die Zigarette überhaupt in seine Hand gekommen war.

»Selbstverständlich, entschuldigen Sie«, sagte er. »Der Griff zur Zigarette ist schon beinahe ein Reflex bei mir.«

Der stämmige kleine Mann bewegte das Kinn ruckartig etwa einen Zentimeter auf und ab, sah Ushikawa jedoch weiter gerade in die Augen. Letzterer steckte die Zigarette in die Schachtel zurück und verstaute sie in einer Schublade.

Der mit dem Pferdeschwanz lehnte, fast ohne den Rahmen zu berühren, in der Tür und musterte Ushikawa, als sei dieser ein Fleck an der Wand. *Diese Typen sind wirklich unheimlich,* dachte Ushikawa. Jetzt traf er schon das dritte Mal mit den beiden zusammen, aber ganz gleich, wie oft er ihnen noch begegnen würde, beunruhigend würde es immer bleiben.

Sie befanden sich in Ushikawas nicht allzu großem Büro.

Der untersetzte Mann mit dem kahlgeschorenen Schädel stellte die Fragen, während der mit dem Pferdeschwanz Ushikawa die ganze Zeit stumm und reglos anstarrte wie einer von diesen steinernen Löwenhunden, die die Tore von Shinto-Schreinen bewachen.

»Es sind jetzt drei Wochen vergangen«, sagte der Kahle.

Ushikawa überprüfte die Notiz auf seinem Tischkalender und nickte. »Stimmt. Genau heute vor drei Wochen haben wir uns das letzte Mal gesehen.«

»In der ganzen Zeit haben Sie uns nicht einmal Bericht erstattet. Obwohl wir uns, wie ich Ihnen bereits erklärt hatte, in einem Wettlauf gegen die Zeit befinden.«

»Ich weiß«, sagte Ushikawa und spielte nun statt mit der Zigarette mit seinem goldenen Feuerzeug. »Wir dürfen keine Zeit vergeuden. Darüber bin ich mir durchaus im Klaren.«

Der Kahlkopf wartete darauf, dass Ushikawa fortfuhr.

»Aber häppchenweise Informationen zu liefern entspricht nicht meiner Arbeitsweise. Hier ein bisschen und da ein bisschen – das widerstrebt mir. Ich muss zuerst die Dinge im Zusammenhang sehen und sie auch mal von der anderen Seite betrachten, um mir ein vollständiges Bild machen zu können. Es mag selbstgefällig klingen, aber das ist eben mein persönlicher Stil. Voreilige Schlüsse bringen häufig mehr Schaden als Nutzen, Herr Onda.«

Der mit Onda Angesprochene musterte ihn kalt. Ushikawa wusste, dass dieser Mann keinen positiven Eindruck von ihm hatte. Was ihm allerdings kaum etwas ausmachte. Solange Ushikawa denken konnte, hatte er eigentlich nie irgendwo einen guten Eindruck gemacht. Für ihn war das ein ganz alltäglicher Zustand. Weder seine Eltern noch seine Geschwister hatten viel für ihn übrig gehabt, seine Lehrer und seine Mitschüler ebenso wenig. Nicht einmal seine Frau und seine Töchter hatten ihn gemocht. Wahrscheinlich hätte es ihn sogar beunruhigt, wenn ihn plötzlich jemand sympathisch gefunden hätte. Abneigung dagegen ließ ihn völlig kalt.

»Herr Ushikawa, wir möchten Ihren Stil nach Möglichkeit respektieren. Bisher haben wir das auch immer getan. Aber diesmal ist es etwas anderes. Wir haben leider nicht die Zeit zu warten, bis Sie alle Fakten beisammenhaben.«

»Gewiss, Herr Onda. Andererseits drehen Sie ja auch nicht nur Däumchen und warten darauf, dass ich mich bei Ihnen melde«, sagte

Ushikawa. »Bestimmt haben Sie parallel zu meinen Nachforschungen Ihre eigenen angestellt.«

Onda gab keine Antwort. Seine Lippen blieben fest versiegelt. Auch seine Miene änderte sich nicht. Doch Ushikawa wusste, dass keine Antwort auch eine Antwort war. Die beiden hatten der Frau in den vergangenen drei Wochen auf anderem Wege nachgespürt als er. Aber sie hatten keinen Erfolg gehabt, weshalb das unheimliche Paar wieder bei ihm aufgetaucht war.

»Eine Schlange erkennt die andere«, sagte Ushikawa mit ausgebreiteten Händen, als würde er sie in ein erfreuliches Geheimnis einweihen. »In Wahrheit bin ich eine Schlange. Vielleicht sehe ich nicht besonders gut aus, aber mein Geruchssinn ist unschlagbar. Ich bin imstande, auch die schwächste Witterung aufzunehmen und zu verfolgen. Aber wie es der Natur der Schlange entspricht, kann ich nur nach meiner Methode und in meinem Tempo arbeiten. Mir ist völlig klar, wie entscheidend der Zeitfaktor ist; dennoch bitte ich Sie, noch ein wenig zu warten. Mangelnde Geduld kann alles verderben.«

Onda beobachtete gelassen, wie Ushikawa sein Feuerzeug in den Händen drehte. Schließlich hob er den Kopf. »Ich möchte Sie bitten, uns mitzuteilen, was Sie bisher herausgefunden haben, auch wenn Ihre Erkenntnisse noch bruchstückhaft sind. Wir verstehen Ihre Situation, aber wir müssen unseren Vorgesetzten wenigstens ein paar konkretere Ergebnisse liefern. Wir verlieren sonst unser Gesicht. Außerdem ist die Lage, in der Sie sich befinden, auch keineswegs erquicklich, Herr Ushikawa.«

Diese Typen können einen ganz schön in die Enge treiben, dachte Ushikawa. Man hatte sie zu Leibwächtern des Leaders gemacht, weil sie ausgebildete Kampfsportler waren. Aber dann wurde ihr Schutzbefohlener direkt vor ihrer Nase ermordet. Oder nein, dafür, dass es ein Mord gewesen war, gab es keinen unmittelbaren Beweis. Sekteneigene Ärzte hatten die Leiche untersucht, aber keine äußeren Verletzungen feststellen können. Allerdings gab es auf dem Gelände der Vorreiter nur eine ziemlich einfach ausgestattete Krankenstation. Hinzu kam, dass sie unter Zeitdruck gestanden hatten. Eine gründlichere Autopsie durch einen Spezialisten hätte vielleicht

etwas ergeben. Aber dafür war es mittlerweile zu spät. Die Vorreiter hatten den Leichnam bereits in aller Heimlichkeit in ihrem Hauptquartier entsorgt.

Auf alle Fälle waren die beiden Leibwächter durch ihr Unvermögen, den Leader zu schützen, in eine heikle Lage geraten. Daher war es nun ihre Pflicht und Schuldigkeit, die verschwundene Frau ausfindig zu machen, und wenn sie dazu jeden Stein in ganz Japan einzeln umdrehen mussten. Aber bisher hatten sie keine konkreten Anhaltspunkte. Sie besaßen zwar die für ihre Aufgaben als Bodyguards erforderlichen Voraussetzungen, aber um eine Person aufzuspüren, die vorsätzlich ihre Spuren verwischte, fehlte ihnen das Know-how.

»Einverstanden«, sagte Ushikawa. »Ich erzähle Ihnen, was ich bislang herausgefunden habe, aber es sind eben nur Bruchstücke, die noch kein Gesamtbild ergeben.«

Onda kniff kurz die Augen zusammen. Dann nickte er. »Das genügt. Ein paar Dinge wissen wir auch. Vielleicht sind sie Ihnen ebenfalls bekannt, vielleicht auch nicht. Am besten, wir tauschen unsere Erkenntnisse aus.«

Ushikawa legte das Feuerzeug beiseite und verschränkte die Hände auf dem Schreibtisch. »Also, beginnen wir von vorn: Eine junge Frau namens Aomame wurde in eine Suite im Hotel Okura bestellt. Sie sollte ein Muskelstretching bei dem Leader Ihrer Religionsgemeinschaft durchführen. An diesem Abend, es war Anfang September, ging ein heftiges Unwetter über der Innenstadt nieder. Nachdem die junge Frau den Leader etwa eine Stunde lang allein in seinem Zimmer massiert hatte, ging sie. Der Leader sei eingeschlafen, sagte die Frau und riet Ihnen, ihn etwa zwei Stunden lang nicht zu stören. Woran Sie sich auch hielten. Allerdings schlief der Leader zu diesem Zeitpunkt nicht, sondern war bereits tot. Sein Körper wies keinerlei äußere Verletzungen auf. Anscheinend war er an plötzlichem Herzversagen gestorben. Doch unmittelbar darauf verschwand die Frau. Zuvor war sie bereits aus ihrer Wohnung ausgezogen, und am folgenden Tag erhielt das Sportstudio, in dem sie gearbeitet hatte, ihr Kündigungsschreiben. Die Sache scheint bis ins Detail geplant gewesen zu sein. Ausgeschlossen, dass das nur Zufälle waren. Die Indizien lassen keinen anderen Schluss zu, als dass diese Aomame den Leader vorsätzlich umgebracht hat.«

Onda nickte. Bis dahin hatte er nichts einzuwenden.

»Ihre Aufgabe ist es nun, die Wahrheit herauszufinden. Und deshalb müssen Sie diese Frau unbedingt kriegen.«

»Wenn diese Aomame ihn wirklich getötet hat, wie wir vermuten, müssen wir den Grund dafür und sämtliche Einzelheiten in Erfahrung bringen.«

Ushikawa betrachtete seine auf dem Tisch verschränkten Finger, als handele es sich um eine erstaunliche Kuriosität. Dann sah er seinem Gegenüber ins Gesicht.

»Aomames familiären Hintergrund haben Sie ja bereits überprüft. Die Familie gehört der Gemeinschaft der Zeugen an. Die Eltern sind noch eifrig dabei, und der vierunddreißigjährige Bruder hat sogar einen Posten in der Hauptstelle in Odawara. Er ist verheiratet und hat zwei Kinder. Seine Frau ist ebenfalls treues Mitglied der Zeugen. Aomame ist als Einzige ausgetreten. Sie ist eine ›Abtrünnige‹, wie sie es nennen. In der Folge kam es zum Bruch, und sie hat seit fast zwanzig Jahren keinen Kontakt mehr zu ihrer Familie. Ich halte es für ausgeschlossen, dass Aomame von ihren Verwandten versteckt gehalten wird. Sie hat mit elf Jahren jede Verbindung abgebrochen und seither weitgehend für sich selbst gesorgt. Eine Zeitlang hat sie im Haus eines Onkels gewohnt, ist aber seit der Oberschule ganz unabhängig. Hut ab. Eine beherzte Frau.«

Der Kahlkopf schwieg. All dies war ihm wohl längst bekannt.

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass die Zeugen in die Sache verwickelt sind. Sie sind doch für ihre pazifistische und gewaltlose Überzeugung bekannt. Höchst unwahrscheinlich, dass sie dem Leader nach dem Leben trachteten. Da würden Sie mir doch zustimmen?«

Onda nickte. »Nein, die Zeugen haben nichts damit zu tun. Das wissen wir. Wir haben den Bruder befragt. Sicherheitshalber. Aber er hatte überhaupt keine Ahnung.«

»Haben Sie ihm wenigstens die Nägel ausgerissen? Sicherheitshalber?«, fragte Ushikawa.

Onda ignorierte die Frage.

»Jetzt machen Sie doch nicht so ein grimmiges Gesicht«, sagte Ushikawa. »Das war nur ein Scherz. Zugegeben, ein schlechter. Sie wissen doch, dass

ich überzeugter Pazifist bin und jegliche Art der Gewaltanwendung ablehne. Na schön, der Bruder hatte also keinen blassen Dunst, was Aomame tut oder wo sie sich aufhält. Das heißt, sie steht weder in Verbindung mit ihrer Familie noch mit den Zeugen, was aber noch lange nicht bedeutet, dass sie die Sache allein durchgezogen hat. Ohne Helfer hätte sie einen so ausgefeilten Plan nicht ausführen können. Irgendjemand hat dieses raffinierte Set-up geschaffen, und sie ist seinen Anweisungen kaltblütig gefolgt. Anschließend hat sie sich wie durch Hexerei in Luft aufgelöst. Dahinter muss eine Menge Geld und Einfluss stecken. Die Person oder die Organisation, die hinter Aomame steht, wollte den Leader unter allen Umständen aus dem Weg räumen. Aus welchen Gründen auch immer. Die Sache war also bis ins Kleinste geplant. Auch in diesem Punkt sind wir uns einig?«

Onda nickte. »Im Großen und Ganzen.«

»Dummerweise haben wir keine Ahnung, um welche Organisation es sich handeln könnte«, sagte Ushikawa. »Sie haben natürlich auch Aomames Bekanntenkreis und ihr ganzes Umfeld unter die Lupe genommen?«

Onda nickte schweigend.

»Auch wenn man eigentlich nicht von einem Bekanntenkreis sprechen kann«, sagte Ushikawa. »Offenbar hat sie keine Freunde und auch keinen Liebhaber. Ihr Umgang mit den Kollegen ist normal, beschränkt sich aber auf den Arbeitsplatz, außerhalb ist sie mit niemandem persönlich bekannt. Ich konnte zumindest nichts finden. Bei einer gesunden jungen Frau, die gar nicht so übel aussieht, kommt man da schon ins Grübeln, oder?«

Ushikawa sah den Mann mit dem Pferdeschwanz an, der die ganze Zeit über weder seine Haltung noch seine Miene verändert hatte. Allerdings war sein Gesicht von vornherein so ausdruckslos, dass es vielleicht auch nicht viel zu verändern gab. Ushikawa fragte sich, ob dieser Mann einen Namen hatte. Es hätte ihn kaum überrascht, wenn nicht.

»Sie beide sind die Einzigen, die Aomame gesehen haben«, sagte Ushikawa. »Ist Ihnen irgendetwas Besonderes an ihr aufgefallen?«

Onda schüttelte leicht den Kopf. »Wie Sie schon sagten, sie ist an sich eine attraktive junge Frau. Aber keine aufsehenerregende Schönheit. Sie wirkte

ruhig, gelassen und selbstbewusst. Sie schien sehr überzeugt von ihren beruflichen Fähigkeiten. Ansonsten ist mir nichts an ihr aufgefallen, auch äußerlich nicht. An ihr Gesicht kann ich mich kaum erinnern. Es ist schon fast seltsam.«

Ushikawa sah den Mann mit dem Pferdeschwanz an. Vielleicht hatte er etwas hinzuzufügen. Doch wie immer blieb er völlig unbewegt.

Ushikawa wandte den Blick wieder dem Kahlen zu. »Sie haben natürlich überprüft, mit wem Aomame in den letzten Monaten telefoniert hat?«

Onda schüttelte den Kopf. »Nein, bisher nicht.«

»Das rate ich Ihnen aber dringend.« Ushikawa lächelte. »Man glaubt nicht, wo so ein Mensch überall anruft und von wo aus er angerufen wird. Sie brauchen nur seine Telefonate zu verfolgen, und sein Leben liegt vor Ihnen wie ein offenes Buch. Selbst Aomame ist da keine Ausnahme. Es ist nicht ganz einfach, Aufzeichnungen über private Telefonate in die Hände zu bekommen, aber unmöglich ist es nicht. Ich sag's ja, eine Schlange kennt die andere.«

Schweigend wartete Onda darauf, dass er fortfuhr.

»Aus den Aufzeichnungen von Aomames Telefonaten lassen sich einige Fakten herauslesen. Es ist untypisch für eine Frau, aber Aomame telefoniert offenbar nicht gern. Ihre wenigen Gespräche sind in der Regel sehr kurz. Die meisten hat sie mit dem Sportstudio geführt, aber da sie auch freiberuflich gearbeitet hat, geht es bei einigen um Privatstunden. Mit diesen Klienten hat sie offenbar direkt verhandelt und auch die Termine selbst mit ihnen abgesprochen. Keines dieser Telefonate erscheint irgendwie verdächtig.«

Hier machte Ushikawa eine Pause, musterte seine nikotingelben Finger von allen Seiten und dachte ans Rauchen. In Gedanken zündete er sich eine Zigarette an, zog daran und stieß den Rauch aus.

»Bis auf zwei Ausnahmen. Erstens hat sie zweimal bei der Polizei angerufen. Keine Notrufnummer, sondern die Verkehrspolizei im Revier Shinjuku. Außerdem hat sie selbst mehrere Anrufe von dort erhalten. Aomame fährt nicht Auto, und Polizisten nehmen keine privaten Trainingsstunden in teuren Sportstudios. Also ist sie wahrscheinlich mit jemandem aus diesem Revier persönlich bekannt. Mit wem, weiß ich nicht.

Zweitens wurde sie mehrmals von einer nicht identifizierbaren Nummer angerufen. Es waren immer lange Gespräche. Sie selbst hat nie dort angerufen. Es war unmöglich, diese Nummer zurückzuverfolgen. Natürlich gibt es Geheimnummern, aber mit etwas Mühe kann man den dazugehörigen Namen in der Regel herausfinden. Bei dieser wollte es mir jedoch partout nicht gelingen. Die Nummer ist unentschlüsselbar. Das zu erreichen ist fast unmöglich.«

»Das heißt, diese Person vermag das Unmögliche.«

»So ist es. Auf alle Fälle hat da ein Profi die Finger im Spiel.«

»Noch eine Schlange«, sagte Onda.

Ushikawa rieb sich mit der flachen Hand über den unregelmäßigen Schädel und grinste. »Genau. Noch eine Schlange. Ein würdiger Gegner.«

»Es wird immer klarer, dass Aomames Hintermänner Profis sein müssen.«

»Ja, Aomame muss einer Organisation angehören. Und diese Leute sind keine Anfänger.«

Onda beobachtete Ushikawa unter halbgeschlossenen Lidern hervor. Dann wandte er sich um und wechselte einen Blick mit dem Pferdeschwanz, der zum Zeichen, dass er verstanden hatte, einmal kurz nickte.

»Und jetzt?«, fragte Onda.

»Jetzt«, sagte Ushikawa, »bin ich an der Reihe, Fragen zu stellen. Haben Sie mir etwas Wissenswertes mitzuteilen? Fällt Ihnen vielleicht irgendjemand ein, der es auf Ihren Leader abgesehen hatte?«

Onda zog seine langen, geraden Augenbrauen zu einer Linie zusammen. Über seiner Nase bildeten sich drei Falten.

»Herr Ushikawa, ich bitte Sie. Wir sind eine religiöse Gemeinschaft. Wir streben nach innerem Frieden und geistigen Werten. Wir leben im Einklang mit der Natur und bestellen unsere Felder. Unser alltägliches Leben ist der Meditation und Askese gewidmet. Wer sollte uns feindlich gesinnt sein? Und welchen Vorteil sollte er daraus ziehen?«

Ein vages Lächeln umspielte Ushikawas Mundwinkel. »Fanatische Menschen gibt es überall. Niemand weiß, was sie bewegt und was sie denken. Ist es nicht so?«

»Ich haben Ihnen jedenfalls in dieser Hinsicht nichts zu berichten«, erwiderte Onda ausdruckslos, ohne die Ironie in Ushikawas Worten zu beachten.

»Wie ist es mit Akebono? Gibt es da noch versprengte Reste?«

Onda schüttelte wieder – diesmal entschieden – den Kopf. Unmöglich. Die Vorreiter hatten die Akebono-Gruppe kompromisslos zerschlagen. Da war keiner übrig geblieben.

»Also gut. Es gibt nichts, das ich wissen müsste. Aber Tatsache ist doch, dass irgendjemand, irgendeine Organisation, Ihrem Leader nach dem Leben getrachtet und ihn umgebracht hat. Auf raffinierteste Weise. Und sich dann quasi in Luft aufgelöst hat. Das können Sie nicht leugnen.«

»Und wir müssen die Hintergründe aufklären.«

»Ohne die Polizei einzuschalten.«

Onda nickte. »Es ist unser Problem, nicht das der Justiz.«

»Gut. Ihr Problem. Ganz klar. Leicht verständlich«, sagte Ushikawa. »Eine Frage möchte ich Ihnen noch stellen.«

»Bitte«, sagte Onda.

»Wie viele Personen in Ihrer Gemeinschaft wissen, dass der Leader tot ist?«

»Ich und mein Kollege«, sagte Onda. »Dann die beiden Männer, die uns geholfen haben, seine sterbliche Hülle fortzuschaffen. Sie sind uns unterstellt. Sonst wissen nur noch unsere fünf obersten Führer davon. Das macht neun. Die drei Priesterinnen haben wir noch nicht eingeweiht. Aber sie werden bald davon erfahren. Da sie sich stets in der Nähe des Leaders aufhalten, wird man sein Ableben nicht lange vor ihnen verbergen können. Und dann Sie, Herr Ushikawa. Sie wissen es auch.«

»Insgesamt also dreizehn Personen.«

Onda schwieg.

Ushikawa seufzte. »Darf ich Ihnen meine ehrliche Meinung sagen?«

»Bitte.«

»Eigentlich ist es müßig, noch davon anzufangen, aber Sie hätten sofort, als sie seinen Tod entdeckt haben, die Polizei rufen und ihn offiziell bekanntgeben sollen. Einen so schwerwiegenden Vorfall kann man auf

Dauer nicht geheim halten. Ein Geheimnis, das mehr als zehn Personen kennen, ist kein Geheimnis mehr. Aber jetzt können Sie nicht mehr zurück.«

Der Kahlgeschorene verzog keine Miene. »Das zu beurteilen ist nicht meine Aufgabe. Ich folge nur meinen Befehlen.«

»Und wessen Aufgabe ist es?«

Keine Antwort.

»Die eines Stellvertreters?«

Onda schwieg beharrlich weiter.

»Na gut«, sagte Ushikawa. »Jedenfalls haben Sie auf Befehl von oben die Leiche des Leaders heimlich beiseite geschafft. Solche Befehle gelten in Ihrer Organisation als absolut. Doch nach dem Gesetz haben Sie eine Straftat begangen, nämlich illegal eine Leiche beseitigt. Es ist sogar ein ziemlich schweres Vergehen. Aber das wissen Sie natürlich.«

Onda nickte.

Wieder stieß Ushikawa einen tiefen Seufzer aus. »Und für den Fall, dass die Polizei zufällig doch Wind davon bekommen sollte, halten Sie mich bitte raus. Ich habe nichts vom Tod des Leaders gewusst. Schließlich will ich keine Strafsache am Hals haben.«

»Schon gut, Herr Ushikawa, Sie wussten von nichts. Wir haben Sie lediglich als privaten Ermittler damit beauftragt, herauszufinden, wo diese Frau namens Aomame sich aufhält. Das ist nicht gegen das Gesetz.«

»Das genügt. Ich weiß von nichts«, sagte Ushikawa.

»Uns wäre es auch lieber gewesen, keinen Außenstehenden einzuweihen. Aber dadurch, dass wir Sie auf Aomame angesetzt hatten, waren Sie ja bereits in die Sache verwickelt, Herr Ushikawa. Wir brauchen Ihre Unterstützung bei der Suche nach ihr. Wir rechnen mit Ihrer Verschwiegenheit.«

»Diskretion ist die Basis meines Berufs. Da können Sie ganz unbesorgt sein. Aus meinem Mund erfährt niemand ein Sterbenswörtchen.«

»Wenn etwas nach außen dringt, und wir finden heraus, dass Sie nicht dichtgehalten haben, wird es sehr ungemütlich für Sie.«

Ushikawa senkte den Blick auf den Schreibtisch und betrachtete abermals seine kurzen, dicken Finger. Er sah aus, als sei er überrascht, dort zufällig

seine Hände zu entdecken.

»Ungemütlich«, wiederholte er und blickte auf.

Onda kniff nur die Augen zusammen. »Wir müssen den Tod des Leaders unter allen Umständen geheim halten. Und dabei können wir nicht wählerisch sein, was unsere Mittel angeht.«

»Bei mir ist Ihr Geheimnis sicher. Sie können wirklich ganz beruhigt sein«, sagte Ushikawa. »Bisher ist unsere Zusammenarbeit doch immer gut verlaufen. Wie viele heikle Angelegenheiten habe ich schon diskret für Sie erledigt. Mitunter war das gar nicht so einfach. Und Sie haben mich stets großzügig entlohnt. Mein Mund ist doppelt versiegelt. Ich bin zwar nicht religiös, aber ich habe Ihrem verstorbenen Leader persönlich viel zu verdanken und werde alles tun, was in meiner Macht steht, um diese Aomame zu finden. Mich bemühen, alles über die Hintergründe dieser grauenhaften Tat in Erfahrung zu bringen. Ich werde mein Bestes geben. Haben Sie also bitte noch etwas Geduld. Sicher habe ich bald gute Nachrichten für Sie.«

Onda veränderte seine Sitzhaltung ein wenig. Wie als Reaktion darauf verlagerte auch der Pferdeschwanz ganz leicht sein Gewicht von einem Bein auf das andere.

»Ist das alles, was Sie uns momentan mitteilen können?«, fragte Onda.

Ushikawa dachte kurz nach. »Wie gesagt, Aomame hat zweimal bei der Verkehrspolizei in Shinjuku angerufen und wurde selbst mehrmals von dort zurückgerufen. Den Namen der anderen Person kenne ich noch nicht. Bestimmt ist sie bei der Polizei, und die würde ihn auf direkte Anfrage sowieso nicht preisgeben. Allerdings hatte ich damals eine Art Geistesblitz. Irgendetwas war mit der Verkehrspolizei in Shinjuku gewesen. Ich grübelte wie verrückt. Was war das nur? Irgendetwas hatte sich am Rand meines kümmerlichen Gedächtnisses festgesetzt. Es dauerte ziemlich lange, bis mir einfiel, was es war. Das Alter ist wirklich eine Plage. Das Gedächtnis lässt immer mehr nach. Früher funktionierte es wie geschmiert. Jedenfalls ist es mir dann vor ungefähr einer Woche endlich eingefallen.«

Ushikawa machte eine effektvolle Pause und lächelte triumphierend. Der Kahle wartete geduldig darauf, dass er fortfuhr.

»Letzten August ist eine junge Polizistin aus ebendiesem Revier in einem Love Hotel in Shibuya-Maruyama tot aufgefunden worden. Erdrosselt. Splitternackt und mit ihren eigenen Handschellen gefesselt. Natürlich war das ein Riesenskandal. Aomames Telefonate mit diesem Revier konzentrieren sich auf einige Monate vor diesem Ereignis. Danach fand kein einziges mehr statt. Was meinen Sie? Ist das nicht ein seltsamer Zufall?«

Onda schwieg eine Weile. »Sie meinen also, die Person, mit der Aomame telefoniert hatte, könnte die ermordete Polizistin gewesen sein?«

»Sie hieß Ayumi Nakano und war sechsundzwanzig Jahre alt. Ein hübsches Ding. Ihr Vater und ihr älterer Bruder sind ebenfalls bei der Polizei. Ayumi galt als ausgezeichnete Polizistin. Ihre Kollegen ermitteln natürlich, aber den Mörder haben sie bisher nicht gefunden. Entschuldigen Sie die Frage, aber wissen Sie vielleicht Näheres darüber?«

Onda blitzte Ushikawa mit seinen harten, kalten Gletscheraugen böse an. »Ich weiß nicht, was Sie meinen«, sagte er schneidend. »Denken Sie vielleicht, wir hätten etwas mit diesem Verbrechen zu tun, Herr Ushikawa? Jemand von uns hätte diese Polizistin in ein zwielichtiges Hotel gelockt, mit Handschellen gefesselt und erwürgt?«

Ushikawa schürzte die Lippen und schüttelte den Kopf. »Aber nein, das ist doch absurd. So etwas würde ich niemals denken. Ich wollte wirklich nur fragen, ob Sie etwas darüber wissen, mehr nicht. Irgendetwas. Denn jede auch noch so kleine Spur könnte wertvoll sein. Sosehr ich mir auch den Kopf zerbreche, ich komme einfach auf keinen Zusammenhang zwischen dem Tod der Polizistin in dem Love Hotel in Shibuya und dem Mord an Ihrem Leader.«

Onda musterte Ushikawa abschätzig. Langsam stieß er den angehaltenen Atem aus. »Also gut«, sagte er. »Ich werde Ihren Bericht nach oben weiterleiten.« Er nahm ein Heft hervor und machte sich Notizen. »Ayumi Nakano. 26 Jahre alt. Shinjuku Verkehrspolizei. Eventuell Beziehung zu Aomame.«

»Genau.«

»Noch etwas?«

»Ja, eine Sache möchte ich unbedingt noch wissen. Irgendjemand aus Ihrer Gemeinschaft muss Aomame doch ins Gespräch gebracht haben. Wer hat als Erster erwähnt, dass in Tokio eine kompetente Trainerin und Stretching-Expertin dieses Namens lebt? Später war ich – Sie sagten es bereits – damit betraut, sie und ihr Umfeld zu durchleuchten. Ich will mich gar nicht herausreden, aber ich bin, wie es meine Art ist, der Sache sehr gewissenhaft nachgegangen. Dennoch habe ich keinerlei Ungereimtheiten oder Verdachtsmomente entdeckt. Sie war durch und durch sauber. Daraufhin haben Sie sie in die Suite im Hotel Okura bestellt. Was dann geschah, wissen wir. Aber wer hat Ihnen diese Frau eigentlich empfohlen?«

»Ich weiß es nicht.«

»Sie wissen es nicht?« Ushikawa zog ein Gesicht wie ein Kind, das ein unverständliches Wort gehört hat. »Jemand aus dem inneren Kreis Ihrer Gemeinschaft hat Aomame erwähnt, und Sie können sich nicht erinnern, wer das war? Im Ernst?«

»So ist es«, sagte Onda mit unbewegter Miene.

»Das ist doch sehr verwunderlich«, sagte Ushikawa in einem Tonfall, der deutlich machte, wie sehr es ihn verwunderte.

Onda schwieg.

»Äußerst rätselhaft, finden Sie nicht? Plötzlich taucht irgendwann wie aus dem Nichts ihr Name auf. Sie hat sich quasi von selbst empfohlen?«

»Offen gesagt war es der Leader, dem von Anfang an sehr an dieser Begegnung gelegen war.« Onda wählte seine Worte mit Bedacht. »Tatsächlich waren innerhalb der Führung einige der Ansicht, dass es nicht ungefährlich sei, sich auf diese Weise in die Hände einer Unbekannten zu begeben. Und als seine Leibwächter teilten wir diese Meinung natürlich. Aber der Leader selbst machte sich da gar keine Gedanken. Er bestand ganz einfach darauf.«

Ushikawa nahm wieder sein Feuerzeug zur Hand, öffnete den Deckel und zündete es an, als wolle er es ausprobieren. Dann schloss er es sofort wieder.

»Soweit ich weiß, war Ihr Leader ein äußerst umsichtiger Mensch«, sagte er.

»Das stimmt. Er war extrem aufmerksam und immer auf der Hut.« Tiefes Schweigen folgte.

»Ich möchte noch etwas fragen«, sagte Ushikawa. »Es geht um Tengo Kawana. Er hatte eine Affäre mit einer älteren verheirateten Frau. Sie kam einmal in der Woche zu ihm in die Wohnung, um intim mit ihm zu sein. Wenn man jung ist, kann so etwas ja mal vorkommen. Doch eines Tages erhielt Herr Kawana plötzlich einen Anruf vom Ehemann der Dame. Dieser teilte ihm mit, seine Frau könne ihn künftig nicht mehr aufsuchen. Seither ist jeder Kontakt zu ihr abgerissen.«

Onda zog die Brauen zusammen. »Ich weiß nicht, worauf Sie hinauswollen. Ist Tengo Kawana irgendwie in den Vorfall verwickelt?«

»Das ist noch nicht geklärt. Jedenfalls fürchtet er, dass dieser Dame etwas passiert sein könnte. Sie hätte ihn ja wenigstens einmal anrufen können. Wo sie doch bisher eine intime Beziehung hatten. Aber sie verschwindet mir nichts, dir nichts, ist wie vom Erdboden verschluckt. Ich frage nur zur Sicherheit, weil es mir unangenehm ist, mit so etwas zu tun zu haben – wissen Sie etwas darüber? Sie heißt Kyoko Yasuda.«

»Mir ist nicht das Geringste über diese Dame bekannt«, sagte Onda gleichgültig. »Kyoko Yasuda. Hatte eine Beziehung mit Tengo Kawana.«

»Sie ist zehn Jahre älter als er und verheiratet.«

Onda trug auch das in sein Heft ein. »Ich werde meinen Vorgesetzten davon Meldung machen.«

»Gut«, sagte Ushikawa. »Ach ja, und was ist eigentlich mit Eriko Fukada. Wo ist sie?«

Onda hob das Gesicht und musterte ihn wie einen schiefhängenden Bilderrahmen. »Woher sollten wir wissen, wo Eriko Fukada sich aufhält?«

»Interessiert Sie das denn nicht?«

Onda schüttelte den Kopf. »Sie kann sich aufhalten, wo sie will, das geht uns nichts an. Sie ist ein freier Mensch.«

»Und für Tengo Kawana interessieren Sie sich auch nicht?«

»Er hat nichts mit uns zu tun.«

»Vor nicht allzu langer Zeit schienen Sie sich aber sehr für die beiden zu interessieren«, sagte Ushikawa.

Onda kniff einen Moment die Augen zusammen. »Im Augenblick konzentriert sich unser ganzes Interesse auf Aomame«, sagte er.

»Sie haben häufig wechselnde Interessen, nicht wahr?«

Onda verzog nur leicht die Lippen und würdigte ihn keiner Antwort.

»Haben Sie den Roman gelesen, den Eriko Fukada geschrieben hat, Herr Onda? *Die Puppe aus Luft?*«

»Nein. In unserer Gemeinschaft ist es nicht gestattet, andere als religiöse Schriften zu lesen.«

»Haben Sie die Bezeichnung ›Little People‹ schon einmal gehört?«

»Nein«, antwortete Onda wie aus der Pistole geschossen.

»Ich verstehe«, sagte Ushikawa.

Damit war das Gespräch beendet. Onda erhob sich langsam von seinem Stuhl und richtete den Kragen seines Jacketts. Der Pferdeschwanz entfernte sich von der Tür und machte einen Schritt nach vorn.

»Herr Ushikawa, ich wiederhole mich, aber der Zeitfaktor ist in dieser Angelegenheit entscheidend.« Onda sah von oben auf Ushikawa, der noch auf seinem Stuhl saß, herunter. »Wir müssen Aomame so schnell wie möglich finden. Natürlich tun auch wir alles, was in unserer Macht steht, aber Sie müssen uns zuarbeiten. Wenn wir diese Frau nicht finden, stecken Sie auch mit drin. Sie sind der einzige Außenstehende, der unser Geheimnis kennt.«

»Viel Wissen bringt viel Verantwortung mit sich.«

»Ganz recht«, sagte Onda in emotionslosem Ton. Er drehte sich um und verließ, ohne sich noch einmal umzusehen, den Raum. Der Pferdeschwanz folgte ihm und zog geräuschlos die Tür hinter sich zu.

Kaum waren die beiden fort, zog Ushikawa die Schreibtischschublade auf und schaltete den Kassettenrekorder ab. Er öffnete den Deckel, nahm die Kassette heraus und schrieb Datum und Uhrzeit auf das Etikett. Die eleganten Schriftzeichen standen in Widerspruch zu seinem Äußeren. Er holte die Schachtel Seven Stars aus der Schublade, steckte sich eine in den Mund und zündete sie mit seinem Feuerzeug an. Er nahm einen tiefen Zug und blies den Rauch zur Decke. Das Gesicht nach oben gewandt, schloss er eine Weile die Augen. Als er sie wieder öffnete, warf er einen Blick auf die

Wanduhr. Halb drei. *Diese Typen sind wirklich nicht geheuer,* dachte Ushikawa wieder.

Wenn wir diese Frau nicht finden, stecken Sie auch mit drin, hatte der Kahlkopf gesagt.

Zweimal war Ushikawa bisher im Hauptquartier der Vorreiter in den Bergen von Yamanashi gewesen. Damals hatte er auch den großen Brennofen in dem Wäldchen hinter den Anlagen gesehen. Er diente der Müllverbrennung, aber bei den hohen Temperaturen würde auch von einem menschlichen Leichnam nicht viel übrig bleiben. Ihm war klar, dass schon mehrere Leichen darin verbrannt worden waren. Die des Leaders war nur eine davon. Natürlich wollte Ushikawa nicht das gleiche Schicksal erleiden. Wenn er schon sterben musste, dann bitte auf eine etwas friedlichere Art.

Selbstverständlich gab es eine ganze Reihe von Fakten, die Ushikawa den beiden verschwiegen hatte. Es war nicht seine Art, alle Karten auf den Tisch zu legen. Ein paar konnte man zeigen, aber die meisten deckte man lieber nicht auf. Vor allem brauchte er ein paar Trümpfe als Rückversicherung. Wie zum Beispiel die Kassette mit dem Gespräch, das er heimlich aufgezeichnet hatte. Ushikawa war ein Experte in diesem Spiel. Die Erfahrungen, die er gemacht hatte, unterschieden sich sehr von denen irgendwelcher junger Bodyguards.

Ushikawa kannte die Namen der Leute, denen Aomame Privatstunden gegeben hatte. Wenn man etwas Zeit investierte und ein gewisses Know-how besaß, kam man an die meisten Informationen heran. So hatte er herausgefunden, dass Aomame zwölf Personen auf privater Basis trainierte. Acht Frauen und vier Männer. Alle waren hochangesehene Leute und finanziell gut gestellt. Keiner von ihnen würde eine Mörderin dingen. Allerdings befand sich unter ihnen eine reiche, etwa siebzigjährige Dame, die eine Einrichtung für geschlagene Frauen gestiftet hatte. Sie hatte ein Gebäude auf ihrem eigenen ausgedehnten Grundstück für Opfer häuslicher Gewalt zur Verfügung gestellt und ließ die Unglücklichen dort wohnen.

An sich ein sehr hochherziges Unterfangen. Es war auch nichts Fragwürdiges daran. Und dennoch trat irgendetwas gegen den äußeren Rand von Ushikawas Bewusstsein. Und wenn das geschah, war er stets

entschlossen, herauszufinden, was dieses Etwas war. Er besaß so etwas wie einen animalischen Geruchssinn und verließ sich sehr stark auf seine Instinkte. Ihnen war es zu verdanken, dass er schon mehrmals knapp dem Tode entronnen war. *Gewalt* war in diesem Fall vielleicht das Schlüsselwort. Auch diese alte Dame musste in irgendeiner Form mit Gewalt in Berührung gekommen sein und bot den Opfern von Gewalttaten nun großzügig ihre Hilfe an.

Ushikawa machte sich auf den Weg, um sich das Frauenhaus einmal anzusehen. Es befand sich in Azabu, einem der vornehmsten Viertel der Stadt. Das auf einer Anhöhe gelegene Holzgebäude war zwar alt, doch sehr stilvoll. Durch das Gittertor blickte man auf ein hübsches Blumenbeet und eine ausgedehnte Rasenfläche, die von einer großen, immergrünen Eiche beschattet wurde. In die Eingangstür war gemustertes Glas eingesetzt. Solche Häuser wurden in letzter Zeit immer seltener.

Allerdings war das Gebäude im Gegensatz zu seinem friedlichen Anblick äußerst scharf bewacht. Die hohen Mauern waren mit Stacheldraht versehen. Hinter einem soliden, fest verschlossenen Eisentor wachte ein Deutscher Schäferhund, der sofort laut zu bellen begann, als Ushikawa sich näherte. Mehrere Überwachungskameras waren installiert. Auf der Straße vor dem Haus gab es so gut wie keine Fußgänger, und es wäre zu auffällig gewesen, sich länger dort aufzuhalten. In dem ruhigen Wohnviertel befanden sich sonst nur noch einige ausländische Botschaften. Ein Mann von Ushikawas verdächtigem Aussehen würde sofort angehalten und gefragt werden, was er dort zu suchen habe. Selbst für ein Frauenhaus hatten all diese Sicherheitsvorkehrungen etwas Übertriebenes, und Ushikawa nahm sich vor, so viel wie möglich darüber in Erfahrung zu bringen. Ganz gleich, wie streng die Bewachung war, er musste sie durchbrechen. Nein, je strenger sie war, desto notwendiger war es, dass er sie durchbrach. Er musste sich eine Strategie überlegen. Und wenn er sich dafür das Gehirn zermartern musste.

Er erinnerte sich an Ondas Reaktion, als er ihn nach den Little People gefragt hatte.

»Haben Sie die Bezeichnung ›Little People‹ schon einmal gehört?«

»Nein.«

Ondas Antwort war zu prompt gewesen. Hätte er bis dahin wirklich noch nie von den Little People gehört, dann hätte er zumindest einen Augenblick gezögert. Little People? Er hätte überlegt und dann geantwortet. Das wäre die normale Reaktion gewesen.

Onda musste schon einmal von den Little People gehört haben. Ob er nur wusste, was der Name bedeutete, oder ob er sie selbst kannte, war noch unklar. Aber gehört hatte er von ihnen.

Ushikawa drückte seine heruntergebrannte Zigarette aus. Eine Weile saß er in Gedanken versunken da, dann zündete er sich eine neue Zigarette an. Er hatte schon vor langer Zeit beschlossen, nicht mehr über die Möglichkeit nachzudenken, dass er Lungenkrebs bekommen könnte. Er brauchte die Wirkung des Nikotins, um sich zu konzentrieren. Man konnte das eigene Schicksal nicht einmal zwei oder drei Tage weit voraussagen. Warum sollte man sich also um den Zustand seiner Gesundheit in fünfzehn Jahren sorgen?

Als er die dritte Seven Stars rauchte, hatte Ushikawa eine Idee.

Ja, dachte er, so könnte es gehen.

Kapitel 2

Aomame

Allein, aber nicht einsam

Sobald es dunkel wurde, setzte Aomame sich auf den Balkon und sah hinüber zu dem kleinen Spielplatz jenseits der Straße. Diese tägliche Übung war von großer Bedeutung für sie, ja, sie war zum Mittelpunkt ihres Lebens geworden. Sie saß auf ihrem Posten, ganz gleich, ob die Sonne schien, ob es bewölkt war oder ob es regnete. Es war inzwischen Oktober und schon recht kühl. An besonders kalten Abenden trug sie mehrere Schichten Kleidung übereinander, legte sich eine Decke über die Knie und trank heißen Kakao. Bis halb elf beobachtete sie die Rutschbahn, anschließend nahm sie genüsslich ein Bad und legte sich dann ins Bett.

Natürlich war es nicht ausgeschlossen, dass Tengo bei schönem Wetter einmal tagsüber auftauchte. Aber sie glaubte nicht daran. Falls er in den Park kam, würde es nach Einbruch der Dunkelheit geschehen, wenn die Straßenlaternen brannten und die Monde deutlich zu sehen waren. Es war jeden Tag der gleiche Ablauf, ohne Ausnahme. Aomame aß kurz zu Abend, kämmte sich die Haare und machte sich bereit, nach draußen zu gehen. Dort setzte sie sich auf den Gartenstuhl und richtete den Blick auf die Rutschbahn im abendlichen Park. Die Heckler & Koch und das kleine Fernglas von Nikon lagen stets griffbereit neben ihr. Aus Furcht, Tengo könnte erscheinen, wenn sie gerade auf der Toilette war, trank sie nicht mehr als den Kakao.

Sie las nicht, und sie hörte auch keine Musik, sie starrte nur, unablässig lauschend, auf den Park. Dabei änderte sie ihre Haltung so gut wie nie. In klaren Nächten hob sie nur hin und wieder den Kopf, um sich zu vergewissern, ob es noch immer zwei Monde waren. Doch dann richtete sie

ihren Blick sofort wieder auf die Rutschbahn. Sie beobachtete den Park, und die beiden Monde beobachteten sie.

Aber Tengo tauchte nicht auf.

Es waren nicht viele Menschen, die nachts in den Park kamen. Hin und wieder verirrten sich junge Liebespaare dorthin, setzten sich auf die Bank, hielten Händchen und tauschten kurze, nervöse Küsse wie zwei Vögelchen. Der Park war zu klein und zu gut beleuchtet. Meist gaben sie bald auf und gingen woanders hin. Manche kamen auch, um die öffentliche Toilette zu benutzen, und zogen enttäuscht (oder empört) von dannen, sobald sie erkannten, dass sie verschlossen war. Mitunter legte auch ein Angestellter auf dem Heimweg eine Rast ein und saß, vielleicht, um nüchtern zu werden, eine Weile mit hängendem Kopf auf der Bank. Am späten Abend kamen bisweilen einsame alte Leute, die ihre Hunde spazieren führten. Sowohl die Hunde als auch die alten Menschen wirkten gleichermaßen still, als hätten sie jede Hoffnung verloren.

Doch in der Regel war der Park verlassen. Nicht einmal eine Katze huschte hindurch. Nur das unpersönliche Licht der Laterne fiel auf die Schaukel, die Rutschbahn, den Sandkasten und das verschlossene Toilettenhäuschen. Beim Anblick dieser Szenerie hatte Aomame häufig das Gefühl, auf einem unbewohnten Planeten zurückgelassen worden zu sein. Es war wie in diesem Film, in dem die Welt nach dem Atomkrieg geschildert wurde. Wie hieß er noch mal? *Das letzte Ufer?*

Dennoch beobachtete sie weiter den Park. Mit aller Konzentration, wie ein Seemann, der ganz allein vom höchsten Mast die Weiten des Ozeans nach Fischschwärmen oder dem unheilvollen Schatten eines Periskops absucht. Ihre ganze Aufmerksamkeit war nur auf ein Ziel gerichtet: Tengo Kawana.

Aber womöglich lebte Tengo ja in einer anderen Stadt und hatte sich an jenem Abend nur zufällig hierher verirrt. In diesem Fall wäre die Aussicht, dass er den Park noch einmal aufsuchen würde, gleich null. Doch Aomame glaubte nicht, dass es so war. Tengos Kleidung und sein ganzes Verhalten hatten so beiläufig gewirkt, als unternehme er einen kurzen

Abendspaziergang durch die Nachbarschaft. Er war in den Park gekommen und auf die Rutschbahn geklettert. Vermutlich, um die Monde zu betrachten. Falls das stimmte, musste seine Wohnung von hier aus zu Fuß zu erreichen sein.

Im Stadtteil Koenji eine Stelle zu finden, von der aus man den Mond sehen konnte, war nicht ganz leicht. Die Gegend war flach, und es gab so gut wie kein höheres Gebäude, auf das man steigen konnte. Somit bot sich die Rutschbahn für eine Mondbetrachtung geradezu an. Der Park selbst war ruhig, und man wurde von niemandem gestört. Aomame war sicher, dass Tengo zurückkehren würde, um die Monde zu sehen. Doch sofort überkamen sie Zweifel. Vielleicht hatte er längst einen geeigneteren Aussichtspunkt auf einem Hochhaus gefunden.

Aomame schüttelte kurz und entschieden den Kopf. Sie durfte nicht zu viel grübeln. *Ich habe keine andere Wahl,* dachte sie, *als hier auszuharren und daran zu glauben, dass er zurückkommt. Ich sitze hier fest. Der Park ist der einzige Berührungspunkt zwischen ihm und mir.*

Aomame hatte nicht abgedrückt.

Es war Anfang September gewesen. Sie stand, in grelles Sonnenlicht getaucht, auf einem Pannenstreifen der Stadtautobahn Nr. 3 und hatte den schwarzen Lauf ihrer Heckler & Koch im Mund. Sie trug ihr Kostüm von Junko Shimada und die hochhackigen Schuhe von Charles Jourdan.

Der Verkehr staute sich, und die Leute starrten sie aus ihren Autos an, ohne eine Ahnung zu haben, was vor sich ging. Die nicht mehr ganz junge Dame in dem silbernen Mercedes-Coupé. Sonnenverbrannte Männer, die von der Höhe ihres Lastwagens zu ihr hinunterschauten. Aomame beabsichtigte, sich vor aller Augen mit einer Neun-Millimeter das Gehirn wegzupusten. Für sie das einzige Mittel, sich aus dem Jahr 1Q84 herauszukatapultieren. Der Leader hatte ihr versprochen, im Austausch für ihr Leben Tengos Leben zu retten. Als Gegenleistung hatte er seinen eigenen Tod verlangt.

Aomame bedauerte es nicht sonderlich, sterben zu müssen. Wahrscheinlich war ihr Schicksal schon besiegelt gewesen, als sie in das Jahr

1Q84 hineingesogen worden war. Sie folgte nur dem unausweichlichen Lauf der Dinge. Was hatte es für einen Sinn, allein auf dieser unverständlichen Welt mit ihren zwei Monden zu leben, auf der Wesen wie die Little People über das Schicksal der Menschen bestimmten?

Aber am Ende hatte sie doch nicht abgedrückt. Hatte im letzten Augenblick den Zeigefinger ihrer rechten Hand vom Abzug genommen und den Lauf aus ihrem Mund gezogen. Hatte, wie ein Mensch, der vom Meeresgrund auftaucht, tief ein- und ausgeatmet. Um den gesamten Sauerstoff in ihrem Körper auszutauschen.

Dass Aomame sich gegen den Tod entschieden hatte, verdankte sie der Stimme, die sie aus der Ferne vernommen hatte. Zunächst hatte völlige Stille sie umgeben. Als sie den Finger an den Abzug gelegt hatte, waren alle Geräusche um sie herum verstummt. Die Tiefe der Stille hatte sie an den Grund eines Schwimmbeckens erinnert. Der Tod hatte jegliche Düsterkeit und jeglichen Schrecken für sie verloren. Er war ihr so natürlich und selbstverständlich erschienen wie einem Embryo das Fruchtwasser. Nicht schlecht, hatte Aomame gedacht. Beinahe hatte sie sogar gelächelt.

Dann hörte sie die Stimme.

Sie schien von irgendwo weit her und aus einer fernen Zeit zu kommen. Sie konnte sich nicht an die Stimme erinnern, denn diese hatte auf ihrem langen, gewundenen Weg ihre spezifische Klangfarbe und ihre Eigenheiten verloren. Geblieben war nicht mehr als ein dumpfer Widerhall bar jeder ursprünglichen Bedeutung. Dennoch erkannte Aomame eine vertraute Wärme darin. Die Stimme schien ihren Namen zu rufen.

Aomame entspannte den Finger am Abzug und lauschte aufmerksam. Sie bemühte sich, die Worte zu verstehen, die die Stimme aussandte. Aber alles, was sie hörte oder zu hören glaubte, war ihr Name. Der Rest war nur ein dumpfes Heulen wie von einem Windstoß, der durch eine Höhle fährt. Bald entfernte sich die Stimme und verlor immer mehr an Deutlichkeit, bis sie schließlich ganz von der lautlosen Stille verschluckt wurde. Das Vakuum, das Aomame umgab, zerbarst, und mit einem Schlag kehrte der Lärm zurück. So, als habe man irgendwo einen Stöpsel herausgezogen. Ehe sie sichs versah, hatte sie ihre innere Entschlossenheit zu sterben eingebüßt.

Vielleicht kann ich Tengo wiedersehen, dachte Aomame. *In dem kleinen Park. Sterben kann ich auch danach noch. Nur einmal noch will ich mein Glück versuchen.* Leben – und nicht sterben – beinhaltete zugleich die Möglichkeit, Tengo zu begegnen. *Ich will leben,* dachte sie entschlossen. Es war ein seltsames Gefühl. Hatte sie es überhaupt schon einmal verspürt?

Sie entspannte den Hahn ihrer Automatik, sicherte sie und packte sie wieder in ihre Schultertasche. Sie straffte ihren Rücken, setzte die Sonnenbrille auf und machte sich gegen den Verkehrsstrom auf den Weg zurück zu ihrem Taxi. Die Leute beobachteten schweigend, wie sie auf ihren hohen Absätzen die Autobahn entlangschritt. Sie brauchte nicht weit zu gehen. Das Taxi hatte sie ungeachtet des dichten Staus fast eingeholt.

Der Fahrer ließ die Scheibe herunter, als Aomane dagegenklopfte.

»Lassen Sie mich wieder einsteigen?«, fragte sie.

Der Fahrer zögerte. »Das war doch eine Waffe, die Sie sich da eben in den Mund gesteckt haben?«

»Ja.«

»Ist die echt?«

»Ach, kommen Sie.« Aomame kräuselte die Lippen.

Der Fahrer öffnete die Tür, und Aomame stieg ein. Sie nahm ihre Schultertasche ab, legte sie auf den Sitz und wischte sich mit einem Taschentuch über den Mund.

»Und? Gibt es da eine Treppe für Notfälle?«, fragte der Fahrer.

Aomame schüttelte den Kopf.

»Na also. Sonst hätte ich ja davon gehört«, sagte er. »Und jetzt? Wollen Sie noch immer zur Ausfahrt Ikejiri?«

»Ja, bitte«, sagte Aomame.

Der Fahrer öffnete sein Fenster, winkte mit der Hand und wechselte vor einem großen Bus auf die rechte Spur. Der Taxameter zeigte noch den gleichen Betrag an.

Aomame lehnte sich zurück. Ruhig atmend betrachtete sie die altvertraute Esso-Reklametafel. Den Tankschlauch in der Pfote, wandte der Tiger ihr lächelnd sein Profil zu. »Pack den Tiger in den Tank«, stand da.

»Der Tiger im Tank«, flüsterte Aomame.

»Wie bitte?«, fragte der Fahrer mit einem Blick in den Rückspiegel.

»Nichts. Ich habe nur mit mir selbst gesprochen.«

Sie würde noch eine Weile am Leben bleiben und abwarten, wie die Dinge sich entwickelten. Zum Sterben war dann immer noch Zeit. Wahrscheinlich.

Als sie am Tag darauf einen Anruf von Tamaru erhielt, erklärte sie ihm, dass sie ihre Pläne geändert habe. Sie werde sich nicht von dort fortbewegen, sagte sie. Weder werde sie ihren Namen ändern, noch sich einer Gesichtsoperation unterziehen.

Am anderen Ende der Leitung herrschte Schweigen. Tamaru stellte im Geiste verschiedene Theorien auf.

»Das heißt, du willst nirgendwo anders hinziehen?«, fragte er dann.

»Genau«, antwortete Aomame knapp. »Ich will noch eine Weile hierbleiben.«

»Die Wohnung ist als Langzeitversteck nicht geeignet.«

»Wenn ich mich ruhig verhalte und nicht rausgehe, wird mich schon keiner finden.«

»Wir sollten diese Leute nicht unterschätzen. Sie könnten dein Umfeld ausspionieren und dir dadurch auf die Spur kommen. Dann könnte es auch für mich gefährlich werden.«

»Tut mir leid. Aber ich brauche noch etwas Zeit.«

»*Etwas Zeit* klingt ziemlich vage«, sagte Tamaru.

»Genauer kann ich es leider nicht sagen.«

Tamaru überlegte. Aus Aomames Ton schloss er, dass es ihr ernst war.

»Ich bin ein Mensch, für den seine berufliche Stellung absoluten Vorrang hat. Das weißt du doch?«

»Ja.«

Wieder verfiel Tamaru in Schweigen.

»In Ordnung«, sagte er schließlich. »Damit ich dich nicht falsch verstehe: Du hast sicher einen Grund für diesen Entschluss?«

»Ja, habe ich«, sagte Aomame.

Tamaru räusperte sich kurz in den Hörer. »Wie gesagt, von unserer Seite aus steht der Plan, und alles ist vorbereitet. Wir bringen dich an einen sicheren, entfernten Ort, tilgen jede Spur von dir, ändern deinen Namen und dein Gesicht. Wir machen einen – ich sage nicht völlig, aber beinahe völlig – anderen Menschen aus dir. Darüber sind wir uns wohl einig.«

»Ja, natürlich. Nicht, dass ich Einwände gegen den Plan an sich hätte. Es hat sich nur etwas Unerwartetes ereignet. Und für mich ist es lebensnotwendig, noch länger hierzubleiben.«

»Ich kann das nicht entscheiden«, sagte Tamaru und gab ein leises Brummen von sich. »Es kann ein bisschen dauern, bis ich dir Antwort geben kann.«

»Ich bin immer hier«, sagte Aomame.

»Gut«, sagte Tamaru und legte auf.

Am nächsten Morgen kurz vor neun klingelte das Telefon drei Mal. Dann wurde aufgelegt, und kurz darauf klingelte es wieder. Es konnte nur Tamaru sein.

»Madame hat große Bedenken dagegen, dass du weiter in der Wohnung bleibst«, begann er sofort, ohne sich mit einer Begrüßung aufzuhalten. »Wir können deine Sicherheit dort nicht ausreichend gewährleisten. Und sie allein ist entscheidend. Wir sind uns einig darüber, dass du dich möglichst schnell an einen sicheren fernen Ort begeben solltest. Verstehst du das so weit?«

»Ja, ich verstehe.«

»Aber du bist ruhig und besonnen. Du machst keine dummen Fehler und hast Mut. Wir vertrauen dir uneingeschränkt.«

»Danke.«

»Wenn du darauf bestehst, noch eine Weile in dieser Wohnung zu bleiben, hast du sicher einen guten Grund dafür. Wir kennen ihn nicht, aber bestimmt handelt es sich nicht nur um eine Laune. Deshalb ist Madame der Ansicht, wir sollten deinen Wunsch unterstützen.«

Aomame hörte wortlos zu.

»Du kannst also noch bis zum Ende des Jahres dortbleiben. Aber das ist das Äußerste.«

»Das heißt, ich soll zu Neujahr umziehen.«

»Wir bemühen uns, deinen Wünschen so weit wie möglich entgegenzukommen.«

»Einverstanden«, sagte Aomame. »Ich bleibe für den Rest des Jahres hier. Dann ziehe ich um.«

In Wirklichkeit hatte sie keineswegs diese Absicht. Sie würde sich keinen Schritt aus dieser Wohnung fortbewegen, bis sie Tengo gesehen hatte. Doch im Moment war es klüger, das für sich zu behalten. Ihr blieb noch Zeit bis zum nächsten Jahr. Über alles Künftige konnte sie nachdenken, wenn es so weit war.

»Gut«, sagte Tamaru. »Von nun an werden wir dich einmal in der Woche mit Lebensmitteln und Dingen, die du sonst noch brauchst, versorgen. Jeden Dienstag um ein Uhr nachmittags kommt ein Lieferdienst. Während dieser Zeit schließt du dich im Schlafzimmer ein. Du zeigst dich auf keinen Fall. Du sprichst auch nicht. Wenn der Lieferdienst wieder geht, klingelt er einmal an der Tür. Dann kannst du das Schlafzimmer verlassen. Wenn du etwas Besonderes brauchst oder möchtest, kannst du es mir sagen. Ich lege es dann der jeweils nächsten Lieferung bei.«

»Ich wäre dankbar für irgendein Gerät, mit dem ich meine Muskulatur trainieren kann«, sagte Aomame. »Die Wirkung von Übungen ohne Geräte ist begrenzt.«

»Ein professionelles Kraftsportgerät kann ich dir nicht bieten. Wärst du auch mit einem Heimtrainer zufrieden, der nicht so viel Platz wegnimmt?«

»Ja, es kann ruhig etwas ganz Einfaches sein«, sagte Aomame.

»Ein Fahrrad und etwas für den Muskelaufbau. Genügt das?«

»Klar. Und wenn möglich noch einen Softball-Schläger aus Metall.«

Tamaru schwieg ein paar Sekunden lang.

»So einen Schläger kann man für verschiedene Dinge benutzen«, sagte Aomame. »Auf mich wirkt es schon beruhigend, ihn einfach nur in der Hand zu halten. Weil ich quasi damit aufgewachsen bin.«

»In Ordnung. Ich kümmere mich darum«, sagte Tamaru. »Sollte dir noch etwas einfallen, schreibst du es auf ein Blatt Papier und legst es auf die Küchentheke. Du bekommst es dann bei der nächsten Lieferung.«

»Danke. Aber im Augenblick fehlt mir nichts.«

»Bücher, Videos oder so was?«

»Mir fällt nichts ein.«

»Wie wäre es mit *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* von Proust?«, fragte Tamaru. »Falls du es noch nicht gelesen hast, wäre jetzt eine gute Gelegenheit.«

»Hast du es gelesen?«

»Nein. Bisher war ich noch nicht im Gefängnis oder musste für längere Zeit untertauchen. Angeblich ist es ohne eine solche Gelegenheit schwer, den ganzen Roman durchzubekommen.«

»Kennst du jemanden, der es geschafft hat?«

»In meinem Bekanntenkreis gibt es schon ein paar Leute, die eine Weile gesessen haben, aber die sind nicht der Typ, der sich für Proust interessiert.«

»Ich versuche es mal«, sagte Aomame. »Schick mir die Bücher beim nächsten Mal mit.«

»Ehrlich gesagt hatte ich sie schon dazugelegt.«

Am folgenden Dienstag um Punkt ein Uhr erschien der »Lieferdienst«. Tamarus Anweisungen folgend, schloss Aomame sich im Schlafzimmer ein und verhielt sich mucksmäuschenstill. Sie hörte, wie die Tür aufgeschlossen wurde und Leute die Wohnung betraten. Wer den von Tamaru angekündigten Dienst erledigte, wusste sie nicht. Den Geräuschen und Bewegungen nach zu urteilen handelte es sich wahrscheinlich um zwei Personen, aber Stimmen waren nicht zu hören. Offenbar trugen sie mehrere Kartons in die Wohnung und sortierten dann alles ein. Es war zu hören, wie sie etwas im Spülbecken wuschen und Dinge in den Kühlschrank legten. Vermutlich war genau abgesprochen, wer für welche Aufgaben verantwortlich war. Etwas wurde ausgepackt. Kartons und Papier wurden weggeräumt. Anscheinend nahmen sie auch den Abfall in der Küche mit. Aomame konnte ihn ja schlecht selbst nach unten in die Mülltonne bringen.

Die Helfer kamen auf leisen Sohlen und gingen effizient und ohne überflüssiges Rumoren zu Werke. Nach etwa zwanzig Minuten waren sie fertig. Die Eingangstür wurde geöffnet, sie gingen hinaus und schlossen von außen ab. Es klingelte einmal an der Tür – das Signal. Zur Sicherheit ließ

Aomame noch fünfzehn Minuten verstreichen. Erst dann verließ sie das Schlafzimmer, vergewisserte sich, dass niemand mehr da war, und verriegelte die Tür von innen.

Der große Kühlschrank war mit Lebensmitteln für etwa eine Woche bestückt worden. Diesmal waren es keine leicht in der Mikrowelle zuzubereitenden Fertiggerichte, sondern frische Nahrungsmittel. Verschiedene Gemüse und Obst. Fisch und Fleisch. Tofu, Wakame und Natto. Milch, Käse und Orangensaft. Ein Dutzend Eier. Um überflüssigen Abfall zu vermeiden, war alles ausgepackt und auf praktische Weise neu verpackt worden. Offenbar wussten sie ziemlich genau, welche Lebensmittel Aomame täglich verwendete. Woher nur?

Am Fenster stand ein kleiner, aber hochwertiger Heimtrainer. Ein Display zeigte Geschwindigkeit, zurückgelegte Kilometer und Energieverbrauch an. Man konnte die Radumdrehungen pro Minute und die eigene Herzfrequenz überprüfen. Außerdem hatte man ihr noch eine Übungsbank aufgestellt, auf der sie ihre Bauch- und Rückenmuskeln und den Deltamuskel stählen konnte. Die Zusatzteile waren ganz leicht an- und abzumontieren. Aomame kannte sich mit der Bedienung solcher Geräte aus. Dieses befand sich auf dem neusten Stand, und die Ergebnisse, die sie hier mit einfachen Mitteln erzielen konnte, genügten ihr. Diese beiden Geräte würden es ihr ermöglichen, ihren Fitnessstand zu halten.

Auch ein Kasten mit einem metallenen Softball-Schläger stand bereit. Sie nahm ihn heraus und schwang ihn mehrere Male. Mit einem scharfen Sausen durchschnitt der nagelneue, silbern glänzende Schläger die Luft. Das vertraute Gewicht gab Aomame ein Gefühl von Sicherheit. Die Berührung erinnerte sie an Tamaki Otsuka und ihre gemeinsame Teenagerzeit.

Auf dem Esstisch lag eine fünfbändige Ausgabe von *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*. Sie war nicht neu, wies jedoch keine Gebrauchsspuren auf. Aomame griff nach einem der Bände und blätterte ein wenig darin. Außerdem hatte man ihr noch mehrere Wochen- und Monatszeitschriften gebracht und fünf ganz neue, noch verschweißte Videofilme. Wer sie ausgewählt hatte, wusste sie nicht, aber sie hatte jedenfalls noch keinen

dieser neuen Filme gesehen. Allerdings war Aomame keine regelmäßige Kinogängerin, und Filme zu finden, die sie nicht kannte, war nicht schwer.

In einer großen Einkaufstüte befanden sich drei neue, unterschiedlich dicke Pullover, zwei warme Flanellhemden und vier langärmlige T-Shirts. Alles einfarbig, schlicht geschnitten und in der richtigen Größe. Dicke Socken und Strumpfhosen waren auch dabei. Sie würde die Sachen brauchen, wenn sie bis Ende Dezember hierblieb. Sehr vorausschauend gedacht.

Aomame brachte die Kleidungsstücke ins Schlafzimmer, wo sie sie in Schubladen legte oder aufhängte. Als sie anschließend in der Küche einen Kaffee trank, klingelte das Telefon drei Mal, dann wurde aufgelegt, und es klingelte erneut.

»Ist alles angekommen?«, fragte Tamaru.

»Ja, danke, ich glaube, jetzt habe ich alles, was ich brauche. Die Geräte genügen mir vollkommen. Jetzt muss ich mir nur Proust zu Gemüte führen.«

»Wenn wir irgendetwas vergessen haben, sagst du es mir einfach, in Ordnung?«

»Mache ich«, sagte Aomame. »Aber es ist ziemlich unwahrscheinlich, dass mir da etwas einfällt.«

Tamaru räusperte sich. »Vielleicht ist es überflüssig, aber darf ich dir einen Rat geben?«

»Welchen denn?«

»Es ist gar nicht so einfach, längere Zeit allein auf engem Raum eingesperrt zu leben, ohne jemanden zu sehen oder mit jemandem zu sprechen. Auch der härteste Mensch kann daran zerbrechen. Vor allem, wenn er zusätzlich noch gejagt wird.«

»Meine bisherige Wohnung war auch nicht gerade riesig.«

»Das könnte sich tatsächlich als Pluspunkt erweisen«, sagte Tamaru. »Trotz allem solltest du auf dich aufpassen. Bei dauernder Anspannung können die Nerven, ohne dass du es selbst merkst, irgendwann reißen. Dann wird es schwierig, sie wieder in ihren ursprünglichen Zustand zu versetzen.«

»Ich werde mich in Acht nehmen«, sagte Aomame.

»Ich habe es ja schon mal gesagt: Du bist ein besonnener Mensch. Du hast Ausdauer. Und du überschätzt dich nicht. Aber auch der Wachsamste kann einmal unkonzentriert sein und dann Fehler machen. Einsamkeit kann zu einer Säure werden, die den Menschen zerfrisst.«

»Ich glaube nicht, dass ich einsam bin«, sagte Aomame, halb zu Tamaru, halb zu sich selbst. »Allein vielleicht, aber nicht einsam.«

Am anderen Ende der Leitung herrschte kurz Schweigen. Vermutlich dachte Tamaru über den Unterschied zwischen Alleinsein und Einsamkeit nach.

»Jedenfalls werde ich noch stärker auf der Hut sein. Ich danke dir für deinen Rat«, sagte Aomame.

»Ich möchte, dass du eins weißt«, sagte Tamaru. »Wir geben dir Rückendeckung, so weit wie möglich. Falls bei dir jedoch irgendwann eine Notsituation eintritt – welcher Art auch immer –, könnte es passieren, dass du auf dich selbst gestellt bist. Vielleicht bin ich, auch wenn ich mich noch so sehr beeile, nicht rechtzeitig bei dir. Oder irgendwelche Umstände hindern mich daran, dir überhaupt zu Hilfe zu kommen. Falls zum Beispiel unsere Verbindung zu dir plötzlich als nicht mehr opportun gilt.«

»Ich bin mir dessen absolut bewusst. Ich bleibe sozusagen auf eigene Gefahr hier, also muss ich darauf gefasst sein, mich selbst zu schützen. Mit dem Metallschläger und *dem Ding, das du mir gegeben hast.*«

»Das Leben ist hart.«

»Wo es Hoffnung gibt, muss es auch Prüfungen geben«, sagte Aomame.

Wieder schwieg Tamaru einen Augenblick lang. »Hast du schon mal von dem ultimativen Test gehört, den die Beamten bei der stalinistischen Geheimpolizei absolvieren mussten?«

»Nein.«

»Der Anwärter wurde in einen quadratischen Raum gebracht, in dem nur ein ganz gewöhnlicher kleiner Holzstuhl stand. Sein Befehl lautete: ›Bring diesen Stuhl dazu, dass er ein Geständnis ablegt, und fertige ein Protokoll davon an. Vorher tust du keinen Schritt aus diesem Zimmer.‹«

»Klingt ziemlich surreal.«

»Ganz und gar nicht. Die Geschichte ist real bis in die letzte Konsequenz. Stalins totalitäres System war so real, dass er damit eine Million Menschen in den Tod schickte. Fast alle waren Landsleute von ihm. Wir leben ganz real in einer solchen Welt. Das sollte man sich immer wieder vor Augen führen.«

»Du kennst eine Menge herzerwärmender Geschichten.«

»So viele nun auch wieder nicht. Ich verfüge nur über den notwendigen Vorrat. Da ich keine systematische Ausbildung genossen habe, blieb mir nichts anderes übrig, als mir solche wirklich nützlichen Dinge nach und nach selbst anzueignen. *Wo es Hoffnung gibt, muss es auch Prüfungen geben.* Ein wahres Wort. Allerdings sind die Hoffnungen in der Minderzahl und meist abstrakt, während die Prüfungen zahlreich und konkret sind. Ebenfalls eine Erkenntnis, die mich das Leben gelehrt hat.«

»Und welches Geständnis hat der angehende Geheimpolizist dem Holzstuhl am Ende abgepresst?«

»Der Wert dieser Frage liegt im Nachdenken darüber«, sagte Tamaru. »Wie bei einem Kōan im Zen.«

»›Zen und die Kunst, einen Stuhl zu verhören.‹«

Nach einer kurzen Pause legte Tamaru auf.

An diesem Nachmittag trainierte Aomame mit ihren neuen Geräten. Nach der langen Zeit genoss sie es, sich einmal wieder richtig zu verausgaben. Anschließend spülte sie sich unter der Dusche den Schweiß ab. Sie schaltete einen UKW-Sender ein und bereitete sich zu seinen Klängen eine leichte Mahlzeit zu. Anschließend sah sie sich die Abendnachrichten an (es war nichts dabei, was sie interessiert hätte). Als der Tag zur Neige ging, setzte sie sich auf den Balkon, um den Park zu beobachten. Mit einer leichten Decke, dem Fernglas und der Pistole. Und dem schönen, glänzenden Metallschläger.

Wenn Tengo sich nicht mehr blicken lässt, dachte sie, *werde ich mein eintöniges Leben in diesem Teil von Koenji weiterführen, bis dieses rätselhafte Jahr 1Q84 zu Ende geht. Ich werde kochen, trainieren, Nachrichten sehen und Proust lesen, während ich darauf warte, dass Tengo in dem Park auftaucht. Auf ihn zu warten ist zu meiner Lebensaufgabe geworden. Der seidene Faden, an dem mein Leben hängt. Ich bin wie eine der Spinnen, die ich auf der Treppe an der Stadtautobahn gesehen habe. Wie eine*

winzige schwarze Spinne, die in ihrem kümmerlichen Netz im Winkel eines schmutzigen Metallrahmens lauert. Der Wind zerrt daran, löst es, zerfetzt es. Damals hatte ich Mitleid mit ihnen. Und jetzt bin ich fast in der gleichen Lage wie diese Spinnen.

Ich muss eine Kassette mit der Sinfonietta von Janáček haben. Ich brauche sie zum Trainieren. Dieses Stück verbindet mich mit irgendeinem unbestimmbaren Ort. Sie hat die Aufgabe, mich zu etwas hinzuführen. Ich muss sie auf die Liste für Tamarus nächste Lieferung setzen.

Es war schon Oktober, und ihre Frist betrug nur noch drei Monate. Die Uhr tickte unaufhaltsam. Aomame rutschte tiefer in ihren Gartenstuhl und beobachtete zwischen den Kunststoffblenden hindurch den Park und die Rutschbahn. Die Quecksilberlaterne tauchte den kleinen Spielplatz in bläulich weißes Licht. Die Szenerie erinnerte Aomame an die verlassenen Gänge in einem abendlichen Aquarium. Unsichtbare, phantastische Fische schwammen lautlos zwischen den Pflanzen umher. Niemals unterbrachen sie ihr stilles Gleiten. Am Himmel standen die beiden Monde und forderten Aomames Anerkennung.

»Tengo«, flüsterte Aomame. »Wo bist du?«

Kapitel 3

Tengo

Tiere, die Kleidung tragen

Nachmittags besuchte Tengo seinen Vater in dessen Zimmer im Sanatorium, schlug das jeweilige Buch auf, das er mitgebracht hatte, und las vor. Nach etwa fünf Seiten legte er eine Pause ein und las dann weitere fünf Seiten. Eigentlich las er sich die Bücher selbst laut vor. Romane, Biographien oder naturwissenschaftliche Werke. Das Wichtige war seine Stimme, nicht der Inhalt der Texte.

Tengo hatte keine Ahnung, ob sein Vater ihn hören konnte oder nicht. An seinem Gesicht war zumindest keinerlei Reaktion zu erkennen. Der ausgezehrte alte Mann lag mit geschlossenen Augen reglos in seinem Bett, und nicht einmal sein Atem war zu hören. Natürlich atmete er, aber Gewissheit darüber war nur zu erlangen, indem man ein Ohr auf seine Brust legte oder ihm einen Spiegel vor den Mund hielt. Eine Infusionsflüssigkeit rann aus einem Tropf in seinen Körper, und die geringe Menge seiner Ausscheidungen wurde durch einen Katheter abgeführt. Lediglich dieser langsame, minimale Austausch zeigte, dass er noch am Leben war. Mitunter rasierte ihn eine Krankenschwester mit einem elektrischen Rasierapparat und schnitt ihm mit einer Schere die weißen Haare, die aus Nase und Ohren sprossen. Sogar seine Augenbrauen wurden gestutzt. Bei diesem Anblick verwischte für Tengo ganz allmählich der Unterschied zwischen Leben und Tod. Existierte dieser Unterschied überhaupt? Oder glaubten die Menschen nur aus Bequemlichkeit so fest an ihn?

Gegen drei Uhr kam für gewöhnlich der Arzt und unterrichtete Tengo über den Zustand seines Vaters. Seine Erläuterungen waren stets kurz und gleichen Inhalts. Es gab keine Veränderung. Der alte Mann schlief einfach,

und seine Lebenskraft schwand immer mehr. Anders ausgedrückt, er bewegte sich langsam, aber sicher auf seinen Tod zu. Die Möglichkeit, ihn medizinisch zu behandeln, bestand momentan nicht. Man konnte ihn nur in Ruhe schlafen lassen. Mehr konnte der Arzt auch nicht sagen.

Gegen Abend kamen zwei Pfleger, die Tengos Vater in einen Behandlungsraum transportierten, wo er untersucht wurde. Die Pfleger wechselten tageweise, aber keiner von ihnen sprach je ein Wort. Vielleicht lag es an dem großen Mundschutz, den sie trugen. Einer von ihnen schien Ausländer zu sein. Er war zierlich und von dunkler Hautfarbe und lächelte Tengo stets hinter seinem Mundschutz zu. Dass er lächelte, erkannte Tengo an den Augen des Mannes. Er lächelte zurück und nickte.

Nach einer halben bis einer Stunde wurde sein Vater in sein Zimmer zurückgebracht. Welche Untersuchungen man an ihm durchführte, war Tengo unbekannt. Er ging, sobald sein Vater abgeholt wurde, in die Cafeteria und trank einen heißen grünen Tee. Nachdem er dort etwas Zeit totgeschlagen hatte, kehrte er in das Krankenzimmer zurück – in der Hoffnung, auf dem leeren Bett noch einmal die Puppe aus Luft mit Aomame als Mädchen vorzufinden. Aber das geschah nicht mehr. In dem halbdunklen Raum erwartete ihn nur der Geruch nach Krankheit und das leere Bett mit der Einbuchtung, die der Körper seines Vaters hinterlassen hatte.

Tengo stellte sich ans Fenster und schaute nach draußen. Jenseits der Rasenfläche verlief das als Schutz gegen den Wind dienende Kiefernwäldchen. Dahinter rauschten laut und dumpf die rauen Wellen des Pazifiks wie das vereinte Flüstern zahlloser Geister, von denen jeder eine Geschichte zu erzählen hatte.

Tengo hatte das Sanatorium in Chikura bereits im Oktober zweimal aufgesucht. An freien Tagen war er in aller Frühe mit dem Expresszug dorthin gefahren, hatte am Bett seines Vaters gesessen und ihn ab und zu angesprochen. Der Vater hatte tief schlafend auf dem Rücken gelegen und keinerlei Reaktion gezeigt. Die übrige Zeit verbrachte Tengo fast ausschließlich damit, auf die Landschaft vor dem Fenster zu starren. Er erwartete, dass *irgendetwas* geschehen würde, sobald es Abend wurde. Aber nichts geschah. Die Sonne ging unter, und nichtssagende Dunkelheit hüllte

das Zimmer ein. Resigniert war Tengo mit dem letzten Expresszug nach Tokio zurückgekehrt.

Irgendwann kam ihm der Gedanke, dass er vielleicht dortbleiben und sich seinem Vater stellen musste. Wahrscheinlich genügte es nicht, ab und zu einen Krankenbesuch zu machen und dann wieder nach Hause zu fahren. Jetzt war vermutlich ein stärkeres Engagement gefordert.

Mitte November beschloss Tengo, regulär Urlaub zu nehmen. Als Begründung gab er an, dass sein Vater schwer krank und pflegebedürftig sei, was ja nicht einmal gelogen war. Er bat einen ehemaligen Kommilitonen, ihn zu vertreten. Dieser Mann war so gut wie der einzige Studienkollege, zu dem Tengo noch losen Kontakt unterhielt. Er war ein Exzentriker, wie es bei Mathematikern häufiger vorkommt, aber ein exzellenter Kopf. Ungeachtet seines Universitätsabschlusses ging er weder in die Forschung, noch nahm er eine feste Stelle an und schlug sich stattdessen mit Nachhilfeunterricht durchs Leben. Seine übrige Zeit verbrachte er mit der Lektüre unzähliger Bücher und dem Angeln in Bergbächen. Außerdem war er von Haus aus nicht arm und nicht unbedingt auf eine Anstellung angewiesen. Zufällig wusste Tengo, dass er auch als Lehrer sehr begabt war. Er hatte Tengo schon einmal vertreten, und die Resonanz bei den Schülern war sehr positiv ausgefallen. Als Tengo ihn anrief und ihm die Sachlage erklärte, sagte er spontan zu.

Dann war da noch die Frage, was mit Fukaeri geschehen sollte, die ja bei ihm wohnte. Tengo konnte nicht einschätzen, ob es vernünftig wäre, das weltfremde, junge Mädchen länger in seiner Wohnung allein zu lassen. Zu allem Überfluss durfte ja niemand sie sehen. Also fragte er Fukaeri selbst, ob sie allein bleiben könne, solange er fort war, oder zeitweise woanders wohnen wolle.

»Wo fahren Sie hin«, fragte Fukaeri und sah ihn ernst an.

»In die Stadt der Katzen«, sagte Tengo. »Mein Vater ist schon seit einiger Zeit bewusstlos, und im Sanatorium sagen sie, es wird vielleicht nicht mehr lange dauern.«

Er verschwieg, dass eines Tages nach Sonnenuntergang eine Puppe aus Luft in dem Krankenzimmer erschienen war. Und Aomame als Mädchen

darin schlief. Und diese Puppe aus Luft derjenigen aus Fukaeris Geschichte bis aufs Haar glich. Und er die Hoffnung hegte, dass sie wieder auftauchen würde.

Fukaeri kniff die Augen zusammen, presste die Lippen zu einem geraden Strich aufeinander und sah Tengo lange an. Als versuche sie, eine mit winzigen Zeichen geschriebene Botschaft zu entziffern. Beinahe unbewusst fasste er sich ins Gesicht, aber er hatte nicht den Eindruck, dass dort etwas geschrieben stand.

»Das ist gut«, sagte Fukaeri und nickte mehrmals. »Um mich brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen. Ich hüte das Haus.« Sie überlegte. »Im Moment besteht keine Gefahr«, fügte sie hinzu.

»Im Moment besteht keine Gefahr«, wiederholte Tengo.

»Um mich brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen«, sagte sie noch einmal.

»Ich rufe dich jeden Tag an.«

»Gehen Sie nicht in der Stadt der Katzen verloren.«

»Pass auf dich auf«, sagte Tengo.

Tengo ging in den Supermarkt und kaufte ein paar leicht zuzubereitende Lebensmittel ein, damit Fukaeri nicht aus dem Haus gehen musste. Er wusste, dass ihre Fähigkeiten und ihr Ehrgeiz, etwas zu kochen, nicht gerade ausgeprägt waren, und wollte es vermeiden, bei seiner Rückkehr in zwei Wochen einen Kühlschrank voll matschigem Gemüse vorzufinden.

Er packte Kleidung und Waschzeug in eine Kunststofftasche. Dann legte er noch ein paar Bücher, Schreibzeug und Manuskriptpapier dazu. Wie immer nahm er am Bahnhof Tokio den Schnellzug, stieg in Tateyama in den Bummelzug und war zwei Stationen später in Chikura. Er erkundigte sich in dem Fremdenverkehrsbüro am Bahnhof nach einer preiswerten Unterkunft. Da die Badesaison vorbei war, bekam er problemlos ein Zimmer in einer einfachen Pension, in der hauptsächlich Angler übernachteten. Es war klein, aber sauber, und duftete nach neuen Tatami-Matten. Es lag im ersten Stock, und vom Fenster aus konnte man den Fischerhafen sehen. Das Frühstück war inbegriffen, und alles in allem war es billiger, als er erwartet hatte.

Er wisse noch nicht genau, wie lange er bleiben würde, und wolle vorläufig für drei Tage im Voraus bezahlen, erklärte Tengo der Wirtin. Sie hatte keine Einwände. Um elf würde abgeschlossen, und Damenbesuch sei nicht erwünscht, teilte sie ihm mit. Tengo hatte ebenfalls nichts einzuwenden. Nachdem er sich in seinem Zimmer eingerichtet hatte, rief er im Sanatorium an und fragte die Krankenschwester, die abhob (es war jene mittleren Alters, die er bereits kannte), ob er seinen Vater gegen drei Uhr am Nachmittag besuchen könne. »Natürlich«, sagte sie. »Herr Kawana schläft sowieso die ganze Zeit.«

So begannen Tengos Tage in der Stadt der Katzen. Er stand früh auf, ging am Strand spazieren, sah den Fischerbooten beim Auslaufen zu und kehrte dann in die Pension zurück, um zu frühstücken. Es gab zwar jeden Tag das Gleiche – getrocknete Makrele, Spiegelei, geviertelte Tomate, würzige Nori, Misosuppe mit Shijimi-Muscheln und dazu Reis –, aber aus irgendeinem Grund schmeckte es ihm stets aufs Neue. Nach dem Frühstück setzte er sich an seinen kleinen Tisch und schrieb auf kariertes Manuskriptpapier. Es machte ihm Spaß, wieder einmal mit Füller zu schreiben. In einer fremden Umgebung, fern von seinem Alltag, zu arbeiten fühlte sich anders und gar nicht übel an. Besonders gefiel ihm das vom Hafen herübertönende monotone Brummen der heimkehrenden Fischerboote.

Der Roman, an dem er schrieb, spielte in einer Welt mit zwei Monden. Auch die Little People und Puppen aus Luft gab es dort. Er hatte die Welt aus Fukaeris Geschichte entlehnt, doch inzwischen war sie ihm gänzlich zu eigen geworden, und wenn er schrieb, tauchte er völlig in sie ein. Selbst wenn er den Füller einmal ablegte, hielt er sich im Geiste weiter dort auf. In solchen Momenten hatte er das Gefühl, dass sein Körper und sein Bewusstsein sich an verschiedenen Orten aufhielten, und er konnte kaum noch unterscheiden, bis wohin die Realität reichte und wo die Fiktion begann. Der Held aus *Die Stadt der Katzen* hatte bestimmt eine ganz ähnliche Erfahrung gemacht. Er war ausgezogen, ohne den Schwerpunkt seiner Welt zu kennen. Und konnte (vielleicht) deshalb nie mehr einen Zug besteigen, der die Stadt verließ.

Um elf Uhr musste Tengo sein Zimmer verlassen, weil sauber gemacht wurde. Dann unterbrach er die Arbeit und schlenderte zum Bahnhof, wo er sich in ein Café setzte. Mitunter aß er auch ein Sandwich, aber meistens bestellte er nur einen Kaffee. Während er ihn trank, blätterte er die ausliegenden Morgenzeitungen sorgfältig nach Artikeln durch, die ihn betrafen. Aber er entdeckte nie etwas. *Die Puppe aus Luft* war längst von den Bestseller-Listen verschwunden. Auf Platz eins stand jetzt das Diätbuch *Essen, was schmeckt, und dabei schlank werden.* Ein Buch mit diesem Titel würde sich wahrscheinlich auch verkaufen, wenn sämtliche Seiten leer wären.

Sobald Tengo mit seinem Kaffee und den Zeitungen fertig war, machte er sich mit dem Bus auf den Weg zum Sanatorium, sodass er in der Regel zwischen halb zwei und zwei dort ankam. Als Erstes plauderte er ein wenig mit der Schwester an der Rezeption. Seit Tengo sich in Chikura aufhielt und seinen Vater jeden Tag besuchte, behandelten ihn die Schwestern viel liebenswürdiger als zuvor. Wie eine Familie, die freudig die Rückkehr des verlorenen Sohnes begrüßte.

Im Sanatorium arbeitete auch eine zierliche junge Krankenschwester mit großen Augen, roten Wangen und einem Pferdeschwanz, die stets verlegen lächelte, wenn Tengo sie ansah. Sie schien ein gewisses Interesse an ihm zu haben. Vermutlich war sie Anfang zwanzig. Doch seit Tengo die schlafende Aomame in der Puppe aus Luft gesehen hatte, dachte er nur noch an sie. Alle anderen Frauen, denen er begegnete, glitten lediglich als blasse Schatten an ihm vorüber. Aomame war ständig in seinem Kopf. Er wusste nun, dass sie irgendwo in seiner Nähe lebte, vielleicht sogar auf der Suche nach ihm war und sich ihm deshalb an jenem Abend auf diesem besonderen Weg gezeigt hatte. Auch sie hatte Tengo nicht vergessen.

Er hatte sie mit eigenen Augen gesehen – wenn es keine Halluzination gewesen war.

Mitunter wurde Tengo durch irgendetwas an seine ältere, verheiratete Freundin erinnert. Was sie wohl jetzt gerade tat? Sie sei *verlorengegangen*, hatte ihr Mann am Telefon gesagt. Und Tengo sie deshalb nie wiedersehen

könne. Verlorengegangen. Diese Ausdrucksweise beunruhigte ihn noch immer. Die Worte hatten zweifellos einen unheilvollen Klang.

Dennoch rückte die Erinnerung an Kyoko allmählich in immer weitere Ferne. Schon jetzt hatten die mit ihr verbrachten Nachmittage nur noch die Bedeutung längst vergangener Ereignisse. Tengo hatte deshalb ein schlechtes Gewissen, doch inzwischen hatte sein Schwerpunkt sich verlagert. Die Sache war abgeschlossen. Er konnte die Zeit nicht mehr zurückdrehen.

Nachdem Tengo das Zimmer seines Vaters betreten hatte, setzte er sich auf den Stuhl neben dem Bett und begrüßte ihn kurz. Dann erzählte er ihm der Reihe nach, was er seit dem Abend zuvor erlebt hatte. Natürlich war das nichts Besonderes. Er war mit dem Bus in den Ort zurückgefahren, hatte ein leichtes Abendessen zu sich genommen und ein Bier getrunken, war in die Pension gegangen und hatte gelesen. Um zehn hatte er sich schlafen gelegt. Früh am nächsten Morgen war er aufgestanden, hatte einen Spaziergang durch den Ort unternommen, gegessen und etwa zwei Stunden geschrieben. Obwohl sich der Ablauf jeden Tag wiederholte, erstattete Tengo seinem bewusstlosen Vater stets genau Bericht über seine Aktivitäten. Natürlich zeigte dieser keine Reaktion. Tengo hätte genauso gut mit einer Wand reden können. Das Ganze war nicht mehr als ein Ritual. Doch auch einfache Wiederholungen sind oftmals von nicht geringer Bedeutung.

Später las Tengo seinem Vater aus einem mitgebrachten Buch vor. Dazu suchte er nichts Bestimmtes aus, sondern nahm eines, das er selbst gerade las. Es hätte auch die Gebrauchsanweisung für einen elektrischen Rasenmäher sein können. Tengo las die Sätze mit möglichst klarer, gut hörbarer Stimme vor. Das war der Punkt, auf den er besonders achtete.

»Die Blitze wurden allmählich stärker, und ihr bläuliches Licht zuckte in immer kürzeren Abständen grell auf, aber es war kein Donner zu hören. Oder vielleicht donnerte es, und ich bildete mir nur ein, es nicht zu hören, weil meine Sinne betäubt waren. Das Regenwasser strömte in Furchen dahin. Darüber hinwegschreitend betrat ein Gast nach dem anderen das Lokal.

Weil der Freund, mit dem ich gekommen war, nur in die Gesichter der Leute sah, überlegte ich, was los sei, sagte aber schon seit einiger Zeit nichts mehr. Überall wurde geredet, auf den Plätzen neben mir und auch gegenüber drängten sich die Gäste, dass man kaum atmen konnte.

Jemand hustete oder hatte sich verschluckt, jedenfalls klang es seltsam, wie das Bellen eines Hundes. Plötzlich beleuchtete ein ungeheurer Blitz mit seinem blauen Schein das Innere des Raumes und die auf dem Lehmboden hockenden Gestalten. Als ich erschrocken aufsprang, weil ein krachender Donnerschlag folgte, der das Dach zu spalten schien, wandten sich die Gäste, die den Boden bevölkerten, alle auf einmal in meine Richtung, und ich wurde gewahr, dass sie die Gesichter von Hunden oder Füchsen hatten, wenn auch all diese Tiere Kleidung trugen. Einige von ihnen leckten sich mit langen Zungen das Maul.«*

Tengo schaute seinem Vater ins Gesicht. »Ende«, sagte er, denn hier endete die Geschichte.

Keine Reaktion.

»Fällt dir dazu irgendetwas ein?«

Natürlich keine Antwort.

Mitunter las Tengo ihm auch vor, was er am Morgen geschrieben hatte. Danach ging er mit dem Kugelschreiber in der Hand einen beliebigen Abschnitt durch und las die überarbeitete Passage anschließend noch einmal vor. Überzeugte sie ihn nicht, nahm er sie sich ein weiteres Mal vor, um sie schließlich noch einmal vorzulesen.

»So hört es sich besser an«, sagte er dann, wie nach Zustimmung heischend, zu seinem Vater, der natürlich keine Meinung dazu äußerte, ob der Abschnitt wirklich so besser war oder doch vorher oder ob die Veränderungen eigentlich gar keinen Unterschied machten. Der Vater hielt seine eingefallenen Lider stets fest geschlossen, sodass sie an die heruntergelassenen Rollläden eines von Unheil und Verhängnis heimgesuchten Hauses erinnerten.

Hin und wieder stand Tengo auf, streckte sich ausgiebig und trat ans Fenster, um die Aussicht zu betrachten. Es war schon seit einigen Tagen

bewölkt, manchmal regnete es auch. Der Regen, der auch an diesem windstillen Nachmittag unablässig in geraden Fäden vom Himmel fiel, drang schwer und dunkel in das Kiefernwäldchen ein. Scharen schwarzer Vögel hatten sich darin formiert. Auch die Vögel waren dunkel durchtränkt. Selbst ins Innere des Krankenzimmers drang die Feuchtigkeit ein. Kissen, Bücher, der Tisch – alles schien sich damit vollzusaugen. Doch ungeachtet des Wetters, der Nässe, des Windes und der Wellen verharrte Tengos Vater in seinem Koma. Die Ohnmacht hüllte seinen Körper ein wie ein barmherziges Kleid. Nach einer kurzen Pause las Tengo weiter. Mehr gab es in dem kleinen, feuchten Raum für ihn nicht zu tun.

Wenn er doch einmal aufhörte, saß er nur schweigend da und beobachtete die schlafende Gestalt seines Vaters. Stellte Vermutungen an, was in dessen Gehirn vorgehen mochte. Welcher Art war das Bewusstsein, das sein alter, sturer, ambossharter Schädel barg? Oder war dort gar nichts mehr geblieben? Glich sein Gehirn einem leeren Haus, dessen Bewohner mit sämtlichem Inventar spurlos verschwunden waren? Aber mussten sich dann nicht wenigstens ein paar Erinnerungen und Ereignisse in die Wände und Decken eingebrannt haben? Über lange Zeit gepflegte Gewohnheiten konnten doch nicht einfach so vom Nichts verschluckt werden. Vielleicht wanderte sein Vater, während er in diesem Sanatorium am Meer in seinem schmalen Bett lag, durch die dunkle Stille seiner leeren, inneren Räume und war von Dingen umgeben, die den Augen anderer verborgen blieben.

Irgendwann kam die junge Krankenschwester mit den roten Wangen. Sie lächelte Tengo zu und machte sich daran, die Körpertemperatur seines Vaters zu messen und die Menge der Infusionsflüssigkeit und der Ausscheidungen zu überprüfen. Die Werte trug sie mit Kugelschreiber in eine Tabelle auf einem Klemmbrett ein. Ihre Gesten waren mechanisch und versiert, als folge sie einem Handbuch. Während Tengo ihre routinierten Bewegungen beobachtete, überlegte er, wie es sein mochte, in dieser kleinen Stadt am Meer zu leben und alte demenzkranke Menschen zu pflegen, für die es keinerlei Aussicht auf Heilung gab. Die Schwester wirkte so jung und gesund. Ihre Brüste und Hüften unter dem gestärkten weißen Kittel besaßen genau die richtige Fülle. Unschuldige Härchen schimmerten golden auf der

glatten Haut ihres Nackens. Auf einem Plastikschildchen an ihrer Brust stand der Name »Adachi«.

Was sie wohl an diesen entlegenen Ort verschlagen hatte, wo schleichendes Vergessen und Tod herrschten? Tengo kannte sie als tüchtige und gewissenhafte Krankenschwester. Jung und patent wie sie war, hätte sie sicher auch in einer anderen Art von Sanatorium arbeiten können, wenn sie gewollt hätte. Irgendwo, wo es interessanter und lebhafter zuging. Weshalb hatte sie sich ausgerechnet diesen traurigen Ort ausgesucht? Tengo hätte gern den Grund dafür gewusst. Wahrscheinlich hätte sie ihm sogar eine ehrliche Antwort gegeben, wenn er sie gefragt hätte. So viel konnte er sich denken. Allerdings hielt er es für besser, sich auf nichts einzulassen. Immerhin befand er sich in der Stadt der Katzen und musste eines Tages in den Zug steigen, der ihn in seine eigene Welt zurückbrachte.

Als die Schwester ihre Aufgaben erledigt hatte, legte sie die Tabelle wieder an ihren Platz.

»Es hat sich kaum etwas verändert. Alles wie gehabt.« Sie bedachte Tengo mit einem schüchternen Lächeln.

»Wenigstens ist sein Zustand stabil«, sagte er so heiter wie möglich.

Ein mitfühlendes Lächeln erschien auf ihrem Gesicht. Sie neigte leicht den Kopf, und ihr Blick fiel auf das zugeklappte Buch auf seinen Knien. »Lesen Sie ihm vor?«

Tengo nickte. »Aber ich bezweifle, dass er etwas hört.«

»Trotzdem ist es gut«, sagte die Schwester.

»Gut oder schlecht, etwas anderes fällt mir sowieso nicht ein.«

»Aber nicht jeder würde das tun.«

»Im Gegensatz zu mir sind die meisten Menschen mit ihrem Leben beschäftigt«, sagte Tengo.

Schwester Adachi zögerte. Sie schien etwas sagen zu wollen, unterließ es aber. Sie sah erst seinen schlafenden Vater an und dann Tengo.

»Gute Besserung«, sagte sie.

»Danke«, sagte Tengo.

Bald nachdem Schwester Adachi gegangen war, begann er wieder zu lesen.

Als sein Vater gegen Abend auf dem Rollbett zur Untersuchung abgeholt wurde, ging Tengo in die Cafeteria, trank grünen Tee und rief dann von einem öffentlichen Telefon aus Fukaeri an.

»Gibt es was Neues?«, fragte er sie.

»Nichts Besonderes«, sagte sie. »Alles wie immer.«

»Bei mir auch. Jeden Tag das Gleiche.«

»Aber die Zeit vergeht.«

»Genau«, sagte Tengo. »Jeden Tag geht ein Tag vorüber.«

Und zwar unwiederbringlich.

»Gerade war die Krähe wieder da«, sagte Fukaeri. »Eine große Krähe.«

»Die kommt jeden Abend ans Fenster.«

»Sie macht immer das Gleiche.«

»Stimmt«, sagte Tengo. »Wie wir.«

»Aber sie denkt nicht an die Zeit.«

»Krähen haben vermutlich kein Zeitgefühl. Das gibt es wohl nur bei Menschen.«

»Warum.«

»Die Menschen begreifen die Zeit als linear. Als würden sie Markierungen an einem langen Stock anbringen. Wir sind hier und jetzt an einem bestimmten Punkt, und vor uns liegt die Zukunft und hinter uns die Vergangenheit. Verstehst du?«

»Ungefähr.«

»Doch in Wirklichkeit ist die Zeit keine gerade Linie. Sie hat überhaupt keine Form, sondern ändert je nach Bedeutung ständig ihre Gestalt. Aber weil wir uns formlose Dinge nicht vorstellen können, betrachten wir sie aus Gründen der Zweckmäßigkeit als gerade Linie. Gegenwärtig können nur wir Menschen diesen Gedankensprung leisten.«

»Aber vielleicht irren wir uns.«

Tengo dachte nach. »Du meinst, vielleicht ist es ein Irrtum, sich die Zeit als gerade Linie vorzustellen?«

Keine Antwort.

»Diese Möglichkeit besteht durchaus. Vielleicht hat die Krähe recht, und die Zeit ist keine gerade Linie. Vielleicht hat sie ja die Form einer Brezel«, sagte Tengo. »Aber die Menschen leben wahrscheinlich schon seit Zehntausenden von Jahren mit dieser Vorstellung. Wir begreifen die Zeit als eine sich endlos fortsetzende Linie und agieren auf der Grundlage dieser fundamentalen Erkenntnis. Und da bisher keine besonderen Mängel oder Widersprüche daran zu entdecken waren, gilt sie wohl als empirisch erwiesen.«

»Empi–«, sagte Fukaeri.

»Das bedeutet, anhand verschiedener Muster oder Beispiele zu erheben, ob eine Schlussfolgerung sachlich korrekt ist.«

Fukaeri schwieg. Tengo wusste nicht, ob sie ihn verstanden hatte.

»Hallo?« Er vergewisserte sich, dass sie noch am Apparat war.

»Wie lange bleiben Sie noch dort«, fragte Fukaeri, wie üblich ohne fragende Intonation.

»Wie lange ich noch in Chikura bleibe?«

»Ja.«

»Ich weiß noch nicht«, erwiderte Tengo aufrichtig. »Bis ich eine einleuchtende Erklärung habe, mehr kann ich im Moment nicht sagen. Es gibt hier ein paar ungeklärte Dinge. Ich möchte noch eine Weile beobachten, wie sich alles entwickelt.«

Fukaeri schwieg in den Hörer. Sobald sie verstummte, war ihre Präsenz nicht mehr spürbar.

»Hallo?«, sagte Tengo wieder.

»Versäumen Sie nicht den Zug«, sagte sie.

»Ich passe schon auf, dass ich ihn nicht versäume«, sagte Tengo. »Ist bei dir alles in Ordnung?«

»Vor kurzem ist jemand gekommen.«

»Wer?«

»Jemand von NHK.«

»Ein Gebührenkassierer?«

»Gebührenkassierer«, fragte Fukaeri ohne Fragezeichen.

»Hast du mit ihm geredet?«, fragte Tengo.

»Ich habe nicht verstanden, was er gesagt hat.«

Fukaeri wusste vermutlich nicht einmal, was NHK war. Ihr fehlten selbst die rudimentärsten Kenntnisse des alltäglichen Lebens.

»Ich kann dir das jetzt am Telefon nicht ausführlich erklären. Vereinfacht gesagt ist NHK eine große Firma, und viele Leute arbeiten für sie. Die gehen in ganz Japan von Tür zu Tür und sammeln monatlich Geld ein. Aber du und ich, wir brauchen kein Geld zu bezahlen, weil wir ihre Dienste nicht in Anspruch nehmen. Jedenfalls hast du nicht aufgemacht, oder?«

»Nein, habe ich nicht. Wie Sie gesagt haben.«

»Gut, das genügt.«

»Aber er hat was von Diebstahl gesagt.«

»Darüber brauchst du dir keine Gedanken zu machen«, sagte Tengo.

»Wir haben doch nichts gestohlen.«

»Natürlich nicht. Wir beide, du und ich, haben nichts Schlechtes getan.«

Wieder schwieg Fukaeri in den Hörer.

»Hallo?«, sagte Tengo.

Fukaeri antwortete nicht. Vielleicht hatte sie schon aufgelegt. Es klang aber nicht so.

»Hallo?«, sagte Tengo noch einmal lauter.

Fukaeri räusperte sich. »Der Mann wusste sehr gut über Sie Bescheid.«

»Der Kassierer?«

»Ja, der Mann von NHK.«

»Und er hat dich eine Diebin genannt.«

»Er hat nicht von mir gesprochen.«

»Also dann von mir?«

Fukaeri antwortete nicht.

»Wie dem auch sei, ich habe keinen Fernsehapparat, also habe ich auch nichts von NHK gestohlen.«

»Aber er war sehr wütend, weil ich nicht aufgemacht habe.«

»Das macht nichts. Lass ihn ruhig wütend sein. Egal, was einer sagt, du machst auf keinen Fall die Tür auf.«

»Ich mache nicht auf.«

Damit hängte Fukaeri unvermittelt ein. Vielleicht kam es ihm auch nur so vor, und es war gar nicht unvermittelt. Jedenfalls wusste Tengo, dass es sinnlos war, Vermutungen darüber anzustellen, was Fukaeri dachte oder empfand. Auch das hatte er empirisch festgestellt.

Er legte den Hörer auf und kehrte in das Krankenzimmer zurück.

Man hatte seinen Vater noch nicht wieder zurückgebracht. Nur die Einbuchtung befand sich an der Stelle, wo er gelegen hatte. Keine Puppe aus Luft. Der dunkle, etwas kühle Raum war lediglich von der Präsenz des Kranken erfüllt, der bis vor kurzem noch dort gelegen hatte.

Seufzend ließ Tengo sich auf den Stuhl fallen. Beide Hände auf die Knie gelegt, starrte er auf das zerdrückte Laken. Nach einer Weile stand er auf und trat ans Fenster. Spätherbstliche Wolken erstreckten sich horizontal über dem Kiefernwäldchen. Zum ersten Mal seit langem kündigte sich wieder ein schöner Sonnenuntergang an.

Es war Tengo ein Rätsel, wieso dieser Angestellte von NHK so gut über ihn »Bescheid wusste«. Das letzte Mal, dass ein Gebührenkassierer bei ihm geklingelt hatte, war vor etwa einem Jahr gewesen. Damals hatte er die Tür geöffnet und dem Mann höflich mitgeteilt, dass er keinen Fernsehapparat besitze und demzufolge niemals fernsah. Seine Erklärung hatte den Kassierer nicht überzeugt, aber er hatte nur ein wenig gemurrt und war schließlich ohne ein weiteres Wort abgezogen.

Ob es derselbe Mann gewesen war? Tengo konnte sich erinnern, dass auch damals das Wort »Diebstahl« gefallen war. Aber es war doch sonderbar, dass derselbe Mann nach einem Jahr wiederkam und auch noch gut über ihn »Bescheid wusste«, wo er doch nur zwischen Tür und Angel mit ihm geredet hatte, und auch das nicht länger als fünf Minuten.

Egal, dachte Tengo. Wenigstens hatte Fukaeri nicht aufgemacht. Wahrscheinlich würde der Kerl nicht mehr kommen. Diese Leute hatten eine gewisse Norm zu erfüllen, und Streitigkeiten mit Zahlungsunwilligen ermüdeten sie. Deshalb mieden sie lästige Adressen, um nicht unnütz Kräfte zu vergeuden, und sammelten die Rundfunkgebühren lieber dort ein, wo es leichter war.

Tengo sah wieder auf das Bett. Er musste an die zahllosen Schuhe denken, die sein Vater in all den Jahren auf seinen täglichen Runden als Kassierer durchgelaufen hatte. Er hatte stets das gleiche billige Modell getragen, schwarz, mit flachen Absätzen, und jedes Paar, bis es völlig abgewetzt, zerschlissen und heruntergetreten war. Als Halbwüchsigen hatte Tengo der Anblick der malträtierten Schuhe immer geschmerzt. Doch nicht sein Vater hatte ihm leidgetan, sondern die Schuhe, die ihn an geschundene, bis an den Rand des Todes ausgebeutete Lasttiere erinnerten, hatten sein Mitleid erweckt.

Aber war nicht, wenn er es recht bedachte, sein Vater jetzt auch eine solche sterbende Kreatur? War er denn etwas anderes als ein Paar abgetragene Schuhe?

Wieder sah Tengo aus dem Fenster und beobachtete die allmählich am westlichen Horizont untergehende Sonne. Er dachte an das schwache blauweiße Leuchten der Puppe aus Luft und an die in ihr ruhende, kindliche Aomame.

Ob die Puppe aus Luft noch einmal erscheinen würde?

Hatte die Zeit wirklich die Form einer Linie?

»Anscheinend stecke ich fest«, sagte Tengo zu den Wänden. »Es gibt zu viele Variablen. Zu viele, als dass ein ehemaliges Wunderkind sie beantworten könnte.«

Natürlich gaben die Wände keine Antwort. Sie reflektierten nur stumm die Farben des Sonnenuntergangs.

Kapitel 4

Ushikawa

Ockhams Rasiermesser

Ushikawa konnte sich des Gefühls nicht erwehren, dass die alte Dame in der Villa in Azabu etwas mit dem Attentat auf den Leader zu tun hatte. Also zog er Erkundigungen über sie ein. Da sie eine bekannte Persönlichkeit von hohem gesellschaftlichem Ansehen war, nahm dies nicht viel Zeit in Anspruch. Ihr Mann hatte nach dem Krieg eine bedeutende Rolle in der Wirtschaft gespielt und auch über einen gewissen politischen Einfluss verfügt. Im Mittelpunkt seines Unternehmens standen Investitionen und Immobilien, aber er hatte seine Geschäfte auf eng mit dieser Branche verbundene Bereiche wie Einzelhandel und Transportwesen ausgedehnt. Nachdem er Mitte der 1950er Jahre gestorben war, hatte seine Frau das Unternehmen weitergeführt, wofür sie sich als sehr begabt erwies. Vor allem besaß sie die segensreiche Fähigkeit, Krisen vorauszusehen. Ende der 1960er Jahre wurde ihr die Leitung der Firmen zu viel, sie verkaufte systematisch und mit hohem Gewinn verschiedene Anteile. So verkleinerte sie nach und nach ihr Unternehmen und konzentrierte sich auf einige verbleibende Zweige. Auf diese Weise überstand sie die bald folgende Ölkrise relativ unbeschadet und konnte viel Kapital anhäufen. Sie verstand es, das, was für andere eine Krise war, zu ihrem Vorteil zu wandeln.

Inzwischen war sie Mitte siebzig und hatte sich aus den Geschäften zurückgezogen. Sie besaß ein gewaltiges Vermögen und führte ein unbehelligtes und sorgloses Dasein in ihrer Villa. Warum sollte eine Frau aus wohlhabendem Haus, die einen schwerreichen Mann geheiratet hatte und nach seinem Tod noch wohlhabender geworden war, einen Mord in Auftrag geben?

Dennoch verstärkte Ushikawa seine Nachforschungen über die alte Dame. Erstens hatte er noch eine andere Spur entdeckt, und zweitens gab ihm das Frauenhaus zu denken, das sie unterhielt. Eigentlich war an dem Umstand, dass sie ein Haus für Opfer häuslicher Gewalt gestiftet hatte, nichts Ungewöhnliches. Es handelte sich um ein gesundes und lobenswertes gesellschaftliches Engagement. Sie besaß die finanziellen Mittel dazu, und die betroffenen Frauen waren sicher äußerst dankbar für die erwiesene Hilfe. Aber das Haus war für seinen Geschmack einfach zu stark bewacht. Das massive Eisentor, die Verriegelung, der Schäferhund, die vielen Überwachungskameras. Ushikawa konnte nicht umhin, etwas Übertriebenes daran zu finden.

Zunächst hatte er sich davon überzeugt, dass das Gebäude auf den Namen der alten Dame eingetragen war. Solche Informationen waren öffentlich, und ein Gang aufs Rathaus hatte genügt. Sowohl das Grundstück als auch das Gebäude befanden sich im persönlichen Besitz der alten Dame. Es lag auch keine Hypothek darauf. Alles war korrekt. Es war zwar eine jährliche Grundsteuer zu entrichten, aber diese Summe dürfte für sie unerheblich sein. Auch wegen der gerade geringen Erbschaftssteuer hatte es keine Schwierigkeiten gegeben. Dass Reiche sich so verhielten, kam äußerst selten vor. Soweit Ushikawa wusste, gab es keinen Menschenschlag, der es so sehr hasste, Steuern zu zahlen, wie die Reichen.

Seit dem Tod ihres Mannes lebte die alte Dame, abgesehen von einigen Angestellten, die es vermutlich gab, allein in der großen Villa. Sie hatte zwei Kinder. Der Sohn war der Ältere und damit der Erbe des Unternehmens. Er hatte drei Kinder. Die Tochter der alten Dame war vor fünfzehn Jahren an einer Krankheit gestorben.

Es war ganz leicht gewesen, an diese Informationen heranzukommen. Doch als Ushikawa versuchte, tiefer in die persönlichen Hintergründe einzudringen, stieß er plötzlich gegen eine unüberwindliche Mauer. Alle Wege endeten hier, und er kam nicht weiter. Die Mauer war hoch, und alle Tore waren fest verschlossen. Ushikawa wurde klar, dass die alte Dame nicht die Absicht hatte, auch nur den geringsten Einblick in ihre Privatsphäre zu gestatten. Um das zu verhindern, schien sie erhebliche Mühen und Kosten

aufzuwenden. Sie antwortete nie auf Fragen und äußerte sich zu nichts. So viel Material er auch durchforstete, er bekam kein einziges Foto von ihr zu Gesicht.

Ihr Name war im Telefonbuch des Bezirks Minato eingetragen. Ushikawa rief versuchsweise unter der Nummer an. Es war sein Stil, alle Dinge praktisch und frontal anzugehen. Das Klingelzeichen ertönte zweimal, und ein Mann hob ab. Ushikawa verwendete einen falschen Namen und gab sich als Mitarbeiter einer einschlägigen Wertpapierfirma aus. »Ich würde gern mit der gnädigen Frau über ihre Investmentfonds sprechen«, begann er. »Die gnädige Frau kommt nicht ans Telefon«, erwiderte der Mann. »Alle Geschäfte werden von mir erledigt.« Er hatte eine geschäftsmäßige und irgendwie synthetisch klingende Stimme. Ushikawa sagte, es gehöre zu den Grundsätzen seiner Firma, vertrauliche Inhalte niemals an Dritte weiterzugeben. Daher würde er der gnädigen Frau die Dokumente in einigen Tagen auf dem Postweg zusenden. Das wäre sehr freundlich, entgegnete sein Gegenüber. Sie legten auf.

Obgleich er nicht mit der alten Dame hatte sprechen können, war Ushikawa nicht enttäuscht. Im Grunde hatte er nichts anderes erwartet. Ihn interessierte nur, warum die alte Dame so weit ging, um ihre Privatsphäre zu schützen. Sie war wirklich sehr vorsichtig. Offenbar wurde sie im Inneren ihrer Villa von mehreren Personen abgeschirmt. Diesen Eindruck hatte ihm der Ton des Mannes am Telefon – wahrscheinlich ein Sekretär – vermittelt. Ihr Name stand zwar im Telefonbuch, aber persönlich mit ihr sprechen durfte nur eine begrenzte Anzahl von Menschen. Die anderen wurden aussortiert und sogleich entfernt, wie Ameisen, die versuchten, in eine Zuckerdose zu gelangen.

Ushikawa gab sich als Wohnungssuchender aus und klapperte die Maklerbüros in der Nachbarschaft ab, um unauffällig Erkundigungen über das Frauenhaus einzuziehen. Die meisten wussten nicht einmal, dass das Haus überhaupt existierte. Grundsätzlich vermittelte man hier nur erstklassige Objekte, und an einem einstöckigen Mietshaus aus Holz bestand keinerlei Interesse. Nachdem man Ushikawas Gesicht und Kleidung kurz

gemustert hatte, würdigte man ihn keines weiteren Blickes. Wahrscheinlich wäre selbst ein regennasser, schwanzloser, räudiger Hund mit etwas mehr Wärme behandelt worden.

Als Ushikawa schon fast aufgeben wollte, fiel ihm ein kleines, alteingesessen wirkendes Maklerbüro ins Auge. Ein alter Mann mit gelblicher Gesichtsfarbe hütete es. »Ach ja, das«, sagte er, als Ushikawa ihn nach dem Holzhaus fragte, und erzählte ihm von sich aus eine ganze Menge. Der Alte, der das Aussehen einer ausgedörrten, zweitklassigen Mumie hatte, kannte das Viertel wie seine Westentasche und schien begierig, seine Kenntnisse mitzuteilen.

»Das Haus gehört Frau Okata. Ja, früher einmal war es ein Mietshaus. Warum Herr Okata es besaß, weiß ich nicht. Eigentlich hatte er es nicht nötig, Wohnungen zu vermieten. Anscheinend wurde es sowieso meist als Unterkunft für die Dienerschaft genutzt. Was jetzt damit ist, weiß ich nicht. Ach ja, doch, jetzt ist es wohl so eine Art Stift für misshandelte Frauen«, sagte der Alte und lachte keckernd wie ein Specht.

»Ach? Ein Frauenhaus?«, sagte Ushikawa und bot ihm eine Seven Stars an. Der Alte nahm die Zigarette, steckte sie sich mit Ushikawas Feuerzeug an und rauchte genüsslich. So genussvoll möchte die Seven Stars wahrscheinlich selbst geraucht werden, dachte Ushikawa.

»Ja, sie verstecken dort Frauen, die Dresche von ihren Männern bezogen haben und mit geschwollener Nase abgehauen sind. Natürlich verlangen sie keine Miete.«

»Aha, ein Dienst an der Gesellschaft«, sagte Ushikawa.

»Ja, so ungefähr. Sie hatte das Haus quasi übrig, deshalb dient es jetzt dazu, Menschen in Not zu helfen. Und weil sie unermesslich reich ist, kann sie tun und lassen, was sie will, ohne sich um Gewinn und Verlust zu kümmern. Im Gegensatz zu uns, dem gemeinen Volk.«

»Aber warum hat Frau Okata ausgerechnet ein Frauenhaus gestiftet? Gab es dafür einen besonderen Anlass?«

»Sie ist eben sehr reich, und vielleicht ist es so was wie ein Zeitvertreib.«

»Aber es ist doch eine gute Sache, wenn jemand zum Zeitvertreib von sich aus etwas für Hilfsbedürftige tut«, sagte Ushikawa und lächelte. »Nicht

alle, die Geld haben, tun das.«

»Ja, klar, ganz bestimmt ist das gut. Ich habe meine Frau früher auch immer vermöbelt«, sagte der Alte. Er lachte und riss dabei den Mund mit den fehlenden Zähnen weit auf. Als sei es eine der größten Vergnügungen des Lebens, die eigene Frau zu schlagen.

»Und wie viele Frauen leben jetzt dort?«, fragte Ushikawa.

»Obwohl ich jeden Morgen auf meinem Spaziergang dort vorbeikomme, habe ich noch nie jemanden gesehen. Aber es scheinen immer mehrere Personen dort zu wohnen. Männer, die ihre Weiber verdreschen, gibt es ja im Überfluss.«

»Ja, es gibt mehr Menschen, die nichts Gutes tun, als solche, die Gutes tun.«

Der Alte riss wieder den Mund auf und lachte. »Sie sagen es. Auf dieser Welt gibt es weitaus mehr Übeltäter als Wohltäter.«

Anscheinend hatte der Alte aus irgendeinem Grund Gefallen an Ushikawa gefunden. Ushikawa fühlte sich entspannt.

»Wie ist diese Frau Okata denn eigentlich so?«, erkundigte er sich leutselig.

»Ach, ich kenne sie gar nicht«, sagte der Alte und zog grimmig die Augenbrauen zusammen wie der Geist eines alten, abgestorbenen Baums. »Sie lebt sehr zurückgezogen. Wir haben das Büro hier schon ewig, und trotzdem habe ich sie nur ein paarmal von weitem gesehen. Wenn sie ausgeht, lässt sie sich chauffieren. Die Einkäufe macht ihre Haushälterin. Eine Art Sekretär hat sie auch, der erledigt wohl das meiste für sie. Diese stinkreichen, vornehmen Pinkel geben sich nicht mit uns gemeinem Volk ab.« Er zog eine Grimasse und zwinkerte Ushikawa aus seinem runzligen Gesicht zu.

Dem »gemeinen Volk« fiel in dem Gespräch offenbar eine besondere Rolle zu. Aus irgendeinem Grund schien der Alte sie beide dieser Gesellschaftsgruppe zuzuordnen.

»Wann hat Frau Okata denn dieses Haus für Opfer häuslicher Gewalt gegründet?«, fragte Ushikawa.

»So genau weiß ich das auch nicht. Ich habe nur von Nachbarn davon gehört. Wann war das nur? Dieses plötzliche Kommen und Gehen in dem Haus hat vor ungefähr vier Jahren angefangen. Vier, fünf Jahre, so um den Dreh.« Der Alte nahm seinen Becher und trank von seinem erkalteten Tee. »Damals wurde das Tor erneuert und das Haus plötzlich streng bewacht. Wie eine richtige Festung, wissen Sie. Da kommt keiner so leicht rein, und die da drin haben ihre Ruhe.«

Dann sah der Alte Ushikawa forschend an, als sei er plötzlich in die Realität zurückgekehrt. »Und Sie, Sie suchen eine geeignete Mietwohnung?«

»Ja, genau.«

»Da müssen Sie sich woanders umsehen. Sie sind hier in einer Villengegend. Es gibt ein paar Mietobjekte, aber das sind teure Apartments, die an ausländische Konsulatsangestellte vermietet werden. Früher konnten auch normale Leute, die nicht reich waren, hier wohnen. Wir haben solche Wohnungen vermittelt. Aber heutzutage gibt es so etwas nicht mehr. Deshalb denke ich auch daran, mein Büro zu schließen. Die Grundstückspreise in der Innenstadt sind wahnsinnig gestiegen. Kleine Unternehmen wie wir können da nicht mehr mithalten. Wenn Sie nicht gerade reich sind, sollten Sie lieber woanders suchen.«

»Da haben Sie recht«, sagte Ushikawa. »Es ist nicht gerade etwas, womit man sich brüstet, aber Geld habe ich wirklich keins. Also probiere ich es lieber anderswo.«

Mit einem Seufzer stieß der Alte den Rauch aus. »Wenn Frau Okata stirbt, muss früher oder später auch ihre Villa dran glauben. Der Sohn ist nämlich ein gewiefter Geschäftsmann. Ein so großes Grundstück in bester Lage wird er bestimmt nicht ungenutzt lassen. Er wird keine Zeit verlieren und dort sofort Luxusapartments bauen. Wahrscheinlich hat er schon alles genau geplant.«

»Da wird sich Ihr Viertel ganz schön verändern, was? So ruhig wird es nicht bleiben.«

»Ja, mit der Ruhe ist es dann ein für alle Mal vorbei.«

»In welcher Branche ist denn der Sohn?«

»Eigentlich ist er auch Makler, also in der gleichen Branche wie ich. Aber zwischen uns besteht ein Unterschied wie zwischen einem Rolls-Royce und einem Drahtesel. Die schieben Unsummen von Kapital hin und her und machen Riesengeschäfte. Saugen alles bis auf den letzten Tropfen aus. Nicht ein Krümel fällt für unsereinen ab. Eine schlechte Welt ist das geworden.«

»Ich habe mich vorhin etwas umgeschaut. Sehr beeindruckend. Wirklich ein prachtvolles Anwesen.«

»Ja, selbst in dieser Gegend ist es das prächtigste. Bei der bloßen Vorstellung, dass diese herrlichen Weiden einmal gefällt werden könnten, blutet mir das Herz«, klagte der Alte und schüttelte bekümmert den Kopf. »Hoffentlich ist Frau Okata noch ein langes Leben beschert.«

»Ja, das ist zu hoffen«, pflichtete Ushikawa ihm bei.

Als Nächstes rief Ushikawa bei der *Beratungsstelle für Opfer häuslicher Gewalt* an, deren Nummer zu seinem Erstaunen im Telefonbuch stand. Es handelte sich um eine gemeinnützige Organisation, die von mehreren Rechtsanwälten ehrenamtlich geleitet wurde und eng mit dem Frauenhaus der alten Dame zusammenarbeitete. Ushikawa gab sich wie üblich als Vertreter der *Stiftung für neue japanische Wissenschaften und Künste* aus. Er bat um einen Termin und deutete die Möglichkeit einer finanziellen Spende an. Datum und Uhrzeit wurden festgesetzt.

Als Ushikawa dort ankam, überreichte er seine Visitenkarte (die gleiche, die er auch Tengo gegeben hatte) und erklärte, es sei eines der Ziele dieser Körperschaft, pro Jahr eine gemeinnützige Organisation auszuwählen, die hervorragende Dienste an der Gesellschaft leiste, und diese mit einem Fördergeld zu bedenken. Die *Beratungsstelle für Opfer häuslicher Gewalt* gehöre zu den Kandidaten. Den Namen des Sponsors dürfe er nicht nennen, die Verwendung der Fördergelder sei jedoch an keine Vorgaben und Verpflichtungen gebunden, außer der, nach Ablauf des Jahres einen kurzen Bericht zu verfassen.

Natürlich war der erste Eindruck, den die jungen Anwälte von Ushikawa hatten, nicht gerade positiv. Aufgrund seines Äußeren gelang es ihm nie, auf Anhieb sympathisch und vertrauenswürdig zu erscheinen. Allerdings litt die Beratungsstelle unter chronischem Geldmangel, und so war jede Hilfe

willkommen. Man nahm Ushikawa seine Geschichte sofort ab, obwohl es eine Menge Raum für Zweifel gegeben hätte.

Ushikawa äußerte den Wunsch, mehr über die inhaltliche Arbeit der Beratungsstelle zu erfahren. Also schilderte man ihm die Geschichte ihrer Entstehung und wer sie auf welche Weise ins Leben gerufen hatte. Ushikawa langweilte sich grässlich; dennoch lauschte er aufmerksam und mit einer Miene, die äußerstes Interesse vorspiegelte. Dabei murmelte er immer wieder zustimmend, nickte beifällig und machte ein leutseliges Gesicht. Auf diese Weise gewann er zunehmend das Vertrauen der jungen Leute. Jetzt, auf den zweiten Blick, kam er ihnen gar nicht mehr so verdächtig vor. Ushikawa war ein geschickter Zuhörer und wickelte durch sein aufrichtig wirkendes Interesse die meisten Menschen um den Finger.

Bei passender Gelegenheit lenkte er das Gespräch beiläufig auf das Frauenhaus. Wo denn die bedauernswerten Frauen auf ihrer Flucht vor der häuslichen Gewalt Unterschlupf fanden, falls sie selbst keinen sicheren Ort kannten, fragte er mit einer Miene herzlichster Anteilnahme am Schicksal jener, die wie Blätter von einem gnadenlosen Sturm vom Baum gerissen und davongetrieben wurden.

»Für solche Fälle halten wir mehrere sichere Unterkünfte bereit«, sagte der junge Anwalt.

»So etwas wie Frauenhäuser, ja?«

»Ja, Wohnraum, in dem wir die Frauen zeitweise unterbringen können. Viel ist es nicht, aber es gibt doch immer ein paar Freiwillige, die uns etwas zur Verfügung stellen. Zum Beispiel haben wir von einer Person ein ganzes Haus bekommen.«

»Ein ganzes Haus!« Ushikawa zeigte sich gebührend beeindruckt. »Dass es auf der Welt noch solche Menschen gibt.«

»Wenn die Presse über unsere Aktivitäten berichtet, melden sich öfter Leute, die uns unterstützen möchten. Ohne sie könnte unsere Organisation nicht überleben. Denn wir bestreiten unsere Aktivitäten fast ausschließlich aus eigener Tasche.«

»Sie leisten sehr bedeutende Arbeit«, sagte Ushikawa.

Auf dem Gesicht des jungen Anwalts erschien ein argloses Lächeln. Wieder einmal dachte Ushikawa, dass niemand so leicht zu betrügen war wie Menschen, die davon überzeugt waren, das Richtige zu tun.

»Wie viele Frauen leben denn augenblicklich in dem Haus?«

»Ihre Zahl variiert, aber meistens sind es vier oder fünf.«

»Wie ist denn die Person, die das Haus zur Verfügung stellt, an Ihr Projekt gelangt?«, fragte Ushikawa. »Da gab es doch sicher einen Anlass, nicht wahr?«

Der Anwalt zuckte mit den Schultern. »Darüber sind wir im Einzelnen nicht informiert. Sie scheint allerdings schon früher auf diesem Gebiet aktiv gewesen zu sein. Jedenfalls sind wir ihr sehr dankbar für die großzügige Spende. Wenn die betreffende Person ihre Gründe nicht von selbst nennt, fragen wir auch nicht.«

»Gewiss.« Ushikawa nickte. »Wahrscheinlich muss der Standort auch mehr oder weniger geheim bleiben, nicht wahr?«

»Ja, die Frauen müssen natürlich geschützt werden. Außerdem möchten auch viele freiwillige Helfer anonym bleiben. Immerhin haben wir es hier mit gewalttätigem Verhalten zu tun.«

Sie setzten das Gespräch noch eine Weile fort, aber Ushikawa bekam nicht mehr viel Konkretes aus dem Anwalt heraus. Alles Folgende hatte er im Großen und Ganzen bereits gewusst. Die Beratungsstelle war vor etwa vier Jahren eröffnet worden, und die »Freiwillige« hatte sich wenig später auf einen Zeitungsartikel hin gemeldet und ein leerstehendes Gebäude als Frauenhaus zur Verfügung gestellt. Zur Bedingung hatte sie gemacht, dass ihr Name nicht genannt wurde, aber alles wies darauf hin, dass es sich bei der Spenderin um die alte Dame aus Azabu und bei dem Frauenhaus um das Holzgebäude in ihrem Besitz handelte.

»Ich danke Ihnen sehr, dass Sie mir so viel von Ihrer kostbaren Zeit gewidmet haben«, sagte Ushikawa in herzlichem Ton zu den idealistischen jungen Leuten. »Offenbar leisten Sie hier ganz hervorragende Arbeit. Wenn Sie erlauben, werde ich dies bei unserer nächsten Vorstandssitzung zur Sprache zu bringen und mich baldmöglichst wieder mit Ihnen in Verbindung setzen. Ich wünsche Ihnen noch viel Erfolg.«

Ushikawas weitere Nachforschungen galten der verstorbenen Tochter der alten Dame. Die junge Frau hatte einen hohen Beamten aus dem Verkehrsministerium geheiratet und war bei ihrem Tod erst sechsunddreißig Jahre alt gewesen. Was die genaue Todesursache gewesen war, konnte er nicht herausfinden. Ihr Mann hatte bald nach ihrem Dahinscheiden das Verkehrsministerium verlassen. Warum er so plötzlich seine vielversprechende Laufbahn aufgegeben und welchen Weg er danach eingeschlagen hatte, lag im Dunkeln. Vielleicht hatte der Rücktritt von seinem Amt etwas mit dem Tod seiner Frau zu tun, vielleicht aber auch nicht. Das Verkehrsministerium war keine Behörde, die einem Normalbürger bereitwillig Einblick in ihre Interna gewährte. Aber Ushikawa verließ sich auf seinen guten Riecher, und irgendetwas stimmte da nicht. Er konnte einfach nicht glauben, dass ein solcher Mann aus Kummer über den Verlust seiner Frau auf seine Karriere verzichtete und sich völlig aus der Öffentlichkeit zurückzog.

Ushikawa wusste, dass die Zahl der Frauen, die mit sechsunddreißig Jahren an einer Krankheit starben, nicht besonders hoch war. Natürlich gab es nichts, was es nicht gab. Menschen konnten in jedem Alter plötzlich erkranken und sterben, ganz gleich, in welchen gesegneten Umständen sie auch lebten. Auch ein junger Mensch konnte Krebs, einen Hirntumor, eine Bauchfellentzündung oder eine akute Lungenentzündung bekommen. Der menschliche Körper war fragil und verwundbar. Aber wenn eine Frau, die in so privilegierten Verhältnissen lebte, mit sechsunddreißig Jahren verstarb, war es weitaus wahrscheinlicher, dass es sich um einen Unfall oder einen Selbstmord handelte.

Nehmen wir einmal das berühmte Ockhamsche Rasiermesser zu Hilfe, dachte Ushikawa und rieb sich bedächtig die Hände, *und stellen eine möglichst simple Hypothese auf. Unnötige Faktoren lassen wir vorläufig beiseite und betrachten die Abfolge unter rein logischen Gesichtspunkten.*

Angenommen also, die Tochter der alten Dame war nicht an einer Krankheit gestorben, sondern hatte Selbstmord begangen. Sicher wäre es nicht besonders schwer gewesen, die Öffentlichkeit zu täuschen und den

Selbstmord als natürlichen Tod zu tarnen. Vor allem für jemanden, der über Einfluss und die nötigen Mittel verfügte. Und warum nicht noch einen Schritt weitergehen und annehmen, die Tochter sei ein Opfer häuslicher Gewalt geworden und habe aus Verzweiflung ihrem Leben selbst ein Ende bereitet? Auch das war nicht ausgeschlossen. Es war eine allgemein bekannte Tatsache, dass nicht unerhebliche Teile der sogenannten Elite – gewissermaßen überproportional im gesellschaftlichen Gesamtdurchschnitt – einen unduldsamen Charakter und perverse Neigungen besaßen.

Wie hätte sich die alte Dame als Mutter verhalten? Hätte sie gedacht, das ist Schicksal, da kann man nichts machen, und einfach resigniert? Nein, auf keinen Fall. Ganz bestimmt hätte sie denjenigen, der ihre Tochter in den Tod getrieben hatte, angemessen bestraft. Ushikawa hatte mittlerweile eine gewisse Vorstellung vom Charakter der alten Dame. Sie war eine mutige, kluge Frau, die einen klaren Blick hatte und ihre Entscheidungen ohne auch nur eine Sekunde zu zögern und mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln in die Tat umsetzte. Jemanden, der einem von ihr geliebten Menschen ein Leid zufügte, das ihn sogar das Leben kostete, würde sie bestimmt nicht ungeschoren davonkommen lassen.

Welche Art von Rache sie an dem Mann genommen hatte, konnte Ushikawa nicht in Erfahrung bringen. Er schien sich buchstäblich in Luft aufgelöst zu haben. Ushikawa glaubte nicht, dass die alte Dame den Mann getötet hatte. Sie war ein besonnener, wohlüberlegt handelnder Mensch von großem Weitblick. Etwas so Brutales würde sie nicht tun. Allerdings zweifelte er nicht daran, dass es sich um eine besonders wirksame Maßnahme gehandelt hatte. Doch ganz gleich, was sie dem Mann angetan hatte, es war kaum vorstellbar, dass sie unliebsame Spuren hinterlassen hatte.

Aber der Zorn und die Verzweiflung einer Mutter, der man die Tochter geraubt hatte, war nicht allein durch persönliche Rache zu stillen. Also bot die alte Dame, als sie aus der Zeitung von der *Beratungsstelle für Opfer häuslicher Gewalt* erfuhr, ihre Mitarbeit an und stellte das ungenutzte Haus in Azabu kostenlos und unter der Bedingung, dass ihr Name nicht genannt

wurde, in den Dienst der Sache. Zugleich konnte sie auf diese Weise ihren Durst nach Rache sublimieren.

Bis dahin fand er seine Vermutungen einigermaßen logisch, auch wenn sie keine konkrete Basis hatten. All das war nicht mehr als eine Ansammlung von Hypothesen. Träfe seine Theorie jedoch zu, wären eine Menge Fragen vorläufig gelöst. Ushikawa leckte sich die Lippen und rieb sich geräuschvoll die Hände. Was sich weiter abgespielt hatte, war allerdings ziemlich unklar.

Die alte Dame hatte die junge Trainerin Aomame wohl in dem Sportstudio kennengelernt, das sie regelmäßig besuchte. Was der Anlass war, wusste er nicht, jedenfalls kam es zu einer heimlichen und sehr engen Verbindung. Man traf exakte Vorbereitungen, Aomame wurde in das Zimmer im Hotel Okura eingeschleust und tötete den Leader. Auf welche Weise blieb ungewiss. Vielleicht verfügte Aomame über eine besondere Technik, mit deren Hilfe sie den Leader unter den wachsamen Blicken seiner treuen Leibwächter umgebracht hatte.

Bis hierher ließ der feine Faden seiner Argumentation sich spinnen. Völlig ratlos jedoch stand Ushikawa vor der Frage, welche Beziehung zwischen dem Leader der Vorreiter und der *Beratungsstelle für Opfer häuslicher Gewalt* bestand. An dieser Stelle wurde der Fluss seiner Gedanken blockiert und sein schöner, durchgehender Faden von einem scharfen Rasiermesser durchtrennt.

Was die Vorreiter von Ushikawa wollten, waren Antworten auf zwei Fragen:

1. Wer hatte die Ermordung des Leaders geplant?
2. Wo war Aomame?

Die anfänglichen Nachforschungen über Aomame hatte ebenfalls Ushikawa angestellt. Er verfügte über Routine, denn er hatte schon früher ähnliche Erkundigungen eingezogen. Damals war er zu dem Schluss gelangt, dass Aomame sauber war. Er hatte nirgendwo etwas Verdächtiges entdeckt und dies der Sekte berichtet. Daraufhin war Aomame in die Suite im Hotel Okura bestellt worden und hatte ihr Muskelstretching durchgeführt. Als sie wieder ging, war der Leader tot. Sie selbst verschwand spurlos. Wie Rauch,

vom Winde verweht. Aufgrund dessen hegte die Sekte nun, gelinde ausgedrückt, starke Vorbehalte gegen Ushikawa. Man vermutete, er sei nicht gründlich genug vorgegangen.

Doch in Wahrheit waren seine Recherchen wie immer lückenlos gewesen. Er hatte es dem Kahlen bereits gesagt: Er, Ushikawa, schlampte nicht bei seiner Arbeit. Dass er die Aufzeichnungen der Telefonate nicht vorher überprüft hatte, war sicherlich ein Versäumnis, aber unter derart eindeutigen Umständen ging er im Allgemeinen nie so weit. Zumal sich im Laufe seiner Nachforschungen nicht ein einziger Verdachtsmoment ergeben hatte.

Jedenfalls durfte Ushikawa nicht zulassen, dass dieser schlechte Eindruck an ihm hängenblieb. An der Bezahlung war nichts auszusetzen, vor allem aber war mit den Vorreitern nicht zu spaßen. Allein durch sein Wissen, dass sie den Leichnam des Leaders heimlich beseitigt hatten, war er bereits zu einer Gefahr für sie geworden. Er musste beweisen, dass er ein fähiger, nützlicher Mensch war, indem er die Sache in den Griff bekam. Er hatte keinen konkreten Beweis, dass die alte Dame in Azabu an der Ermordung des Leaders beteiligt war. Im Augenblick gehörte all das noch ins Reich der Spekulation, aber sein Instinkt sagte ihm, dass sich in der von prächtigen Weiden umgebenen Villa ein tiefes Geheimnis verbarg. Er musste die Wahrheit herausfinden, doch das war keine leichte Aufgabe. Seine Gegner waren wachsam und hatten zweifellos die Hilfe von Profis. Ob es Yakuza waren?

Vielleicht. Im Geschäftsleben, ganz besonders in der Immobilienbranche, hatten häufig Yakuza ihre Finger im Spiel. Man überließ ihnen gern die Drecksarbeit. Es war nicht völlig ausgeschlossen, dass die alte Dame ihre Dienste in Anspruch nahm. Allerdings bezweifelte Ushikawa das. Sie kam aus zu gutem Hause, um sich mit solchem Gesindel abzugeben. Und ausgerechnet, um Opfer häuslicher Gewalt zu schützen. Nein, wahrscheinlich hatte sie sich einen eigenen Sicherheitsapparat aufgebaut. Ein raffiniertes, privates System. Und dieses System konnte, wenn nötig, auch gewaltsame Züge annehmen. Das kostete sicher einiges, aber Geld hatte sie ja genug.

Wenn Ushikawa richtig vermutete, hatte Aomame die Unterstützung der alten Dame und hielt sich jetzt in einem fernen Versteck auf. Bestimmt hatte man ihre Spuren sorgfältig getilgt, und sie hatte eine neue Identität erhalten. Eventuell hatte sie sogar ihr Äußeres verändert. In diesem Fall wäre es für Ushikawa nahezu unmöglich, ihr durch detaillierte Nachforschungen zu ihrer Person auf die Spur zu kommen. Vorläufig blieb ihm also nichts anderes übrig, als an der alten Dame in Azabu dranzubleiben. Vielleicht würde er irgendeinen Riss in dem Gefüge entdecken, und es würde ihm gelingen, Aomames Witterung aufzunehmen. Vielleicht auch nicht. Aber sein unfehlbarer Instinkt und seine Zähigkeit, wenn er sich einmal in etwas verbissen hatte, waren Ushikawas Stärken. Tatsächlich fragte er sich, ob er sonst noch irgendwelche nennenswerten Eigenschaften besaß. Welcher anderen Fähigkeit konnte er sich wohl rühmen? *Keiner einzigen,* gab er sich selbst überzeugt zur Antwort.

Kapitel 5

Aomame

Wir kriegen Sie

Eingesperrt zu sein und ein eintöniges, einsames Leben zu führen bedeutete keine besondere Härte für Aomame. Gegen halb sieben Uhr morgens stand sie auf und nahm ein kleines Frühstück zu sich. Etwa eine Stunde lang wusch und bügelte sie und putzte die Böden. Am späteren Vormittag trainierte sie anderthalb Stunden lang intensiv an den Geräten, die Tamaru ihr hatte bringen lassen. Als professionelle Trainerin wusste sie genau, welche Muskeln jeden Tag wie stark beansprucht werden sollten, welche Gewichte sinnvoll waren und wann es zu viel wurde.

Mittags nahm sie hauptsächlich Salat und Obst zu sich. Am Nachmittag setzte sie sich aufs Sofa, um zu lesen. Anschließend machte sie einen kurzen Mittagsschlaf. Die Zubereitung ihrer Abendmahlzeit nahm etwa eine Stunde in Anspruch. Meist aß sie noch vor sechs Uhr. Nach Sonnenuntergang ging sie auf den Balkon, setzte sich auf den Gartenstuhl und beobachtete den Spielplatz. Um halb elf ging sie zu Bett. Obwohl dieser Ablauf sich täglich wiederholte, empfand sie ihr Leben nicht als langweilig.

Aomame war kein geselliger Mensch und konnte längere Zeit ohne Gesprächspartner auskommen, ohne sich unwohl zu fühlen. Schon in der Grundschule hatte sie kaum mit anderen Kindern gesprochen. Die bittere Wahrheit war, dass niemand mit ihr geredet hatte, solange es nicht unbedingt nötig war. Sie war eine »blöde« Außenseiterin, wurde geschnitten und ausgegrenzt. Aomame fand das nicht fair. Wäre sie von sich aus unleidlich gewesen, hätte sie sich vielleicht damit abgefunden. Aber sie konnte ja nichts dafür, denn ein Kind muss tun, was seine Eltern von ihm verlangen. Sonst kann es nicht überleben. So war Aomame gezwungen, auch

in der Schule vor dem Mittagessen laut zu beten und sonntags mit ihrer Mutter die halbe Stadt abzuklappern, um Leute zu bekehren. Aus religiösen Gründen durfte sie weder an Ausflügen zu Tempeln oder Schreinen noch an der Weihnachtsfeier teilnehmen. Ganz zu schweigen von den abgelegten Kleidern, die sie tragen musste. Aber das konnten die anderen Kinder nicht wissen, oder vielleicht wollten sie es auch gar nicht wissen. Sie fanden Aomame einfach nur unheimlich. Selbst die Lehrer schienen sich durch ihre Existenz gestört zu fühlen.

Natürlich hätte sie ihren Eltern etwas vorlügen und sich vor dem mittäglichen Gebet in der Schule drücken können. Aber das wollte sie nicht. Zum einen, um Gott – ob es ihn nun gab oder nicht – nicht zu betrügen, und zum anderen aus Wut über ihre Klassenkameraden. *Wenn sie mich schon unheimlich finden, dann kann ich auch so unheimlich sein, wie es mir passt,* dachte Aomame. So betete sie eigentlich eher aus Trotz gegen ihre Mitschüler und aus Stolz, weil sie sich im Recht fühlte.

Es war eine Qual für sie, jeden Morgen aufzustehen und sich anzuziehen, um in die Schule zu gehen. Häufig bekam sie vor lauter Angst Durchfall oder musste sich erbrechen. Mitunter hatte sie Fieber und Kopfschmerzen und fühlte sich wie gelähmt. Dennoch fehlte sie während der ganzen Schulzeit nicht einen einzigen Tag. Andernfalls hätte sie sich vielleicht nie wieder dazu überwinden können, in die Schule zu gehen. Aber das hätte bedeutet, dass sie vor ihren Mitschülern und Lehrern kapitulierte. Sicher wären sie sogar erleichtert gewesen, wäre sie dem Unterricht ferngeblieben, und diese Erleichterung gönnte Aomame ihnen nicht. Also schleppte sie sich Tag für Tag in die Schule, auch wenn sie noch so kaputt war. Stumm und mit zusammengebissenen Zähnen.

Verglichen mit diesen Qualen war es für Aomame ein Leichtes, allein in einer luxuriösen Wohnung eingesperrt zu sein, ohne mit jemandem reden zu können. Im Gegensatz dazu, was es bedeutet hatte, inmitten des fröhlichen Geplauders anderer Menschen zu andauerndem Schweigen verurteilt zu sein, war es ein Kinderspiel, an einem Ort zu schweigen, an dem sonst niemand war. Außerdem hatte sie genügend Bücher. Sie hatte mit Proust angefangen, achtete aber darauf, nie mehr als zwanzig Seiten an einem Tag

zu lesen. Sie ließ sich Zeit mit der *Suche nach der verlorenen Zeit* und las sehr gründlich, Wort für Wort. Anschließend nahm sie eine andere Lektüre zur Hand. Vor dem Einschlafen las sie stets ein paar Seiten aus *Die Puppe aus Luft*, das sie gewissermaßen als Handbuch für ihr Leben im Jahre 1Q84 betrachtete. Außerdem hatte Tengo diese Sätze geschrieben.

Sie hörte auch Musik. Die alte Dame hatte ihr einen Karton Kassetten mit klassischer Musik geschickt: Symphonien von Mahler, Kammermusik von Haydn, Klaviermusik von Bach und auch verschiedene Aufnahmen der *Sinfonietta*. Zu einer von ihnen absolvierte sie ihr tägliches Training.

Leise schritt der Herbst voran. Während die Tage vergingen, bekam Aomame das Gefühl, ihr Körper werde allmählich transparent. Sie bemühte sich, möglichst nicht nachzudenken, was ihr natürlich nicht immer gelang. Wo Leere entsteht, entsteht auch der Drang, sie zu füllen. Zumindest musste sie niemanden hassen. Sie hatte keine Mitschüler oder Lehrer und war kein hilfloses Kind mehr, dem eine religiöse Überzeugung aufgezwungen wurde. Mit Männern, die ihre Frauen misshandelten, war sie auch nicht mehr konfrontiert. Fast unbemerkt war auch der Zorn verflogen, der mitunter wie eine Woge über ihr zusammengeschlagen war, und mit ihm die heftigen Gefühlsausbrüche, bei denen sie sinnlos gegen die Wand hätte hämmern mögen. Warum er fort war, wusste sie nicht, aber er kam nicht wieder. Und Aomame war dankbar dafür. Nie wieder wollte sie jemandem ein Leid antun. Auch sich selbst nicht.

In Nächten, in denen sie nicht schlafen konnte, dachte sie an Tamaki Otsuka und Ayumi Nakano. Wenn sie die Lider schloss, wurde die Erinnerung an ihre Umarmungen lebendig. Beide hatten geschmeidige, schöne, warme Körper, und ihr Fleisch verhieß Liebe und Geborgenheit. Junges Blut floss in ihnen, und ihre Herzen schlugen in regelmäßigem Rhythmus und wohltönend. Leises Seufzen und Kichern ertönte. Schlanke Finger, steife Brustwarzen, glatte Schenkel … Aber beide waren nicht mehr auf dieser Welt.

Laut- und gestaltlos wie weiches, dunkles Wasser strömte die Trauer in Aomames Herz. Sie dachte mit aller Kraft an Tengo. Weckte in sich die

Erinnerung an seine Hand, die sie damals in dem leeren Klassenzimmer gehalten hatte. Sie rief sich vor Augen, wie er auf der Rutschbahn gesessen hatte, und stellte sich vor, wie er sie in die Arme nahm, in die starken Arme eines dreißigjährigen Mannes.

Er war in ihrer Reichweite gewesen.

Vielleicht kann ich ihn beim nächsten Mal wirklich erreichen, dachte sie. Sie schloss die Augen und überließ sich ihrer Sehnsucht.

Aber was soll aus mir werden, wenn ich ihn nie wiedersehe? Aomames Herz zog sich zusammen. Alles war einfacher gewesen, als kein wirklicher Berührungspunkt mit Tengo existiert hatte. Dem erwachsenen Tengo zu begegnen war nicht mehr als ein Traum, eine abstrakte Idee gewesen. Doch nun, wo sie ihn tatsächlich gesehen hatte, war sie viel stärker von ihm beeindruckt. Sie wollte unter allen Umständen zu ihm. Ihn umarmen und überall liebkosen. Allein der Gedanke, dass sich dies als unmöglich herausstellen könnte, gab ihr das Gefühl, körperlich und seelisch entzweigerissen zu werden.

Vielleicht hätte ich mir vor dem Plakat mit dem Esso-Tiger doch eine Kugel durch den Kopf jagen sollen, dachte sie. *Dann wäre ich jetzt tot und müsste mich nicht quälen.* Aber sie hatte ja gar nicht mehr abdrücken können, als die ferne Stimme ihren Namen gerufen hatte. Unvermittelt hatte die Vorstellung, Tengo wiederzusehen, von ihr Besitz ergriffen, sodass sie ganz einfach weiterleben musste. Selbst wenn sie ihn damit in Gefahr bringen würde, wie der Leader behauptet hatte, konnte sie sich nicht anders entscheiden. Ein starker, fast irrationaler Lebenswille war in ihr aufgewallt. Und nun loderte dieses heftige Verlangen nach Tengo in ihr. Ein unstillbarer Durst und eine verzweifelte Hoffnung.

Aomame erkannte, dass darin der Sinn ihres Weiterlebens lag. Die Hoffnung ist der Brennstoff und Lebenszweck des Menschen. Ohne Hoffnung kann ein Mensch nicht leben. Aber es war wie mit einer Münze. Ob Kopf oder Zahl, das wusste man erst, wenn man sie geworfen hatte. Die Angst drückte ihr das Herz zusammen. So sehr, dass sämtliche Knochen in ihrem Leib krachten.

Sie nahm die Pistole und setzte sich an den Esstisch. Sie zog den Schlitten zurück, die Patrone glitt in die Kammer, sie spannte mit dem Daumen den Hahn und steckte sich den Lauf in den Mund. Als sie den rechten Zeigefinger leicht bewegte, ließ das Gefühl der Zerrissenheit sofort nach. Nur ein winziges Stückchen noch. *Ich brauche den Zeigefinger nur noch einen Zentimeter, nein, fünf Millimeter, anzuziehen,* dachte Aomame, *und ich gehe in eine Welt der leidlosen Stille ein.* Nur ein kurzer Schmerz und danach ein barmherziges Nichts. Sie schloss die Augen. Der Esso-Tiger mit dem Benzinschlauch in der Pfote lächelte sie freundlich an. *Pack den Tiger in den Tank.*

Sie zog den stählernen Lauf aus dem Mund und schüttelte langsam den Kopf.

Sie konnte nicht sterben. Vor dem Balkon war der Park, und in dem Park war die Rutschbahn, und solange sie die Hoffnung hatte, dass Tengo dorthin zurückkehren würde, konnte sie nicht abdrücken. Diese Möglichkeit hatte sie im letzten Moment davon abgehalten. Ihr war, als habe sich in ihrem Herzen eine Tür geschlossen und eine andere sei aufgegangen. Sanft und geräuschlos. Aomame sicherte die Waffe und legte sie wieder auf den Tisch. Inmitten der Dunkelheit ihrer geschlossenen Lider bemerkte sie ein winziges Etwas, das ein schwaches Leuchten aussandte, welches nach und nach verlosch. Es glich einem Lichtstäubchen. Aber was es war, wusste sie nicht.

Sie setzte sich aufs Sofa und konzentrierte sich auf die Lektüre von *Unterwegs zu Swann.* Sie bemühte sich, der Geschichte zu folgen und keine anderen Gedanken eindringen zu lassen. Draußen setzte ein kalter Regen ein. Laut dem Wetterbericht im Radio sollte bis zum nächsten Morgen ein ruhiger Dauerregen niedergehen. Eine herbstliche Regenfront hatte sich an der Pazifikküste festgesetzt. War dort hängengeblieben wie jemand, der in seine einsamen Gedanken versunken die Zeit vergisst.

Heute würde Tengo bestimmt nicht kommen. Der ganze Himmel war von einer dicken Wolkenschicht bedeckt und kein Mond zu sehen. Dennoch ging Aomame mit einem Becher Kakao auf den Balkon hinaus, um den Park zu beobachten. Das Fernglas und die Automatik legte sie neben sich. In ständiger Bereitschaft, nötigenfalls sofort aufzuspringen und

hinauszurennen, sah sie zu, wie der Regen auf die Rutsche trommelte. Denn dies war die einzige sinnvolle Beschäftigung, die sie hatte.

Eines Nachmittags gegen drei Uhr – Aomame war dabei, Tee zu kochen – klingelte es an der Eingangstür. Jemand wollte ins Haus. Selbstverständlich reagierte Aomame nicht. Es war ausgeschlossen, dass jemand zu ihr wollte. Dennoch drehte sie sicherheitshalber das Gas ab und lauschte. Nachdem es drei- oder viermal geläutet hatte, trat wieder Stille ein.

Nach etwa fünf Minuten klingelte es erneut. Diesmal an der Wohnungstür. Die Person hatte sich Einlass verschafft und stand nun vor ihrer Tür. Wahrscheinlich war sie einem Bewohner in den Hausflur gefolgt. Oder hatte irgendwo anders geklingelt und unter einem Vorwand bewirkt, dass man ihr öffnete. Natürlich verhielt Aomame sich absolut still, wie Tamaru ihr es für solche Fälle eingeschärft hatte.

Es klingelte ungefähr zehn Mal. Für einen Hausierer war das zu hartnäckig. Kein Vertreter klingelte öfter als drei Mal. Als Aomame sich weiter still verhielt, begann der ungebetene Besucher, mit der Faust gegen die Tür zu hämmern. Nicht sehr laut, aber gereizt und zornig. »Frau Takai!«, ertönte die kräftige, ein wenig heisere Stimme eines Mannes in mittlerem Alter. »Hallo, Frau Takai. Machen Sie bitte auf.«

Takai war der Name, der am Briefkasten stand.

»Frau Takai, entschuldigen Sie die Störung, aber ich fordere Sie auf, die Tür zu öffnen. Bitte!«

Der Mann wartete auf eine Reaktion. Sobald er merkte, dass sich nichts tat, hämmerte er wieder gegen die Tür. Jetzt etwas stärker.

»Frau Takai, ich weiß, dass Sie da sind. Lassen Sie also die Spielchen und öffnen Sie die Tür. Sie sind da drin und können mich hören.«

Aomame nahm die Automatik vom Esstisch und entsicherte sie. Sie wickelte sie in ein kleines Handtuch und hielt sie schussbereit.

Sie hatte keine Ahnung, wer der Mensch war und was er wollte. Aber er war ihr aus irgendeinem Grund feindlich gesinnt und fest entschlossen, sie dazu zu bewegen, die Tür zu öffnen. Was natürlich unter den gegebenen Umständen nicht in Frage kam.

Endlich hörte das Klopfen auf, und wieder gellte die Stimme des Mannes durch den Flur.

»Frau Takai, ich bin gekommen, um Ihre Rundfunkgebühren zu kassieren. Jawohl. Für die Leistungen von NHK. Ich weiß, dass Sie zu Hause sind, auch wenn Sie noch so sehr den Atem anhalten. Ich arbeite schon lange genug in diesem Beruf, um unterscheiden zu können, ob jemand wirklich nicht zu Hause ist oder nur so tut. Auch wenn Sie sich noch so viel Mühe geben, ich spüre, dass Sie da sind. Menschen atmen, ihr Herz schlägt, und ihre Verdauung arbeitet. Frau Takai, Sie befinden sich augenblicklich in Ihrer Wohnung. Und hoffen, dass ich aufgebe und gehe. Sie haben weder die Absicht, mir zu antworten, noch, die Tür zu öffnen. Weil Sie Ihre Rundfunkgebühren nicht zahlen wollen.«

Der Mann sprach viel lauter als nötig. Er war im ganzen Haus zu hören. Genau das war auch seine Absicht. Er wollte den Angesprochenen in Verlegenheit bringen. Zugleich sollte sein Geschrei den Nachbarn als Mahnung dienen. Natürlich rührte Aomame sich nicht. Sie würde sich auf keinen Fall bemerkbar machen. Sie legte die noch entsicherte Pistole wieder auf den Tisch. Es war nicht ausgeschlossen, dass irgendwer sich nur als NHK-Kassierer ausgab. Auf ihrem Stuhl im Esszimmer sitzend, starrte sie auf die Wohnungstür.

Gern wäre sie dorthin geschlichen und hätte sich den Mann durch den Spion angeschaut. Aber es war besser, sich nicht unnötig zu bewegen. Irgendwann würde er schon aufgeben und verschwinden.

Aber der Mann schien entschlossen, weiter seine Reden zu schwingen.

»Frau Takai, lassen wir doch das Versteckspiel. Mir macht das auch keinen Spaß. Ich hätte weiß Gott Besseres zu tun. Frau Takai, Sie sehen doch fern. Und alle Menschen, die fernsehen, müssen Rundfunkgebühren an NHK zahlen. Das passt Ihnen vielleicht nicht, aber das Gesetz schreibt es nun mal vor. Schwarz hören und sehen ist Diebstahl an der Allgemeinheit. Frau Takai, Sie wollen doch nicht wegen so etwas als Dieb gelten? Sie leben in einem eleganten, neuen Apartmenthaus und können keine Fernsehgebühren zahlen? Also wirklich! Ist es Ihnen denn gar nicht unangenehm, wenn alle Welt davon erfährt?«

Aomame wusste nicht, wie sie sich unter normalen Umständen verhalten hätte. Im Moment war es jedenfalls nicht wünschenswert, Aufmerksamkeit auf diese Wohnung zu ziehen. Also blieb ihr nichts anderes übrig, als den Atem anzuhalten und zu warten, dass der Mann verschwand.

»Frau Takai, ich bin penetrant und wiederhole mich, aber ich weiß genau, dass Sie da sind und mich hören. Und Sie fragen sich, warum ich so einen Lärm vor Ihrer Wohnung veranstalte. Ja, warum wohl, Frau Takai? Vielleicht, weil ich es nicht mag, wenn jemand so tut, als wäre er nicht zu Hause. Das ist doch wirklich unwürdig! Wäre es nicht besser, mir offen und ehrlich ins Gesicht zu sagen, dass sie die Gebühren nicht zahlen wollen? Sagen Sie es klipp und klar, dann könnten wir darüber sprechen. Aber sich einfach zu verleugnen! Sich im Dunkeln zu verstecken wie eine armselige Ratte. Und nur herauszukommen, wenn keiner da ist. Das ist doch ein erbärmliches Dasein.«

Der Mann blufft, dachte Aomame. *Er kann nicht wissen, dass jemand in der Wohnung ist, er redet einfach ins Blaue hinein. Ich mache keine Geräusche und atme sehr leise. Er zieht diese Nummer immer ab, egal wo. Sein Ziel ist es, die Leute einzuschüchtern. Er will, dass sie lieber ihre Gebühren zahlen, als diesen Krawall vor ihrer Haustür zu erdulden. Wahrscheinlich hat er sogar Erfolg mit seiner Masche.*

»Sie finden mich gewiss unsympathisch, Frau Takai. Das liegt auf der Hand. Ja, ich bin ein unangenehmer Mensch. Das weiß ich selbst. Aber, Frau Takai, sympathische Menschen können nicht kassieren. Und warum nicht? Weil es auf der Welt so viele gibt, die partout keine Rundfunkgebühren zahlen wollen. Und wenn man Tag für Tag mit solchen Leuten zu tun hat, vergeht einem die Freundlichkeit. Mir wäre es auch lieber, sagen zu können: ›Oh, Sie möchten Ihre Gebühren nicht zahlen? Gut, dann eben nicht. Entschuldigen Sie die Störung‹, und mich freundlich zu verabschieden. Aber das geht nicht. Rundfunkgebühren zu kassieren ist mein Beruf. Außerdem hege ich eine persönliche Abneigung gegen Menschen, die so tun, als wären sie nicht zu Hause.«

An dieser Stelle schwieg der Mann für einen Moment. Dann wieder zehnmaliges Klopfen.

»Frau Takai, wird Ihnen nicht allmählich unbehaglich zumute? Kommen Sie sich nicht selbst wie ein Dieb vor? Denken Sie doch einmal nach. So viel Geld ist das doch gar nicht. Nicht mehr, als Sie in dieser Gegend für ein bescheidenes Abendessen zahlen müssen. Sobald Sie diesen kleinen Betrag bezahlt haben, brauchen Sie sich nicht mehr wie einen Dieb behandeln zu lassen. Ich werde Ihnen keine lautstarken Vorhaltungen mehr machen und nicht mehr hartnäckig an Ihre Tür klopfen. Frau Takai, ich weiß, dass Sie sich dort hinter Ihrer Tür verstecken. Sie denken, Sie kommen davon, wenn Sie nur lange genug durchhalten. Ja, verstecken Sie sich nur. Aber irgendwann kriegen wir Sie, und wenn Sie sich noch so still verhalten. Mit solchen Gemeinheiten kommt man nicht ewig durch. Denken Sie doch einmal nach. Menschen in ganz Japan, die viel ärmer sind als Sie, zahlen redlich Monat für Monat ihre Rundfunkgebühren. Das ist doch nicht gerecht.«

Er schlug fünfzehn Mal gegen die Tür. Aomame zählte mit.

»Gut, ich habe verstanden, Frau Takai. Sie sind offenbar sehr stur. Also gut. Für heute trete ich den Rückzug an. Ich kann mich nicht ewig mit Ihnen abgeben. Aber ich komme wieder, Frau Takai. So leicht gebe ich nicht auf. Ich habe nichts übrig für Leute, die so tun, als wären sie nicht zu Hause. Ich komme wieder. Und klopfe so lange an Ihre Tür, bis die ganze Welt es hört. Das verspreche ich Ihnen. Abgemacht? Also dann, bis bald.«

Es waren keine Schritte zu hören. Vielleicht trug er Gummisohlen. Aomame wartete noch fünf Minuten, während derer sie reglos die Tür betrachtete. Im Treppenhaus war es wieder still. Nichts war zu hören. Mutig schlich sie zur Tür und schaute durch den Spion. Niemand zu sehen.

Sie sicherte die Pistole, atmete mehrmals tief durch und wartete, dass ihr Herzschlag sich beruhigte. Schließlich zündete sie das Gas wieder an und brühte sich einen grünen Tee auf. Sie redete sich ein, dass es nur ein Kassierer von NHK gewesen war. Aber der Tonfall des Mannes hatte etwas so Bösartiges und Krankhaftes gehabt. Sie konnte nicht beurteilen, ob er sie persönlich angesprochen hatte oder diese fiktive Frau Takai. Aber die heisere Stimme und das hartnäckige Klopfen hatten einen gewissen Ekel hinterlassen, so als habe sich ein klebriger Film auf ihre Haut gelegt.

Aomame zog sich aus, stieg unter die heiße Dusche und seifte sich gründlich ab. Nachdem sie frische Kleidung angezogen hatte, fühlte sie sich etwas besser. Das klebrige Gefühl auf ihrer Haut war verschwunden. Sie setzte sich aufs Sofa und trank den restlichen Tee. Sie wollte weiterlesen, konnte sich aber nicht mehr konzentrieren. Noch immer hallten Fetzen von dem, was der Mann gesagt hatte, in ihren Ohren wider.

»Sie denken, Sie kommen davon, wenn Sie nur lange genug durchhalten. Ja, verstecken Sie sich nur. Aber irgendwann kriegen wir Sie, auch wenn Sie sich noch so still verhalten.«

Aomame schüttelte den Kopf. Nein, der Mann hatte geblufft. Mit seinem Geschrei wollte er die Leute nur nervös machen. *Er weiß nicht das Geringste über mich,* dachte sie. *Weder, was ich getan habe, noch, warum ich hier bin.* Dennoch war ihr Herzschlag damit nicht zufrieden.

Aber irgendwann kriegen wir Sie, und wenn Sie sich noch so still verhalten.

Irgendwie klangen die Worte, als hätten sie noch eine hintergründige Bedeutung. Vielleicht war auch alles nur ein Zufall, aber es kam ihr so vor, als habe der Mann genau gewusst, wie er sie verunsichern konnte. Aomame gab es auf zu lesen und schloss die Augen.

Tengo, wo bist du?, dachte sie. Dann sagte sie es laut: »Tengo, wo bist du? Finde mich.«

Kapitel 6

Tengo

Mir juckt der Daumen sehr

Tengos Leben in der kleinen Stadt am Meer verlief ausgesprochen regelmäßig. Als er einen Rhythmus gefunden hatte, bemühte er sich, ihn nach Möglichkeit aufrechtzuerhalten. Warum er das tat, wusste er selbst nicht, aber er hielt es für sehr wesentlich. Nach einem Morgenspaziergang schrieb er etwas, fuhr anschließend ins Sanatorium, um seinem Vater vorzulesen, kehrte dann in die Pension zurück und ging zu Bett. Dieser Ablauf wiederholte sich wie die monotonen Gesänge der Bauern beim Reissetzen.

Nach einer Reihe warmer Nächte wurde es erstaunlich kalt. Doch der Wechsel der Jahreszeiten hatte keinen Einfluss auf Tengos Leben, er führte es unbeirrt auf die gleiche Weise fort. Er versuchte, sich als möglichst unauffälliger Beobachter zu verhalten. Still und mit angehaltenem Atem wartete er auf *jenen Moment*. Der Unterschied zwischen den Tagen verschwamm zunehmend. Eine Woche verging, zehn Tage vergingen. Aber die Puppe aus Luft zeigte sich nicht. Wenn sein Vater am Spätnachmittag zur Untersuchung gebracht wurde, blieb stets nur die kleine, mitleiderregende Einbuchtung zurück.

Ob es ein einmaliges Ereignis war?, dachte Tengo. Er saß im Dämmerlicht des kleinen Raums und nagte an seinen Lippen. Eine besondere Offenbarung, die sich nicht wiederholen würde? Oder hatte er nur eine Halluzination gehabt? Niemand gab ihm Antwort auf diese Fragen. Es war nichts zu hören als das ferne Rauschen des Meeres und der Böen, die durch das schützende Kiefernwäldchen fuhren.

Tengo war nicht sicher, ob er sich auf dem richtigen Weg befand. Vielleicht vergeudete er in diesem der Realität entrückten Sanatorium und in der Stadt am Meer nur sinnlos seine Zeit. Aber selbst wenn dem so war, konnte er nicht mehr umkehren. In diesem Zimmer hatte er mit eigenen Augen die Puppe aus Luft und die kleine Aomame gesehen, die in ihrem schwachen Licht lag und schlief. Sogar ihre Hand hatte er berührt. Selbst wenn es das einzige Mal oder eine Halluzination gewesen war, wollte er die Erinnerung und das Bild dessen, was er gesehen hatte, für immer in seinem Herzen bewahren.

Als die Krankenschwestern merkten, dass Tengo so schnell nicht nach Tokio zurückfahren würde, behandelten sie ihn beinahe freundschaftlich. In ihren Pausen oder wenn ihr Dienst es zuließ, schauten sie im Zimmer des Vaters vorbei, um mit Tengo zu plaudern. Manchmal brachten sie ihm sogar Tee und Gebäck. Zuständig für die Pflege seines Vaters waren die etwa dreißigjährige Schwester Omura, die immer ihren Kugelschreiber in ihren Haarknoten steckte, und die rotwangige Schwester Adachi mit dem Pferdeschwanz. Sie wechselten sich dabei ab. Schwester Tamura – in mittlerem Alter und mit goldgerandeter Brille – war meist an der Rezeption beschäftigt, aber notfalls sprang sie auch in der Pflege ein. Alle drei Schwestern schienen persönlichen Anteil an Tengos Schicksal zu nehmen.

Außer in der bewussten Stunde während der Dämmerung plauderte auch Tengo gern mit ihnen und gab stets bereitwillig Auskunft auf ihre Fragen. Er berichtete, dass er an einer Yobiko Mathematik unterrichtete und nebenher schrieb. Dass sein Vater viele Jahre als Kassierer bei NHK beschäftigt gewesen sei. Er erzählte von seinen Judo-Erfolgen als Kind und von dem landesweiten Turnier in seiner Oberschulzeit. Er verschwieg auch nicht, dass er wegen eines Zerwürfnisses jahrelang nicht mit seinem Vater gesprochen hatte und dass seine Mutter gestorben war, ja, vielleicht sogar ihren kleinen Sohn und ihren Ehemann wegen eines anderen Mannes verlassen hatte. Unerwähnt ließ er natürlich, dass er für jemand anderen den Bestseller *Die Puppe aus Luft* geschrieben hatte. Die Sache mit den zwei Monden behielt er ebenfalls für sich.

Auch die drei Frauen erzählten von ihrem Leben. Alle drei stammten aus der Gegend und hatten nach der Oberschule Krankenschwester gelernt. Ihre Arbeit im Sanatorium war meist eintönig, die Dienstzeiten waren lang und unregelmäßig, aber sie waren froh, in ihrer Heimatstadt beschäftigt zu sein. Außerdem war die Belastung im Sanatorium geringer als in gewöhnlichen Krankenhäusern, wo es ständig um Leben und Tod ging. Die alten Menschen im Sanatorium verloren allmählich ihr Gedächtnis und starben, ohne ihre Lage zu begreifen. Nur selten floss Blut, Schmerzen und Ängste wurden auf ein Minimum reduziert. Es kam so gut wie nie vor, dass ein Patient nachts mit dem Krankenwagen eingeliefert wurde oder man sich mit weinenden Angehörigen auseinandersetzen musste. Abseits von Tokio waren die Lebenshaltungskosten weit weniger hoch, und obwohl ihre Gehälter nicht gerade üppig waren, konnten sie einigermaßen gut davon leben. Schwester Tamura – die mit der Brille – hatte fünf Jahre zuvor ihren Mann durch einen Unfall verloren. Sie lebte mit ihrer Mutter und ihren beiden Kindern in einem Ort in der Nähe. Die hochgewachsene Schwester Omura mit dem Kugelschreiber im Haar hatte zwei kleine Söhne, ihr Mann war Taxifahrer. Die kleine Schwester Adachi wohnte mit ihrer drei Jahre älteren Schwester, einer Friseuse, in einem Mietshaus am Stadtrand.

»Sie sind wirklich ein guter Sohn, Tengo«, sagte Schwester Omura, während sie den Infusionsbeutel wechselte. »Jeden Tag kommen Sie her. Angehörige, die einem Koma-Patienten vorlesen, sind eine große Seltenheit.«

Bei diesem Lob fühlte Tengo sich unbehaglich. »Ich konnte mir nur zufällig ein paar Tage freinehmen. Aber lange kann ich auch nicht bleiben.«

»Ganz gleich, wie lange die Leute freihaben, hier kommt keiner gern her«, sagte Schwester Omura. »Vielleicht sollte ich das nicht sagen, aber eine Krankheit wie diese, die keine Besserung verspricht, deprimiert die Angehörigen auch mit der Zeit.«

»Mein Vater hat sich gewünscht, dass ich ihm vorlese, irgendetwas, egal was. Als er noch bei Bewusstsein war, meine ich. Außerdem habe ich nichts anderes zu tun.«

»Was lesen Sie ihm denn vor?«

»Alles Mögliche. Passagen aus den Büchern, die ich selbst zufällig gerade lese.«

»Was lesen Sie denn im Augenblick?«

»*Jenseits von Afrika* von Tania Blixen.«

Die Schwester schüttelte den Kopf. »Kenne ich nicht.«

»Blixen ist Dänin. Sie hat das Buch 1937 geschrieben. Sie war mit einem schwedischen Adligen verheiratet, mit dem sie vor dem Ersten Weltkrieg nach Afrika ging. Dort hatten sie eine Farm. Nach ihrer Scheidung führte sie die Farm allein weiter. In dem Buch erzählt sie von ihren Erlebnissen.«

Nachdem die Schwester die Temperatur seines Vaters gemessen und den Wert in die Krankentabelle eingetragen hatte, steckte sie sich ihren Kugelschreiber wieder ins Haar und strich sich die Haare aus der Stirn. »Darf ich ein bisschen zuhören?«

»Ich weiß aber nicht, ob es Ihnen gefällt«, sagte Tengo.

Sie setzte sich auf einen Hocker und schlug die Beine übereinander. Sie waren etwas fleischig, doch dabei fest und wohlgeformt. »Lesen Sie nur.«

Tengo begann langsam zu lesen. Es war eine jener Passagen, die man am besten laut las. Langsam, wie der Fluss der Zeit sich durch die Weiten der afrikanischen Landschaft wand.

»Wenn in Afrika nach vier Monaten Trockenzeit und Hitze die große Regenzeit beginnt, dann wird man überall von Wachstum, Frische und Duft überwältigt.

Doch die Farmer können der Freigebigkeit der Natur nicht so recht trauen. Sie lauschen ängstlich auf ein Diminuendo im Dröhnen des Regens. Das Wasser, das die Erde in den nächsten zwei Monaten trinkt, muss für alle Pflanzen, Tiere und Menschen reichen, damit sie die folgenden Monate ohne Regen überstehen.

Es ist ein herrlicher Anblick, wenn alle Wege der Farm nur noch klare Ströme von fließendem Wasser sind, und der Farmer watet frohen Herzens durch den Schlamm, hinaus zum blühenden Kaffeefeld. Doch mitten in der Regenzeit kommt es vor, dass abends die Sterne durch die dünne Wolkendecke leuchten. Dann steht der Farmer vor seinem Haus und starrt

zum Himmel, hängt sich an ihn mit beiden Armen, als wolle er mehr Regen aus ihm melken, und schreit zu ihm auf: ›Gib mir genug, mehr als genug! Mein Herz liegt vor Dir offen, und ich lasse dich nicht, du segnest mich denn. Ertränke mich, wenn Du willst, doch töte mich nicht durch deine Launen, nicht durch Geiz, nicht durch Trockenheit. Keinen *Coitus interruptus*, Himmel, Himmel!‹«**

»Coitus interruptus?«, wiederholte die Krankenschwester stirnrunzelnd.

»Sie nimmt kein Blatt vor den Mund.«

»Trotzdem klingt das ziemlich drastisch, wenn man zu Gott spricht.«

»Stimmt«, pflichtete Tengo ihr bei.

»Ein kalter, farbloser, trockener Tag kann plötzlich *Marka mbaya*, das böse Jahr, ins Gedächtnis rufen. Damals ließen die Kikuyu ihre Kühe in der Nähe meines Hauses weiden, und unter den Hirten war ein Junge, der eine Flöte besaß und ab und zu eine kleine Melodie darauf spielte. Wenn ich später diese Melodie hörte, brachte sie mir in einem einzigen Moment unseren ganzen Kummer, unsere ganze Verzweiflung in Erinnerung, sie schmeckte so salzig wie Tränen. Doch gleichzeitig lag darin, unerwartet, überraschend eine Kraft, eine eigentümliche Süße. Haben die schweren Zeiten wirklich all das enthalten? Damals waren wir jung, es gab eine wilde Hoffnung. In diesen langen, traurigen Tagen geschah es, dass wir zu einer Einheit verschmolzen, so dass es möglich ist, dass wir uns auf einem anderen Planeten wiedererkennen und ein Ding dem anderen zuruft – die Kuckucksuhr und meine Bücher den mageren Kühen auf dem Rasen und den bekümmerten alten Kikuyu: ›Ihr wart auch dabei. Auch ihr seid ein Teil der Farm am Ngong gewesen.‹ Die schweren Zeiten segneten uns und vergingen wieder.«

»Was für eine lebendige Beschreibung«, sagte die Schwester. »Man sieht es direkt vor sich. *Jenseits von Afrika,* sagten Sie?«

»Ja.«

»Außerdem haben Sie eine gute Stimme. Tief und ausdrucksvoll. Sehr geeignet zum Vorlesen.«

»Danke.«

Die Schwester blieb auf dem Hocker sitzen, schloss einen Moment lang die Augen und atmete leise ein und aus. Als würde sie in den Nachhall der Sätze eintauchen. Unter dem weißen Kittel hob und senkte sich die Brust im Rhythmus ihres Atems. Der Anblick erinnerte Tengo an seine ältere Freundin. Er dachte daran, wie er sie an Freitagnachmittagen ausgezogen und ihre steifen Brustwarzen berührt hatte. An ihre tiefen Seufzer und ihre feuchte Vagina. Die Vorhänge waren zugezogen, und draußen fiel ein leiser Regen. Sie hielt mit der Hand seine Hoden umschlossen. Seltsamerweise erregte ihn die Erinnerung daran nicht. Die Szene und seine Empfindungen von damals wirkten fern und verschwommen, wie von einem dünnen Film überzogen.

Die Schwester öffnete die Augen und sah Tengo an, als habe sie seine Gedanken gelesen, aber in ihrem Blick lag nichts Missbilligendes. Mit einem leichten Lächeln erhob sie sich und schaute zu ihm hinunter.

»Ich muss gehen«, sagte sie. Nachdem sie ihr Haar berührt und sich vergewissert hatte, dass der Kugelschreiber an Ort und Stelle war, drehte sie sich um und verließ den Raum.

Tengo rief Fukaeri so gut wie jeden Abend an. Es sei den ganzen Tag nichts passiert, sagte sie jedes Mal. Das Telefon habe mehrmals geklingelt, aber sie habe, wie er gesagt habe, nicht abgenommen. Gut, sagte Tengo, einfach klingeln lassen, ist am besten.

Wenn Tengo sie anrief, ließ er es dreimal klingeln und legte dann auf. Gleich darauf rief er wieder an. Dann sollte sie abnehmen. Doch Fukaeri hielt sich häufig nicht an diese Vereinbarung und hob schon beim ersten Klingeln ab.

»Du hast schon wieder gleich abgenommen«, rügte Tengo sie dann.

»Macht doch nichts. Ich weiß ja, dass Sie es sind«, sagte Fukaeri.

»Du weißt, dass ich der Anrufer bin?«

»Bei den anderen gehe ich nicht ran.«

Vielleicht war so etwas möglich, dachte Tengo. Er selbst hatte auch immer gewusst, wenn Komatsu ihn anrief. Sein Klingeln hatte etwas Gehetztes, Nervöses. Als würde er permanent mit den Fingern auf der Schreibtischplatte trommeln. Aber letztlich war es nicht mehr als ein Gefühl, auf das man sich doch nicht fest verlassen konnte.

Fukaeris Tage verliefen ähnlich eintönig wie Tengos. Allerdings machte sie nie einen Schritt aus dem Haus und war die ganze Zeit allein. In der Wohnung gab es keinen Fernseher, und Lesen kam für sie auch nicht in Frage. Sie aß keine richtigen Mahlzeiten und hatte daher auch noch nicht einkaufen gehen müssen.

»Ich bewege mich kaum, also brauche ich auch nicht viel zu essen«, sagte Fukaeri.

»Was machst du denn so den ganzen Tag?«

»Nachdenken.«

»Über was?«

Sie beantwortete die Frage nicht. »Außerdem kommt die Krähe.«

»Die Krähe kommt immer einmal am Tag.«

»Nicht nur einmal, sie kommt mehrmals«, sagte das junge Mädchen.

»Dieselbe?«

»Ja.«

»Sonst war niemand da?«

»Der Mann von NHK.«

»Derselbe wie letztes Mal?«

»Er hat ganz laut gerufen: ›Herr Kawana, Sie sind ein Dieb.‹«

»Vor meiner Tür?«

»Damit es alle hören.«

Tengo überlegte einen Moment. »Kümmere dich nicht darum. Es hat nichts mit dir zu tun und schadet auch nichts.«

»Er hat gesagt, er weiß, dass ich mich hier verstecke.«

»Mach dir keine Gedanken«, sagte Tengo. »Er kann es nicht wissen. Er will dich nur einschüchtern. Die Leute von NHK machen das manchmal.«

Tengos Vater hatte häufig das Gleiche getan. Er war ja selbst dabei gewesen. Hatte an vielen Sonntagnachmittagen miterlebt, wie die Stimme

des Vaters bösartig und bedrohlich durch Hausflure schallte. Er drückte die Fingerspitzen gegen seine Schläfe. Die Erinnerung rief gewisse unangenehme Symptome hervor.

»Geht es Ihnen gut«, fragte Fukaeri, als spüre sie aus der Stille etwas heraus.

»Ja, alles in Ordnung. Kümmere dich einfach nicht um den NHK-Mann.«

»Das hat die Krähe auch gesagt.«

»Na also«, sagte Tengo.

Seit er die beiden Monde am Himmel und die Puppe aus Luft im Krankenzimmer seines Vaters gesehen hatte, konnte ihn kaum noch etwas überraschen. Es schadete ja nicht, wenn Fukaeri sich ein bisschen mit der Krähe austauschte.

»Ich werde wohl noch etwas hierbleiben und nicht gleich nach Tokio zurückkommen. Macht dir das etwas aus?«

»Es ist besser, Sie bleiben noch«, sagte Fukaeri und legte auf. Das Gespräch endete so abrupt, als habe jemand mit einem scharfen Hackmesser die Leitung durchtrennt.

Als Nächstes rief Tengo in Komatsus Verlag an. Er war nicht da. Er sei zwar gegen eins kurz im Büro gewesen, aber bald wieder gegangen; wo er sei, wisse man nicht, und auch nicht, ob er heute noch einmal zurückkommen werde. Das war nicht ungewöhnlich. Tengo hinterließ die Nummer des Sanatoriums und sagte, er werde fast den ganzen Nachmittag dort zu erreichen sein. Komatsu möge ihn anrufen. Hätte er die Nummer seiner Pension angegeben, hätte die Gefahr bestanden, dass Komatsu mitten in der Nacht dort anrief.

Zuletzt hatte Tengo Ende September mit Komatsu telefoniert. Ziemlich kurz. Seither hatte er nichts von ihm gehört und seinerseits auch nicht versucht, ihn zu kontaktieren. Ende August war Komatsu für drei Wochen verschwunden. Er fühle sich nicht wohl und habe sich eine Zeitlang freigenommen, hatte Tengo bei einem Anruf im Verlag erfahren. Es war unklar, wo Komatsu sich damals aufhielt. Natürlich hatte Tengo sich

Gedanken gemacht, wenn auch keine ernsthaften Sorgen. Komatsu war von Natur aus launisch und handelte grundsätzlich nur nach seinem Gutdünken. Vermutlich würde er irgendwann, als sei nichts gewesen, wieder an seinem Arbeitsplatz auftauchen.

Normalerweise wurde derart egozentrisches Verhalten in Firmen nicht geduldet. Aber Komatsus Kollegen kamen irgendwie damit zurecht und verhinderten, dass er in Schwierigkeiten kam. Er war zwar nicht beliebt, doch aus irgendeinem Grund gab es immer ein paar gutmütige Menschen, die ihn deckten. Auch der Verlag blickte mehr oder weniger über sein Verhalten hinweg. Komatsu war selbstsüchtig, unkooperativ und arrogant, aber sehr tüchtig in seinem Beruf. Und so leicht konnte man einen Mann, der dem Verlag zu einem Bestseller wie *Die Puppe aus Luft* verholfen hatte, nicht feuern.

Wie Tengo es erwartet hatte, war Komatsu eines Tages mir nichts, dir nichts wieder im Verlag aufgetaucht und hatte, ohne eine Erklärung abzugeben oder sich bei jemandem zu entschuldigen, die Arbeit wieder aufgenommen. Ein Lektor, mit dem Tengo bekannt war, hatte ihn bei einem dienstlichen Telefonat davon unterrichtet.

»Geht es Herrn Komatsu gesundheitlich wieder besser?«, hatte Tengo gefragt.

»Ja, er wirkt recht munter«, sagte der Lektor. »Aber er scheint nicht mehr so gesprächig zu sein wie früher.«

»Wirklich?«, fragte Tengo einigermaßen überrascht.

»Man könnte ihn beinahe wortkarg nennen.«

»War er tatsächlich krank?«

»Keine Ahnung«, sagte der Lektor desinteressiert. »Zumindest hat er es gesagt. Also muss man ihm wohl glauben. Na ja, jedenfalls ist er wieder da und hat alles, was sich angesammelt hatte, prompt erledigt. Als er nicht da war, hatte ich wegen *Die Puppe aus Luft* alles Mögliche um die Ohren. War ganz schön anstrengend.«

»Wo wir gerade davon sprechen, was ist eigentlich aus Fukaeri geworden? Gibt es da Neuigkeiten?«

»Nein, alles beim Alten. Sie ist noch immer verschwunden. Alle sind ratlos.«

»Ich habe in letzter Zeit auch gar nichts darüber gelesen.«

»Anscheinend haben die Medien sich von dem Fall zurückgezogen oder sind absichtlich auf Distanz gegangen. Die Polizei unternimmt auch nichts Augenfälliges. Nach Einzelheiten müsstest du Komatsu fragen. Allerdings hat seine Mitteilsamkeit, wie schon gesagt, neuerdings erheblich nachgelassen. Sein Selbstbewusstsein ist nur noch ein Schatten dessen, was es einmal war. Er wirkt in sich gekehrt und geistesabwesend. Mitunter ist es, als würde er die Leute um sich herum einfach vergessen. Dann benimmt er sich, als würde er allein in einer Höhle sitzen.«

»In sich gekehrt«, sagte Tengo.

»Du wirst es selbst merken, wenn du mit ihm sprichst.«

Tengo bedankte sich und legte auf.

Einige Tage später gegen Abend rief Tengo wieder im Verlag an. Diesmal erreichte er Komatsu. Er wirkte tatsächlich verändert. Normalerweise hätte er einen ununterbrochenen Redeschwall über Tengo ergossen, doch nun bekam er die Zähne kaum auseinander und schien mit seinen Gedanken ständig woanders zu sein. Vielleicht bedrückt ihn etwas, dachte Tengo. Offenbar war er nicht mehr der alte, abgebrühte Komatsu. Wenn er ein Problem hatte, wäre es eigentlich eher sein Stil gewesen, sich nichts anmerken zu lassen und weiterzumachen wie zuvor.

»Geht es Ihnen wieder besser?«, fragte Tengo.

»Wie, besser?«

»Sie waren doch krank und hatten sich ziemlich lange freigenommen?«

»Ach so, das«, sagte Komatsu, als würde er sich jetzt erst erinnern. Kurzes Schweigen. »Ja, danke der Nachfrage. Wir werden irgendwann in Bälde darüber sprechen.«

Irgendwann in Bälde, dachte Tengo. Seltsam, wie Komatsu auf einmal redete. Es fehlte so etwas wie ein Sinn für Perspektive. Was er sagte, klang irgendwie flach und ungreifbar.

Diesmal beendete Tengo in einem passenden Moment von sich aus das Gespräch. Er hatte gar nicht gewagt, von Fukaeri und der Puppe aus Luft anzufangen. In Komatsus Tonfall schwang etwas mit, das es ihm ratsam erscheinen ließ, diese Themen zu meiden. Was war nur los? War es jemals vorgekommen, dass Komatsu nichts zu sagen hatte?

Bei diesem Telefonat Ende September hatte Tengo das letzte Mal mit Komatsu gesprochen. Seither waren über zwei Monate vergangen. Komatsu war ein Mann, der gern und ausgiebig telefonierte. Nicht wahllos natürlich, aber er hatte die Neigung, seine Gedanken zu ordnen, indem er sich ausführlich zu dem äußerte, was ihm durch den Kopf ging. Und Tengo erfüllte dabei für ihn eine ähnliche Aufgabe wie eine Schlagwand beim Tennis. Wenn ihm gerade danach war, rief er Tengo an, auch wenn es nichts zu besprechen gab. Zu den unmöglichsten Uhrzeiten. Dann wieder meldete er sich lange gar nicht. Aber dass er zwei Monate lang nichts von sich hören ließ, war ungewöhnlich.

Vielleicht hatte er zurzeit keine Lust zu reden. Irgendwann ging das jedem einmal so. Wahrscheinlich sogar Komatsu. Außerdem gab es nichts, worüber er dringend mit Komatsu hätte sprechen müssen. Die Verkäufe von *Die Puppe aus Luft* waren rückläufig, das Buch war kaum noch im Gespräch, und vielleicht wusste Komatsu in Wirklichkeit auch, wo Fukaeri war. Wenn er etwas wollte, würde er sich schon melden. Wenn nicht, gab es vermutlich auch nichts zu besprechen.

Allmählich könnte er aber trotzdem mal anrufen, dachte Tengo. Denn Komatsus Satz »Wir werden irgendwann in Bälde darüber sprechen« war ihm seltsamerweise im Kopf geblieben.

Zunächst rief Tengo den Freund an, der ihn an der Schule vertrat, um sich nach dem Stand der Dinge zu erkundigen. Keine Probleme, sagte dieser. Dann fragte er nach Tengos Vater.

»Unverändert«, sagte dieser. »Atmung, Blutdruck und Temperatur sind auf Sparflamme, aber stabil. Er ist nicht bei Bewusstsein. Schmerzen hat er wohl auch nicht. Es ist, als sei er ins Reich der Träume gegangen.«

»Keine üble Art zu sterben«, antwortete der Mann nicht gerade taktvoll. Was er eigentlich hatte sagen wollen, war: »Es klingt vielleicht nicht sehr einfühlsam, aber in gewisser Weise ist das wahrscheinlich gar keine schlechte Art zu sterben.« Doch die knappe Bemerkung war ihm sicher nur herausgerutscht. Nach mehreren Jahren am Fachbereich Mathematik gewöhnte man sich eine verkürzte Art der Konversation an. Und fand sie auch gar nicht mehr unnatürlich.

»Hast du dir in letzter Zeit mal den Mond angeschaut?«, fragte Tengo ihn spontan. Wenn einer sich nichts dabei dachte, abrupt zum aktuellen Zustand des Mondes befragt zu werden, dann sicherlich sein Freund.

Der junge Mann überlegte kurz. »Nicht, dass ich wüsste. Was ist damit?«

»Könntest du ihn dir bei Gelegenheit mal ansehen? Ich würde gern deinen Eindruck hören.«

»Meinen Eindruck? Inwiefern?«

»Egal. Ich möchte nur wissen, was du über ihn denkst.«

Kurze Pause. »Es wird möglicherweise nicht ganz leicht sein, das auszudrücken.«

»Darüber brauchst du dir keine Gedanken zu machen. Es geht nur um seine eindeutigen Merkmale.«

»Ich soll mir den Mond angucken und über seine Merkmale nachdenken?«

»Ja«, sagte Tengo. »Eigentlich brauchst du nicht mal zu denken.«

»Heute ist es bewölkt, aber sobald es klar ist, seh ich ihn mir an. Wenn ich es nicht vergesse.«

Tengo bedankte sich und legte auf. Wenn er es nicht vergaß. Das war das Problem mit Mathematikern. Wenn etwas sie nicht unmittelbar interessierte, hatten sie ein erstaunlich kurzes Gedächtnis.

Die Besuchszeit war zu Ende, und Tengo verließ das Sanatorium. Als er an der Rezeption vorbeiging, verabschiedete er sich von Schwester Tamura, die dort saß.

»Wie lange werden Sie denn noch bleiben?«, fragte sie, während sie mit dem Zeigefinger ihre Brille zurechtschob. Ihr Dienst schien bereits beendet,

und statt der Schwesterntracht trug sie einen dunkelroten Faltenrock, eine weiße Bluse und eine graue Strickjacke.

Tengo blieb stehen und überlegte. »Ich habe mich noch nicht entschieden. Es kommt darauf an, wie sich alles entwickelt.«

»Können Sie sich denn noch eine Weile Urlaub nehmen?«

»Ja, ich habe eine Vertretung. Es geht schon noch.«

»Wo essen Sie denn?«, fragte die Schwester.

»In einem Lokal in Nähe«, sagte Tengo. »In der Pension gibt es nur Frühstück, also nehme ich dort immer das Tagesmenü, einen Eintopf oder so etwas.«

»Ist die Küche gut?«

»Nicht so besonders. Aber das macht mir nichts aus.«

»Das gefällt mir aber gar nicht.« An ihrer Miene ließ sich ablesen, dass sie das bedenklich fand. »Sie sollten besser auf Ihre Ernährung achten. Kein Wunder, dass Sie ein Gesicht machen wie ein Pferd, das im Stehen schläft.«

»Ein Pferd, das im Stehen schläft?«, fragte Tengo erstaunt.

»Ja, Pferde können im Stehen schlafen, haben Sie das noch nie gesehen?«

Tengo schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Dabei machen sie genau so ein Gesicht wie Sie jetzt«, sagte Schwester Tamura. »Gehen Sie mal ins Bad und schauen Sie in den Spiegel. Auf den ersten Blick merkt man nicht, dass sie schlafen, aber wenn man genau hinschaut, erkennt man es. Ihre Augen sind offen, aber sie sehen nichts.«

»Pferde schlafen mit offenen Augen?«

Die Schwester nickte nachdrücklich. »Genau wie Sie.«

Einen Augenblick lang war Tengo wirklich versucht, auf die Toilette zu gehen und in den Spiegel zu schauen, aber dann gab er den Gedanken auf. »Gut, ich werde versuchen, mich besser zu ernähren.«

»Wenn Sie Lust haben, können wir ja mal in ein Grillrestaurant gehen.«

»In ein Grillrestaurant?« Tengo aß kaum Fleisch. Nicht, dass er eine besondere Abneigung dagegen gehabt hätte, aber normalerweise hatte er einfach nicht viel Lust auf Fleisch. Doch als die Schwester davon sprach, bekam er seit längerem einmal wieder Appetit darauf. Vielleicht brauchte sein Körper es ja wirklich.

»Wir gehen heute Abend alle in ein Grillrestaurant. Kommen Sie doch mit.«

»Alle?«

»Ja, wir gehen zu dritt. Wir treffen uns um halb sieben. Na, wie wär's?«

Schwester Omura, die sich immer den Kuli ins Haar steckte und Kinder hatte, und die zierliche junge Schwester Adachi waren auch mit von der Partie. Die drei Kolleginnen schienen sich recht gut zu verstehen. Tengo überlegte. Einerseits wollte er seinen Rhythmus ungern durcheinanderbringen, andererseits fiel ihm aber auch keine geeignete Ausrede ein. Dass Tengo hier über genügend Zeit verfügte, war allgemein bekannt.

»Wenn ich nicht störe«, sagte er.

»Natürlich stören Sie nicht«, sagte Schwester Tamura. »Außerdem würde ich nie nur aus Höflichkeit jemanden hinzubitten, der stört. Also zieren Sie sich nicht und kommen Sie mit. Mitunter ist es gar nicht schlecht, einen gesunden, jungen Mann dabeizuhaben.«

»Gesund bin ich ja zumindest«, sagte Tengo etwas unsicher.

»Ja, das ist das Wichtigste«, erklärte die Schwester aus beruflicher Sicht.

Da die drei Schwestern im gleichen Sanatorium arbeiteten, war es nie ganz leicht, einen Termin zu finden, an dem sie alle freihatten. Dennoch gingen sie mindestens einmal im Monat aus, um etwas »Nahrhaftes« zu essen, Alkohol zu trinken, Karaoke zu singen, ein bisschen über die Stränge zu schlagen und sich abzureagieren. Hin und wieder brauchten sie einfach eine Abwechslung. Das Kleinstadtleben war eintönig, und außer den Ärzten und den anderen Schwestern gab es für sie nur die alten Menschen, die ihre Energie und ihr Gedächtnis verloren hatten.

Jedenfalls zechten und schmausten die drei Krankenschwestern ausgiebig. Tengo konnte kaum mithalten. Deshalb saß er dabei, während sie sich fröhlich feierten, machte brav mit, aß die angemessene Menge Fleisch und trank Fassbier, passte aber auf, nicht allzu betrunken zu werden. Als sie das Grillrestaurant verließen, gingen sie noch um die Ecke in eine Imbissbar, kauften eine Flasche Whiskey und sangen Karaoke. Die drei

Krankenschwestern gaben der Reihe nach ihr Repertoire und dann gemeinsam eine Nummer der Candies mit der entsprechenden Choreographie zum Besten. Ob sie geübt hatten? Ihr Tanz wirkte ziemlich professionell. Tengo war nicht gerade ein begnadeter Karaoke-Sänger, aber auch er sang aus einer vagen Erinnerung heraus eine Strophe aus einem Lied von Yosui Inoue.

Selbst die junge, für gewöhnlich nicht sehr gesprächige Schwester Adachi machte der Alkohol lustig und ein bisschen verwegen. Ihre ohnehin roten Wangen glühten, als habe sie einen Sonnenbrand. Sie kicherte über jeden Witz und schmiegte sich wie selbstverständlich an Tengos Schulter. Die hochgewachsene Schwester Omura, heute ohne Kugelschreiber im Haar, trug ein blassblaues Kleid. Mit offenem Haar wirkte sie drei oder vier Jahre jünger. Auch ihre Stimme klang fast eine Oktave tiefer. Sie hatte eine weniger forsche, dienstliche Ausstrahlung, und ihre Bewegungen waren weicher, sodass sie fast wie ein anderer Mensch erschien. Nur Schwester Tamura mit der Brille wirkte völlig unverändert.

»Eine Nachbarin passt auf die Kinder auf«, sagte Schwester Omura zu Tengo. »Mein Mann hat Nachtschicht und ist nicht zu Hause. Also kann ich mich nach Herzenslust amüsieren. Etwas Abwechslung ist sehr wichtig. Finden Sie doch auch, nicht wahr, Tengo?«

Keine der Schwestern redete ihn mit »Herr Kawana« an, alle sagten einfach Tengo. Aus irgendeinem Grund schien es den meisten Menschen ganz natürlich, ihn beim Vornamen zu nennen. Selbst die Schüler an der Yobiko taten dies hinter seinem Rücken.

»Unbedingt«, pflichtete er ihr bei.

»Wissen Sie, wir brauchen das«, sagte Schwester Tamura, während sie an ihrem Suntory Old mit Wasser nippte. »Schließlich sind wir auch nur Menschen aus Fleisch und Blut.«

»Ohne Uniform sind wir ganz gewöhnliche Frauen.« Schwester Adachi kicherte vor sich hin, als habe sie etwas sehr Witziges gesagt.

»Also, lieber Tengo«, sagte Schwester Omura. »Dürfte ich Sie einmal etwas fragen?«

»Was denn?«

»Haben Sie eine Freundin?«

»Ja, das würde ich auch gern wissen«, sagte Schwester Adachi, während sie mit ihren großen weißen Zähnen an einem Maiskolben knabberte.

»Das ist eine lange Geschichte.«

»Das macht nichts«, sagte die welterfahrene Schwester Tamura. »Wir haben jede Menge Zeit, die wir Ihnen gerne widmen. Wie geht denn Ihre lange Geschichte?«

»Erzählen, erzählen!«, rief Schwester Adachi, klatschte leicht in die Hände und kicherte.

»Sie ist nicht besonders interessant«, sagte Tengo. »Eher banal und ziemlich zusammenhanglos.«

»Es genügt ja, wenn Sie uns eine Zusammenfassung geben«, sagte Schwester Omura. »Haben Sie nun eine Freundin oder nicht?«

»Wenn Sie mich so fragen«, sagte Tengo resigniert, »eigentlich nicht.«

»Hm«, machte Schwester Tamura. Sie rührte das Eis in ihrem Glas mit dem Finger um, dass es klirrte, und leckte ihn dann ab. »Wenn man lange für sich bleibt, wird man verschroben.«

Schwester Adachi kicherte wieder. »Verschroben«, sagte sie und tippte sich mit dem Finger an die Schläfe.

»Bis vor kurzem war ich aber mit jemandem zusammen«, verteidigte Tengo sich.

»Aber plötzlich war sie weg?«, sagte Schwester Tamura und drückte mit dem Finger gegen den Steg ihrer Brille.

Tengo nickte.

»Das heißt, sie hat Sie sitzengelassen«, sagte Schwester Omura.

»Ich weiß nicht genau«, sagte Tengo und überlegte. »Vielleicht könnte man es so nennen. Ja, wahrscheinlich.«

»Könnte es sein, dass die Dame etwas älter war als Sie?«, fragte Schwester Tamura forschend.

»Sie haben recht«, sagte Tengo. Woher sie das bloß wusste?

»Seht ihr, wie ich gesagt habe«, wandte Schwester Tamura sich triumphierend an die anderen beiden. Diese nickten.

»Tengo ist bestimmt mit einer älteren Frau zusammen, habe ich gesagt. Das rieche ich«, erklärte Schwester Tamura.

»Schnupper, schnupper«, sagte Schwester Adachi.

»Außerdem ist sie verheiratet«, sagte Schwester Omura in trägem Ton. »Oder nicht?«

Nach kurzem Zögern nickte Tengo. Jetzt hatte es auch keinen Zweck mehr zu lügen.

»Böser Junge«, sagte Schwester Adachi und tippte Tengo mit dem Finger auf den Oberschenkel.

»Wie viel älter denn?«

»Zehn Jahre«, sagte Tengo.

»Oho!«, machte Schwester Tamura.

»Aha, Sie haben sich also von einer älteren, verheirateten Dame verwöhnen lassen«, sagte Schwester Omura, die immerhin Kinder hatte. »Da habe ich ja vielleicht auch noch Chancen, den lieben, einsamen Jungen zu trösten. Ganz so übel sehe ich ja noch nicht aus.«

Sie griff nach Tengos Hand und wollte sie an ihre Brust drücken, aber ihre Kolleginnen hielten sie davon ab. Offenbar fanden sie, dass zwischen einer Krankenschwester und dem Angehörigen eines Patienten eine gewisse Grenze gewahrt bleiben sollte, auch wenn sie sich erlaubten, ein bisschen über die Stränge zu schlagen. Vielleicht fürchteten sie auch, dass jemand sie beobachten könnte. In einer Kleinstadt konnte sich ein Gerücht im Nu verbreiten. Vielleicht war ja auch Schwester Omuras Mann ausgesprochen eifersüchtig. Und Tengo wollte es ohnehin vermeiden, in noch mehr Schwierigkeiten verwickelt zu werden.

»Jedenfalls bewundern wir Sie sehr, Tengo«, sagte Schwester Tamura, um das Thema zu wechseln. »Sie kommen eigens aus Tokio hierher, um Ihrem Vater jeden Tag mehrere Stunden vorzulesen – das ist schon eine Leistung.«

»Ja, bewundernswert«, sagte die junge Schwester Adachi und nickte. »Ihnen gebührt Respekt.«

»Wissen Sie, Tengo, wir loben Sie immer«, sagte Schwester Tamura.

Tengo errötete unwillkürlich. Er war ja gar nicht hier, um sich um seinen Vater zu kümmern, sondern weil er hoffte, die Puppe aus Luft und die darin

schlummernde Aomame ein zweites Mal zu sehen. Das war so gut wie Tengos einziger Beweggrund. Dass sein Vater im Koma lag, war letzten Endes nicht mehr als ein Vorwand. Aber das konnte er ihnen auf keinen Fall anvertrauen. Um das zu tun, hätte er ihnen zuerst erklären müssen, was eine »Puppe aus Luft« war.

»Bisher habe ich ja nichts für ihn tun können«, rang er sich ab und versuchte, seinen großen kräftigen Körper möglichst klein zu machen, was auf dem winzigen Holzstuhl besonders ungelenk wirkte. Doch die Krankenschwestern deuteten dieses sonderbare Verhalten als bloße Bescheidenheit.

Tengo wollte sagen, er sei müde, damit er aufstehen und sich in seine Unterkunft zurückziehen konnte, aber er verpasste den richtigen Moment. Er war von Natur aus niemand, der sich besonders gut durchsetzen konnte.

»Ja, aber um noch einmal auf den Anfang unseres Gesprächs zurückzukommen«, sagte Schwester Omura und räusperte sich. »Warum hat Ihre Freundin sich von Ihnen getrennt? Es lief doch ganz gut, oder? Oder hat ihr Mann etwas rausgekriegt?«

»Ich weiß auch nicht, warum«, sagte Tengo. »Plötzlich hat sie sich nicht mehr gemeldet, und das war's.«

»Hm«, machte die junge Schwester Adachi. »Vielleicht hatte sie die Nase voll von Ihnen.«

Die hochgewachsene Schwester Omura schüttelte den Kopf und hob den Zeigefinger. »Du kennst den Lauf der Welt noch nicht«, sagte sie zu der jüngeren Schwester. »Du hast noch keine Ahnung. Es ist so gut wie ausgeschlossen, dass eine vierzigjährige verheiratete Frau einen so jungen, gesunden, gutaussehenden Mann ergattert und ihm dann freundlich den Laufpass gibt: ›Danke, hat mich sehr gefreut, leb wohl.‹ Höchstens umgekehrt.«

»Stimmt das?«, sagte Schwester Adachi mit leicht geneigtem Kopf. »Da kenne ich mich wohl wirklich nicht aus.

»Du kannst mir ruhig glauben«, bekräftigte Schwester Omura. Sie musterte Tengo kurz, als betrachte sie aus einigen Schritten Entfernung in

ein Steinmonument eingemeißelte Zeichen. »Mit der Zeit wirst du es schon noch merken.« Sie nickte nachdrücklich.

Dann ergingen sich die drei in einer Klatschgeschichte über die amourösen Eskapaden einer Frau (einer Kollegin?), die Tengo nicht kannte. Sein Whiskeyglas in der Hand haltend, beobachtete er sie. Sie erinnerten ihn an die drei Hexen aus *Macbeth*. Die unheimlichen Schwestern, die Macbeth den unheilvollen Ehrgeiz, König zu werden, einflüsterten: »Schön ist wüst, und wüst ist schön.« Natürlich wusste Tengo, dass die drei Krankenschwestern keine bösen, sondern gutherzige, aufgeschlossene Frauen waren, die unermüdlich arbeiteten und sich um seinen Vater kümmerten. Auf ihnen lastete der Druck ihres schweren Berufs, und sie führten ein nicht gerade reizvolles Leben in einer Kleinstadt, deren wichtigster Industriezweig die Fischerei war. Einmal im Monat reagierten sie sich ein bisschen ab. Aber die geballte Energie dieser drei Frauen sehr unterschiedlichen Alters blies ihm wie von selbst den Wind der schottischen Highlands in den Sinn. Einen Himmel voll dichter Wolken und kalte, von Regen und Wind gepeitschte Höhen mit Heidekraut.

Es war lange her, dass er *Macbeth* im Englischunterricht gelesen hatte, aber ein paar Zeilen waren ihm noch im Gedächtnis geblieben.

> Ha, mir juckt der Daumen sehr,
> Etwas Böses kommt hieher!
> Laßt ihn ein, wers mag sein.***

Warum er sich wohl ausgerechnet diese Sätze gemerkt hatte? Er wusste nicht mehr, wer sie in dem Stück sagte, aber sie erinnerten ihn an den Kassierer von NHK, der in Koenji an seiner Wohnung geklopft hatte. Tengo betrachtete seinen Daumen. Er juckte nicht. Dennoch hatten Shakespeares Worte etwas sehr Unheilverkündendes.

> *Etwas Böses kommt hieher.*

Hoffentlich würde Fukaeri die Tür nicht öffnen.

Kapitel 7

Ushikawa

Ich bin schon unterwegs

Ushikawa musste seine Nachforschungen über die alte Dame aufgeben. Alles um sie herum war so hermetisch abgeriegelt, dass er, ganz gleich, in welche Richtung er seine Fühler ausstreckte, immer irgendwann gegen eine unüberwindliche Mauer stieß. Er hätte gern weitere Erkundigungen über das Frauenhaus eingezogen, aber es war zu riskant, sich länger in dessen Nähe aufzuhalten. Es gab dort Überwachungskameras, und Ushikawa fiel schon allein durch sein Äußeres zu sehr auf. Wäre er einmal entdeckt, würde es schwierig werden zu agieren. Er beschloss, sich vorläufig von der Weidenvilla fernzuhalten und einen anderen Weg zu suchen.

Dabei fiel ihm nichts anderes ein, als Aomames Umfeld noch einmal ins Visier zu nehmen. Bei seinen früheren Recherchen hatte er eine ihm bekannte Detektei mit der Sammlung von Material beauftragt und sich parallel dazu selbst umgehört. Er hatte eine umfangreiche Akte über Aomame zusammengestellt, und nachdem er sie von allen Seiten durchleuchtet hatte, war er zu dem Ergebnis gekommen, dass sie keine Gefahr darstellte. In dem Sportstudio, in dem sie als Trainerin arbeitete, war sie hochgeschätzt. Als Kind hatte sie einer Sekte, der »Gemeinschaft der Zeugen«, angehört, war aber als Teenager ausgetreten und hatte sämtliche Verbindungen gekappt. Nach dem Abschluss ihres Sportstudiums mit Bestnote hatte sie bei einem Hersteller für Fitnessgetränke und Reformkost gearbeitet und eine zentrale Rolle in dessen Softball-Team eingenommen. Ihren Kollegen zufolge habe sie sowohl in ihrem Beruf als auch im Sport herausragende Leistungen erbracht. Sie war ehrgeizig und intelligent. Alle

hielten große Stücke auf sie, auch wenn sie nicht viel sprach und kaum Kontakte pflegte.

Vor einigen Jahren hatte sie plötzlich in der Firma gekündigt, das Softball-Team verlassen und als Trainerin in einem elitären, teuren Sportstudio angefangen, wo sie dreimal so viel verdiente wie vorher. Sie war ledig und lebte allein. Einen Liebhaber schien sie nicht zu haben. Auf alle Fälle konnte Ushikawa weder Ungereimtheiten noch etwas Verdächtiges entdecken. Er verzog das Gesicht, seufzte und legte den Ordner, den er gerade zum x-ten Mal durchgelesen hatte, auf den Tisch. Ich habe etwas übersehen, dachte er. Etwas sehr Wichtiges, das ich nicht hätte übersehen dürfen.

Ushikawa nahm sein Adressbuch aus der Schreibtischschublade und wählte eine bestimmte Nummer. Sooft er Informationen brauchte, an die er auf legalem Weg nicht herankam, bediente er sich dieser Nummer. Der Mann, den er anrief, bewegte sich in noch trüberen Gewässern als Ushikawa. Aber für Geld konnte er fast alles beschaffen. Je strenger gehütet eine Information war, desto mehr berechnete er natürlich.

Ushikawa benötigte zweierlei. Zum einen persönliche Auskünfte über Aomames Eltern, die noch immer eifrige Anhänger der Gemeinschaft der Zeugen waren. Ushikawa war überzeugt davon, dass ihre Sekte die Daten sämtlicher Mitglieder im Land zentral verwaltete. In Japan gab es eine ganze Menge dieser Zeugen, und es herrschte reger Verkehr zwischen der Hauptstelle und den landesweit verstreuten Nebenstellen. Ohne Zentralarchiv konnte das System nicht reibungslos funktionieren. Das Hauptquartier der Sekte befand sich in einem Vorort von Odawara. Es war ein imposantes Gebäude auf einem weitläufigen Grundstück, auf dem es auch eine eigene Druckerei für die Prospekte und Zeitschriften, eine Versammlungshalle und Unterkünfte für angereiste Gläubige gab. Ushikawa zweifelte nicht daran, dass alle Informationen hier gelagert und kontrolliert wurden.

Zweitens musste Ushikawa sich Einblick in die Aufzeichnungen des Sportstudios verschaffen, in dem Aomame beschäftigt gewesen war. Was genau hatte sie dort getan und wann hatte sie wem Privatstunden gegeben?

Dort wurden Informationen wahrscheinlich nicht so streng gehütet wie bei den Zeugen. Dennoch stand nicht zu erwarten, dass sie ihm sogleich bereitwillig Einsicht gewähren würden, wenn er dort aufkreuzte und fragte: »Wären Sie so nett, mir bitte Fräulein Aomames Ordner zu zeigen?«

Ushikawa hinterließ seinen Namen und seine Rufnummer auf dem Anrufbeantworter. Eine halbe Stunde später klingelte das Telefon.

»Herr Ushikawa«, sagte eine heisere Stimme. Er war diesem Mann noch nie persönlich begegnet. Sie verhandelten immer am Telefon. Material wurde per Eilpost versandt. Die heisere Stimme wurde hin und wieder von leichtem Husten unterbrochen. Offenbar hatte der Mann irgendein Problem mit dem Hals. Auf der anderen Seite der Leitung herrschte immer völlige Stille, als führe der Mann das Gespräch aus einem perfekt schallgedämpften Raum. Nur die Stimme und der pfeifende Atem des Mannes waren zu hören. Sonst nichts. Dadurch erhielten die hörbaren Laute nach und nach einen übertriebenen Klang. Was für ein unheimlicher Typ, dachte Ushikawa jedes Mal. Die Welt scheint voller unheimlicher Typen zu sein (und eigentlich bin ich ja selbst einer von ihnen). Er nannte den Mann bei sich nur »die Fledermaus«.

»In beiden Fällen geht es Ihnen um die Informationen, die mit dem Namen Aomame in Verbindung stehen, ja?«, sagte die Fledermaus heiser und hüstelte.

»Ja, so heißt sonst niemand.«

»Sie wollen möglichst alles, was Sie kriegen können?«

»Es ist ganz gleich, was es ist, solange es mit dem Namen Aomame zu tun hat. Wenn irgend möglich, hätte ich auch gern ein Foto, auf dem ihr Gesicht zu erkennen ist.«

»Das dürfte in dem Sportstudio nicht schwierig sein. In solchen Einrichtungen rechnet keiner damit, dass Informationen gestohlen werden. Bei den Zeugen ist das etwas anderes. Die sind eine große Organisation mit viel Kapital und strengsten Sicherheitsmaßnahmen. An eine Sekte heranzukommen ist immer schwierig. Denn da geht es auch um den persönlichen Schutz der Mitglieder und um Steuerfragen.«

»Halten Sie es für machbar?«

»Machbar ist alles. Man kann jede Tür öffnen. Viel schwieriger ist es, sie wieder zuzukriegen, wenn sie einmal offen steht. Doch schließen muss man sie, sonst wird man vielleicht von einer Abwehrrakete verfolgt.«

»Wie im Krieg.«

»Das *ist* Krieg. Bei so etwas lauern alle möglichen Gefahren im Verborgenen«, krächzte die Fledermaus. Ihrer Stimme war anzumerken, wie sehr sie solche Schlachten genoss.

»Würden Sie das also für mich erledigen?«

Leichtes Husten. »Ich versuche es. Aber das kostet.«

»Können Sie ungefähr sagen, wie viel?«

Der andere nannte eine geschätzte Summe. Ushikawa schluckte, willigte aber ein. Er konnte das Geld vorläufig auslegen und im Erfolgsfall später in Rechnung stellen.

»Wie lange wird es dauern?«

»Ich vermute, es eilt?«

»Ja.«

»Genau abschätzen kann ich das nicht, aber eine Woche bis zehn Tage werde ich wohl brauchen.«

»In Ordnung«, sagte Ushikawa. Was blieb ihm auch übrig, als sich dem Zeitplan der Fledermaus anzupassen.

»Wenn ich das Material beisammenhabe, rufe ich Sie an. Es wird auf jeden Fall innerhalb der nächsten zehn Tage sein.«

»Falls Sie nicht von einer Rakete verfolgt werden«, sagte Ushikawa.

»Sie sagen es«, krächzte die Fledermaus ungerührt.

Als Ushikawa aufgelegt hatte, lehnte er sich in seinem Stuhl zurück und dachte nach. Er wusste nicht, durch welche »Hintertüren« die Fledermaus ihre Informationen bekam. Die Frage konnte er sich schenken, eine Antwort würde er ohnehin nicht erhalten. Sicher war nur, dass sie sich dabei illegaler Mittel bediente. Er konnte sich denken, dass die Bestechung interner Mitarbeiter eines davon war. Und wahrscheinlich unbefugtes Eindringen. Wenn Computer im Spiel waren, wurde es schon schwieriger.

Bislang speicherten nur wenige Ämter und Firmen ihre Informationen auf Computern. Die Kosten und der Zeitaufwand waren zu hoch. Aber eine Sekte landesweiten Ausmaßes sollte eigentlich über dieses Medium verfügen. Ushikawa selbst wusste fast nichts über Computer, aber er begriff, dass diese Geräte ein unschlagbares Mittel zum Sammeln von Daten darstellten. Das Zeitalter, in dem man die Parlamentsbibliothek besuchte, verkleinerte Zeitungsausgaben und Jahrbücher auf dem Schreibtisch stapelte und ganze Tage mit Recherchen verbrachte, würde wohl bald der Vergangenheit angehören. Vielleicht würde die Welt sich in ein nach Blut riechendes Schlachtfeld verwandeln, auf dem sich Administratoren und Invasoren bekriegten. Nein, nach Blut würde es nicht riechen. Blut würde mit Sicherheit fließen, aber es wäre geruchlos. Eine verrückte Welt. Ushikawa gefiel die Welt mit Gerüchen und Schmerzen besser. Auch wenn diese unerträglich werden konnten. Aber der Typus Mensch, zu dem Ushikawa gehörte, würde sich zunehmend in ein archaisches Relikt verwandeln.

Doch er war nicht pessimistisch. Er wusste, dass er über einen untrüglichen Instinkt verfügte, der es ihm ermöglichte, die verschiedensten Gerüche zu unterscheiden. Er spürte es auf der Haut, wenn der Wind drehte. Das konnte ein Computer nicht. Denn diese Fähigkeit ließ sich nicht berechnen oder systematisieren. Sich geschickt Zugang zu streng bewachten Computern zu verschaffen und Informationen herauszuziehen war die Aufgabe von Invasoren. Aber wissen, welche Informationen man herausziehen musste, und aus dem gewonnenen Material das Nützliche auswählen, das konnten nur Menschen aus Fleisch und Blut.

Ich bin wahrscheinlich nur ein hässlicher, ewig gestriger Gauner, der langsam alt wird, dachte Ushikawa. Nein, *nicht nur vielleicht.* Kein Zweifel, das ist es, was ich bin. Aber immerhin habe ich ein paar Eigenschaften, die andere nicht haben. Instinkt und Ausdauer zum Beispiel. Wenn ich einmal auf eine Fährte gestoßen bin, lasse ich nicht mehr von ihr ab. Bisher hat mich das einigermaßen ernährt. Und solange ich mich auf meine Fähigkeiten verlassen kann, werde ich immer etwas zu beißen haben, auch wenn die Welt noch so närrisch wird.

Ich bin dir auf den Fersen, Aomame. Du bist schlau. Geschickt und wachsam. Aber ich kriege dich. Warte nur. Ich bin schon in deine Richtung unterwegs. Hörst du meine Schritte? Nein, du kannst sie nicht hören. Denn ich bin wie eine Schildkröte, nahezu unhörbar. Doch ich komme näher, Schritt für Schritt.

Allerdings hatte auch Ushikawa einen Verfolger. Nämlich die Zeit. Viel davon blieb ihm nicht mehr. Er musste Aomame bald aufspüren, musste bald aufdecken, wer hinter der ganzen Sache steckte, und den Vorreitern das Ergebnis auf dem Silbertablett präsentieren. Seine Zeit war begrenzt. In drei Monaten war es wahrscheinlich zu spät. Bisher war Ushikawa diesen Leuten sehr nützlich gewesen. Er war tüchtig und zuvorkommend, kannte sich mit dem Gesetz aus und war verschwiegen. Überdies konnte er als Außenstehender und Nicht-Mitglied freier agieren. Letztendlich war er jedoch nicht mehr als ein bezahlter Handlanger. Er gehörte nicht zu ihnen, war kein Freund, sondern ein Mann ohne einen Funken Frömmigkeit. Sobald er der Sekte gefährlich wurde, würde man ihn, ohne mit der Wimper zu zucken, aus dem Weg räumen.

Während er auf den Anruf der Fledermaus wartete, ging Ushikawa in eine Bibliothek, um sich über Geschichte und gegenwärtige Aktivitäten der Zeugen zu informieren. Er machte sich Notizen und kopierte wichtige Abschnitte. Er recherchierte gern in Bibliotheken. Es war eine alte Gewohnheit, die er sich bereits in seiner Kindheit zu eigen gemacht hatte. Er mochte die Vorstellung, Wissen in seinem Kopf anzusammeln. Als er seine Nachforschungen beendet hatte, machte er sich auf den Weg zu Aomames Haus in Jiyugaoka und vergewisserte sich einmal mehr, dass die Wohnung leerstand. Am Briefkasten hing noch Aomames Namensschild, doch die Wohnung machte keinen bewohnten Eindruck. Er suchte das dafür zuständige Maklerbüro auf und gab vor, sie mieten zu wollen.

»Sie steht zwar leer, aber bis Anfang Februar kann da niemand einziehen«, sagte der Makler. Der gegenwärtige Mietvertrag gelte bis Ende Januar, und die Miete sei bisher jeden Monat bezahlt worden.

»Die Wohnung ist vollständig ausgeräumt, Strom, Gas und Wasser sind abgemeldet. Aber der Mietvertrag ist noch nicht beendet.«

»Bis Ende Januar bezahlt also jemand die Miete.«

»So ist es«, sagte der Makler. »Er bezahlt die vertraglich festgesetzte Summe, also hat er Anspruch darauf, dass die Wohnung so bleibt, wie sie ist. Solange die Miete pünktlich eingeht, haben wir keinen Grund, uns zu beschweren.«

»Seltsam, nicht wahr? Miete für eine Wohnung zu bezahlen, in der keiner wohnt.«

»Ich war auch etwas beunruhigt und habe den Hausbesitzer einmal in der Wohnung nachsehen lassen. Wer will schon am Ende eine mumifizierte Leiche im Schrank finden? Aber es war nichts da. Alles war sauber geputzt. Und eben leer. Keine Ahnung, was da los ist.«

Natürlich wohnte Aomame nicht mehr in der Wohnung. Aber aus irgendeinem Grund wollten diese Leute, dass sie nominell noch die Mieterin war, und zahlten deshalb vier Monate lang Miete für eine leere Wohnung. Die Leute mussten sehr vorsichtig sein, und knapp mit Geld waren sie auch nicht.

Exakt zehn Tage später, am frühen Nachmittag, nahm Ushikawa in seinem Büro in Kojimachi den Anruf der Fledermaus entgegen.

»Herr Ushikawa«, sagte die heisere Stimme. Im Hintergrund war wie üblich kein Laut zu hören.

»Ja, am Apparat.«

»Können Sie reden?«

Ushikawa bejahte.

»Die Sicherheitsmaßnahmen bei den Zeugen sind ziemlich massiv. Aber das hatten wir ja erwartet. Trotzdem konnte ich einige hieb- und stichfeste Informationen über Aomame erlangen.«

»Keine Abwehrraketen?«

»Bisher nicht.«

»Sehr gut.«

»Herr Ushikawa«, sagte der andere, dann hustete er mehrmals. »Es tut mir leid, aber könnten Sie Ihre Zigarette ausmachen?«

»Wie bitte?« Ushikawa starrte auf die Seven Stars zwischen seinen Fingern. Ihr Rauch stieg langsam zur Decke hinauf. »Ich rauche tatsächlich gerade eine, aber woher wissen Sie das?«

»Natürlich kann ich den Rauch nicht riechen. Aber allein zu hören, wie Sie daran ziehen, ruft bei mir Atemnot hervor. Ich habe eine extrem allergische Konstitution.«

»Ich verstehe. Dessen war ich mir nicht bewusst. Entschuldigen Sie.«

Wieder räusperte der andere sich mehrmals. »Aber nein, ich mache Ihnen keinen Vorwurf, Herr Ushikawa. Das konnten Sie ja nicht wissen.«

Ushikawa drückte die Zigarette im Aschenbecher aus und löschte sie mit etwas von dem Tee ab, den er gerade trank. Er stand auf und öffnete weit das Fenster.

»Die Zigarette ist aus, das Fenster steht offen, und es wird gelüftet. Auch wenn man nicht behaupten kann, dass die Luft von draußen besonders frisch ist.«

»Ich bin Ihnen sehr verbunden.«

Das Schweigen dauerte etwa zehn Sekunden an. Es herrschte vollkommene Stille.

»Sie haben also das Material von der Gemeinschaft der Zeugen bekommen?«, fragte Ushikawa.

»Ja. Sogar ziemlich viel. Jede Menge Daten über die Familienmitglieder, weil sie schon so alte und treue Anhänger sind. Am besten, ich schicke Ihnen alles. Was Sie davon gebrauchen können und was nicht, das können Sie selbst wohl am besten beurteilen.«

Ushikawa pflichtete ihm bei. Das war ganz in seinem Sinne.

»In dem Sportstudio geht so etwas ganz problemlos. Man öffnet die Tür, tritt ein, erledigt, was man zu erledigen hat, geht hinaus und macht die Tür hinter sich zu. Mehr nicht. Aber wegen der begrenzten Zeit hatte ich ziemlich viele Auslagen. Jedenfalls übersende ich Ihnen zwei umfangreiche Packen Material. Wie immer im Austausch gegen mein Honorar.«

Ushikawa notierte sich die Summe. Sie war doppelt so hoch wie angekündigt. Aber blieb ihm denn eine andere Wahl?

»Diesmal möchte ich nicht den Postweg nutzen. Stattdessen schicke ich morgen um die gleiche Uhrzeit jemanden zu Ihnen. Bitte halten Sie die Summe in bar bereit. Wie immer stelle ich keine Quittung aus.«

Er wisse Bescheid, sagte Ushikawa.

»Ich habe es bereits erwähnt, aber sicherheitshalber wiederhole ich es. Sie bekommen die Informationen, mit denen Sie mich beauftragt haben. Sollten Sie mit ihrem Inhalt nicht zufrieden sein, übernehme ich dafür keine Verantwortung, denn es wurde alles unternommen, was technisch möglich ist. Sie bezahlen mich für meine Mühe, Herr Ushikawa, nicht für das Ergebnis. Geld zurückzuverlangen, weil die Informationen nicht Ihren Wünschen entsprechen, ist leider nicht möglich. Auch damit müssen Sie sich einverstanden erklären.«

Ushikawa sagte, er sei einverstanden.

»Übrigens war es unmöglich, ein Foto von Fräulein Aomame zu bekommen«, sagte die Fledermaus. »In allen Akten wurden sämtliche Aufnahmen entfernt.«

»Ich verstehe«, sagte Ushikawa.

»Vielleicht sieht sie inzwischen ja auch schon ganz anders aus«, sagte die Fledermaus.

»Könnte sein«, sagte Ushikawa.

Wieder hüstelte die Fledermaus. »Also dann«, sagte sie und hängte auf.

Ushikawa legte den Hörer auf die Gabel, seufzte und steckte sich eine neue Zigarette zwischen die Lippen. Er zündete sie mit dem Feuerzeug an und hauchte langsam Rauch auf das Telefon.

Am nächsten Tag suchte ihn eine junge Frau in seinem Büro auf. Dem Anschein nach war sie noch nicht einmal zwanzig Jahre alt. Sie trug ein kurzes weißes Kleid, das ihre Figur sehr hübsch zur Geltung brachte, ebenfalls weiße, glänzende Schuhe mit hohen Absätzen und Perlstecker. Im Verhältnis zu ihrer zierlichen Gestalt wirkten ihre Ohrläppchen sehr fleischig. Sie konnte nicht viel größer sein als einen Meter fünfzig. Ihre

Haare waren lang und glatt, und sie hatte große, klare Augen. Sie hätte das Lehrmädchen einer Fee sein können. Sie sah Ushikawa direkt ins Gesicht und lächelte heiter und liebenswürdig, als habe sie etwas Wertvolles und Unvergessliches darin erblickt. Zwischen ihren zarten Lippen schauten zwei Reihen gerader weißer Zähne hervor. Natürlich war es ein dienstliches Lächeln, es kam so gut wie nie vor, dass jemand bei der ersten Begegnung mit Ushikawa nicht vor ihm zurückschreckte.

»Ich bringe das Material, das Sie angefordert haben«, sagte die junge Frau und zog zwei dicke Dokumentenumschläge aus der Stofftasche über ihrer Schulter. Sie hielt sie mit beiden Händen wie eine Schreinpriesterin eine uralte Steininschrift und legte sie auf Ushikawas Schreibtisch.

Ushikawa nahm den Briefumschlag, den er vorbereitet hatte, aus der Schublade und überreichte ihn ihr. Die junge Frau riss ihn auf, nahm das Bündel Zehntausend-Yen-Scheine heraus und zählte im Stehen. Ihre hübschen, schlanken Finger bewegten sich flink und routiniert. Als sie zu Ende gezählt hatte, steckte sie das Bündel zurück in den Umschlag und packte ihn in die Stofftasche. Dann lächelte sie Ushikawa noch strahlender und liebenswürdiger an als zuvor. Als sei sie noch nie so glücklich gewesen, jemanden zu sehen.

Ushikawa überlegte, in welchem Verhältnis sie zu der Fledermaus stehen mochte. Aber das ging ihn natürlich nichts an. Das Mädchen war nicht mehr als eine Botin. Sie überbrachte das »Material« und nahm die Bezahlung in Empfang. Andere Aufgaben hatte sie vermutlich nicht.

Nachdem die zierliche junge Frau sein Büro verlassen hatte, starrte Ushikawa noch lange und unentschlossen auf die Tür. Das Mädchen hatte eine deutliche Aura hinterlassen. Ob sie im Austausch einen Teil von Ushikawas Seele mit sich genommen hatte? Er verspürte eine neue Leere in seiner Brust. Wie war so etwas möglich, fragte er sich verwundert. Und was bedeutete es?

Nach etwa zehn Minuten hatte Ushikawa sich endlich wieder gefasst und öffnete die beiden braunen Umschläge, die alle möglichen Ausdrucke, Kopien und Originaldokumente enthielten. Es war ihm ein Rätsel, wie die Fledermaus in der kurzen Zeit so viel Material in die Hände bekommen

hatte. Wie üblich konnte Ushikawa nicht umhin, Bewunderung für den Mann zu empfinden. Zugleich ergriff ihn angesichts des dicken Stapels an Papieren ein Gefühl tiefer Ohnmacht. Und wenn es am Ende nirgendwohin führte, ganz gleich, wie genau er alles durchforstete? Seine Ohnmacht war so tief, dass er niemals auf ihren Grund sehen würde, und wenn er die Augen noch so sehr anstrengte. Alles, was er wahrnehmen konnte, war das dämmrige Zwielicht einer tödlichen Vorahnung. Vielleicht lag es an dem *Etwas*, einer gewissen Präsenz, die die junge Frau zurückgelassen hatte. Oder lag es vielmehr an dem, was sie mitgenommen hatte?

Allmählich erlangte Ushikawa seine geistige Kraft zurück, und er sichtete bis zum Abend geduldig das Material. Die Informationen, die er für verwertbar hielt, übertrug er nach und nach in sein Notizheft. Mit Hilfe der Konzentration, die ihm diese Tätigkeit abverlangte, gelang es ihm schließlich, das mysteriöse Gefühl von Ohnmacht zu vertreiben. Als es dunkel im Zimmer wurde und er die Schreibtischlampe einschaltete, wusste er, dass der hohe Preis sich gelohnt hatte.

Zuerst las er das »Material« aus dem Sportstudio. Aomame hatte vier Jahre zuvor dort angefangen und war hauptsächlich für Krafttraining und Kampfsport zuständig gewesen. Sie hatte mehrere Kurse ins Leben gerufen und geleitet. Aus den Aufzeichnungen ging hervor, dass sie bei den Teilnehmern ziemlich beliebt war. Sie gab Gruppenkurse, aber auch Einzelunterricht. Letzterer war natürlich teuer, aber sehr praktisch für Menschen, die nicht an den zu bestimmten Zeiten stattfindenden Kursen teilnehmen konnten oder eine persönlichere Betreuung wünschten. Aomame hatte ziemlich viele solcher »privaten Klienten«.

Wann, wo und wie Aomame sich mit ihnen traf, konnte er den Kopien einiger Unterrichtspläne entnehmen. Mit einigen hatte sie im Sportstudio trainiert, aber es kam durchaus auch vor, dass sie jemanden zu Hause aufsuchte. Namhafte Künstler und Politiker gehörten zu ihrer Klientel. Shizue Okata, die Besitzerin der Weidenvilla, war die älteste von allen.

Der Kontakt zu Shizue Okata hatte bald nach Aomames Anstellung im Sportstudio begonnen und bis zu ihrem Verschwinden angedauert. Etwa zur

gleichen Zeit hatte jemand der *Beratungsstelle für Opfer häuslicher Gewalt* das einstöckige Haus gestiftet, das auf dem Grundstück der Weidenvilla lag. Vielleicht Zufall, vielleicht aber auch nicht. Den Aufzeichnungen des Sportstudios zufolge schien die Beziehung zwischen den beiden Frauen sich nach und nach vertieft zu haben.

Vermutlich hatten Aomame und die alte Dame sich angefreundet. Das sagte ihm sein Instinkt. Ab einem gewissen Punkt hatte sich der Charakter der ursprünglich rein geschäftlichen Beziehung zwischen Trainerin und Klientin gewandelt. Ushikawa versuchte, diesen Punkt anhand der Daten in den Terminplänen zu bestimmen. Etwas war geschehen, das die altersmäßige und gesellschaftliche Kluft zwischen den beiden überbrückte. Vielleicht gab es eine Art Geheimabkommen, ein inneres Einverständnis zwischen ihnen. Und dieses Einverständnis hatte schließlich zur Ermordung des Leaders im Hotel Okura geführt. Für so etwas hatte Ushikawa einen besonderen Riecher.

Aber wie? Und was für ein Geheimabkommen?

Hier geriet Ushikawa ins Stocken.

Vielleicht war die »häusliche Gewalt« der verbindende Faktor. Offenkundig war dieses Thema von großer persönlicher Bedeutung für die alte Dame. Den Unterlagen aus dem Sportstudio zufolge hatten sich Shizue Okata und Aomame bei einem Selbstverteidigungskurs kennengelernt, den Letztere organisiert hatte. Dass eine über siebzig Jahre alte Frau an einem Selbstverteidigungskurs teilnahm, war nicht üblich. Irgendetwas, das mit Gewalt zu tun hatte, musste die beiden Frauen dort zusammengeführt haben.

Vielleicht war Aomame auch selbst ein Opfer häuslicher Gewalt. Und der Leader hatte häusliche Gewalt ausgeübt. Die Frauen hatten davon erfahren und wollten ihn bestrafen. Aber das waren alles nur Vermutungen, die überhaupt nicht zu dem idealisierten Bild des Leaders passten, das Ushikawa kannte. Natürlich konnte man niemandem ins Herz blicken, und der Leader war ein Mensch von besonderer Tiefe. Immerhin stand er einer Religionsgemeinschaft vor. Er war weise und klug, hatte aber auch rätselhafte Seiten. Einmal angenommen, er war wirklich gewalttätig

geworden. Was war von so schwerwiegender Bedeutung daran, dass man einen derart ausgeklügelten Mordplan schmieden, seine Identität aufgeben oder im Fall der alten Dame seine gesellschaftliche Stellung in Gefahr bringen musste?

Wie dem auch sei, zu dem Mord am Leader war es weder aufgrund einer spontanen Eingebung, noch im Affekt gekommen. Dahinter stand ein systematischer Plan, der sich aus einem glasklaren Motiv und unerschütterlicher Entschlossenheit zusammensetzte und in dessen Vorbereitungen man eine Menge Zeit und Geld investiert hatte.

Leider hatte Ushikawa nicht einen konkreten Beweis in der Hand, der seine Vermutungen gestützt hätte. Was er hatte, waren nicht mehr als ein paar Indizien, die sich auf Hypothesen gründeten. Platzhalter, die sich ganz leicht mit Ockhams Rasiermesser abtrennen ließen. In diesem Stadium konnte er auch den Vorreitern nicht Bericht erstatten. Aber Ushikawa *wusste*, dass es sich so verhielt. Er roch es, er spürte den Widerstand. Alle Faktoren wiesen in die eine Richtung. Die alte Dame hatte Aomame dazu angestiftet, den Leader zu töten, und ihr danach zur Flucht an einen sicheren Ort verholfen. Ihr Hauptmotiv stand mit häuslicher Gewalt in Zusammenhang. Sämtliche von der Fledermaus gesammelten Informationen stützten *indirekt* seine Hypothese.

Das Material über die Zeugen zu sichten nahm viel Zeit in Anspruch. Was allerdings weniger an der Menge lag als daran, dass Ushikawa so gut wie nichts davon verwerten konnte. Das meiste waren mit Zahlen gespickte Berichte, aus denen hervorging, wie lange Aomames Familie bereits bei den Zeugen aktiv war. Ihnen war auch zu entnehmen, dass Aomames Angehörige aufrechte und hingebungsvolle Gläubige waren, die ihr Leben hauptsächlich der Verbreitung der Lehre widmeten. Aomames Eltern lebten gegenwärtig in Ichikawa in der Präfektur Chiba. Sie waren in fünfunddreißig Jahren zweimal umgezogen, beide Male innerhalb von Ichikawa. Aomames Vater, Takayuki (58), war bei einer Maschinenbaufirma beschäftigt, Keiko, ihre Mutter (56), war nicht berufstätig. Ihr Sohn Keiichi (34) hatte, nachdem er eine öffentliche Oberschule in Ichikawa absolviert

hatte, in einer kleinen Druckerei in der Tokioter Innenstadt gearbeitet. Nach drei Jahren hatte er dort aufgehört und war nun offenbar im Hauptquartier der Gemeinschaft der Zeugen in Odawara beschäftigt. Auch dort arbeitete er in der Druckerei, in der die Broschüren der Sekte produziert wurden, und war inzwischen in die Leitung aufgestiegen. Vor fünf Jahren hatte er eine Zeugin geheiratet. Das Ehepaar hatte zwei Kinder und lebte in einer Mietwohnung in Odawara. Die Aufzeichnungen über seine Schwester Masami Aomame endeten, als das Mädchen elf war und die Sekte verlassen hatte. Wenn jemand austrat, verloren die Zeugen offenbar jedes Interesse an ihm. Für sie war Masami mit elf Jahren gestorben. Was später aus ihr geworden war oder ob sie überhaupt noch lebte, wurde mit keinem Wort erwähnt.

Ushikawa überlegte, ob er sich an ihre Eltern oder den älteren Bruder wenden und nach ihr fragen sollte. Vielleicht könnte er von ihnen einen Hinweis bekommen. Doch soweit er dem Material entnehmen konnte, würden sie ihm wahrscheinlich keine Antwort geben. Die Familie Aomame bestand – in Ushikawas Augen gesehen – aus engstirnigen Menschen, die ein engstirniges Leben führten und nicht daran zweifelten, dass sie mit ihrer Engstirnigkeit in den Himmel kommen würden. Wer aus ihrer Gemeinschaft austrat, schlug einen falschen, sündigen Weg ein und wurde – selbst wenn es sich um ein Familienmitglied handelte – ausgestoßen.

War Aomame in ihrer Kindheit häuslicher Gewalt ausgesetzt gewesen? Vielleicht, vielleicht aber auch nicht. Und selbst wenn, so hatten die Eltern dies nicht zwangsläufig als häusliche Gewalt betrachtet. Ushikawa wusste, dass die Zeugen ihre Kinder sehr streng behandelten. Körperliche Züchtigung gehörte meist dazu.

Doch konnten Kindheitserfahrungen wie diese derart tiefe Wunden hinterlassen, dass sie einen Menschen im Erwachsenenalter dazu brachten, jemanden zu töten? Natürlich war so etwas nicht ausgeschlossen, aber wahrscheinlich eine große Ausnahme. Einen Menschen vorsätzlich zu ermorden war ein schwieriges Unterfangen. Es war nicht nur gefährlich, sondern auch mit einer ungeheueren seelischen Belastung verbunden.

Wurde der Täter gefasst, erwartete ihn eine lange Haftstrafe. Man brauchte schon ein sehr starkes Motiv, um all das in Kauf zu nehmen.

Sicherheitshalber nahm Ushikawa sich die Dokumente bis zu Masami Aomames elftem Lebensjahr noch einmal vor. Sobald sie laufen konnte, hatte ihre Mutter sie mitgenommen, wenn sie von Tür zu Tür ging, um die Broschüren der Sekte zu verteilen, die Menschen vor dem bevorstehenden Weltuntergang zu warnen und sie zur Teilnahme an verschiedenen Versammlungen einzuladen. Wer den Zeugen beitrat, der würde den Weltuntergang überleben und in das Reich der Glückseligkeit eingehen. Auch Ushikawa hatte immer wieder Besuch von Mitgliedern der Zeugen erhalten. Meist waren es Frauen in mittlerem Alter, die einen Schirm oder einen Hut in der Hand hielten. Viele trugen eine Brille, durch deren Gläser sie ihr Gegenüber wie kluge Fische anstarrten. Häufig hatten sie Kinder dabei. Ushikawa stellte sich vor, wie die kleine Aomame hinter ihrer Mutter her von Tür zu Tür wanderte. Sie war nicht im Kindergarten, sondern gleich auf eine nahegelegene städtische Grundschule gekommen. In der fünften Klasse hatte sie die Sekte verlassen. Die Gründe für ihren Austritt waren nicht verzeichnet. Wer dem Teufel in die Hände fiel, den konnte man ihm getrost überlassen. Die anderen hatten genug damit zu tun, das Paradies zu verkünden und die Wege, die dorthin führten, zu beschreiben. Es bestand eine Art Arbeitsteilung: Die Guten taten gute Werke und die Teufel Teufelswerk.

Es klopfte an die billigen Sperrholzwände in Ushikawas Kopf. »Ushikawa, Ushikawa!«, rief es. Er schloss die Augen und lauschte. Die Stimme war leise und hartnäckig. Anscheinend habe ich etwas übersehen, dachte er. Irgendwo in diesen Papieren steht eine bedeutsame Tatsache, die ich nicht erfasst habe. Das Klopfen weist mich darauf hin.

Ushikawa ging die umfangreiche Akte noch ein weiteres Mal durch. Er folgte nicht nur dem Text, sondern führte sich alle möglichen Szenen konkret vor Augen. Die dreijährige Aomame auf Missionsgang im Schlepptau ihrer Mutter. Meistens wurde ihnen die Tür vor der Nase zugeschlagen. Aomame kam in die Schule. Doch das Missionieren ging weiter. Jedes Wochenende. Wahrscheinlich hatte sie nie Zeit, mit ihren

Freundinnen zu spielen. Oder vielleicht hatte sie nicht einmal welche. Es kam häufig vor, dass die Kinder der Zeugen in der Schule gehänselt und geschnitten wurden. Das wusste Ushikawa aus seiner Lektüre über die Sekte. Mit elf Jahren war Aomame dann schließlich ausgetreten. Dazu musste es erheblicher Entschlossenheit bedurft haben. Aomame war in der Sekte aufgewachsen. Ihre Glaubenssätze hatten sie bis ins Innerste durchdrungen. Sie hinter sich zu lassen war nicht so leicht, wie die Kleidung zu wechseln. Es bedeutete auch, dass sie sich von ihren Eltern lossagen musste. Die Familie war extrem gläubig. Ausgeschlossen, dass sie den Austritt der Tochter widerspruchslos hingenommen hatte.

Was war geschehen, als Aomame elf Jahre alt gewesen war? Was hatte sie zu ihrem Entschluss getrieben?

Die bewusste städtische Grundschule von Ichikawa in der Präfektur Chiba, dachte Ushikawa. Er sprach den Namen laut aus. Was hatte sich dort ereignet? Zweifellos war dort etwas geschehen … Ushikawa schluckte. Den Namen dieser Schule hatte er doch schon einmal gehört.

Aber wo nur? Ushikawa hatte keine Beziehung zu Chiba. Er war in Urawa in der Präfektur Saitama geboren und hatte seit seinem Studium in Tokio immer in einem der dreiundzwanzig Stadtbezirke gewohnt, abgesehen von der Zeit in Chuorinkan. In Chiba war er bisher kaum gewesen. Nur einmal zum Baden am Strand von Futtsu. Wo hatte er also den Namen dieser Grundschule in Ichikawa gehört?

Lange wollte es ihm nicht einfallen. Er konzentrierte sich, indem er sich mit der flachen Hand geräuschvoll über den asymmetrischen Schädel rieb. Er grub in seinem Gedächtnis, als würde er in tiefstem Schlamm wühlen. Es lag nicht lange zurück, dass er den Namen gehört hatte. Es war gerade erst vor kurzem gewesen. Chiba … Ichikawa … Grundschule. Endlich bekam er das Ende eines Fädchens zu fassen.

Tengo Kawana!, dachte Ushikawa. Das war es! Tengo stammte ebenfalls aus Ichikawa. Und er war bestimmt auf eine städtische Grundschule gegangen.

Ushikawa nahm den Ordner über Tengo Kawana aus dem Aktenregal. Er enthielt das Material, das die Vorreiter vor einigen Monaten angefordert

hatten. Ushikawa schlug den Teil über Tengos schulische Laufbahn auf. Sein dicker Zeigefinger glitt über das Papier und fand den Namen. Hatte er es sich doch gedacht! Masami Aomame war auf die gleiche Grundschule gegangen wie Tengo Kawana. Die beiden waren sogar im selben Jahr geboren. Ob sie wirklich in eine Klasse gegangen waren, musste er erst noch herausfinden. Aber die Wahrscheinlichkeit, dass die beiden sich kannten, war groß.

Ushikawa steckte sich eine Seven Stars zwischen die Lippen und zündete sie mit seinem Feuerzeug an. Gewisse Dinge begannen sich zusammenzufügen. Zwei Punkte ließen sich mit einer Linie verbinden. Noch wusste Ushikawa nicht, welches Bild sich daraus entwickeln würde. Aber eine Struktur wurde allmählich erkennbar.

Hörst du meine Schritte, Aomame? Wahrscheinlich nicht, denn ich bewege mich so leise wie möglich. Aber ich nähere mich dir Schritt für Schritt. Ich bin eine langsame Schildkröte, aber ich krieche unaufhaltsam vorwärts. Es sieht nur aus, als bliebe ich hinter dem Hasen zurück. Viel Spaß beim Warten.

Ushikawa lehnte sich in seinem Stuhl zurück, schaute zur Decke und atmete langsam den Rauch aus.

Kapitel 8

Aomame

Eine gar nicht so üble Tür

Zwei Wochen lang ließ sich, abgesehen vom Lieferdienst, niemand blicken. Der Mann, der sich als Kassierer von NHK ausgegeben hatte, hatte gedroht, »unter allen Umständen« wiederzukommen. Zumindest für Aomame hatte es geklungen, als habe er die feste Absicht, die Drohung wahrzumachen. Aber seither hatte es nicht mehr geklopft. Vielleicht war der Mann mit einer anderen Route beschäftigt.

Oberflächlich betrachtet waren es stille, friedvolle Tage. Nichts geschah, niemand kam vorbei, auch das Telefon läutete nicht. Tamaru rief aus Sicherheitsgründen möglichst selten an. Aomame ließ die Vorhänge zugezogen und verhielt sich ruhig und unauffällig, um keine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Selbst nach Sonnenuntergang schaltete sie nur ein Minimum an Beleuchtung ein.

Sie trainierte geräuschlos, aber angestrengt mit großen Gewichten, wischte täglich die Böden und ließ sich viel Zeit bei der Zubereitung ihrer Mahlzeiten. Sie lernte Spanisch mit Hilfe von Sprachkassetten (die Tamaru auf ihren Wunsch einer Lieferung beigelegt hatte) und übte laut. Die Sprechmuskeln erschlafften, wenn man sie zu lange nicht benutzte. Also musste sie ihren Mund bewusst bewegen, und dazu waren die fremdsprachlichen Übungen sehr nützlich. Schon früher hatte Aomame romantische Vorstellungen von Lateinamerika gehegt. Hätte sie ihr Ziel frei wählen dürfen, dann hätte sie sich für ein kleines lateinamerikanisches Land entschieden. Costa Rica zum Beispiel. Sie würde eine kleine Villa am Meer mieten und ihr Leben mit Schwimmen und Lesen verbringen. Von dem Bargeld, das sie in die Tasche gepackt hatte, würde sie, wenn sie sparsam

war, etwa zehn Jahre leben können. Wahrscheinlich wäre auch niemand imstande, sie bis nach Costa Rica zu verfolgen.

Während sie sich in spanischer Konversation übte, stellte Aomame sich ihr geruhsames Leben an der Küste von Costa Rica vor. Würde Tengo dazugehören? Sie schloss die Augen und malte sich aus, wie Tengo und sie am Karibischen Meer in der Sonne lagen. Sie trug einen knappen schwarzen Bikini und eine Sonnenbrille und hielt Tengos Hand. Aber die Szene war nicht greifbar genug, um ihr Herz in Aufruhr zu versetzen. Sie mutete an wie ein Foto aus irgendeinem Reiseprospekt.

Wenn ihr nichts Besseres einfiel, reinigte sie die Heckler & Koch. Sie zerlegte sie nach dem Handbuch in ihre Einzelteile, die sie anschließend mit einem Lappen und einer Bürste putzte, ölte und wieder zusammensetzte. Sie vergewisserte sich, dass alles reibungslos funktionierte. Aomame war geübt in dieser Tätigkeit und empfand die Waffe inzwischen fast als einen Teil ihres Körpers.

In der Regel ging sie gegen halb elf zu Bett, las ein paar Seiten und schlief. Nie hatte sie Einschlafschwierigkeiten. Während sie mit den Augen den gedruckten Zeichen folgte, überkam sie eine natürliche Schläfrigkeit. Sie löschte die Lampe neben dem Bett, legte den Kopf auf das Kissen und schloss die Lider.

Früher hatte sie normalerweise immer durchgeschlafen und so gut wie nie etwas geträumt. Und wenn doch, dann konnte sie sich beim Aufwachen kaum noch daran erinnern. Bisweilen hafteten noch Fetzen eines Traumes an den Rändern ihres Bewusstseins, aber wovon er gehandelt hatte, konnte sie nicht mehr rekonstruieren. Was blieb, waren nur winzige unzusammenhängende Bruchstücke. Sie hatte einen sehr tiefen Schlaf, und ihre Träume bewegten sich ebenfalls in der Tiefe. Wie Fische, die in der Tiefsee leben, gelangten ihre Träume so gut wie nie an die Oberfläche. Und wenn es doch einmal geschah, dann hatten sie wegen des unterschiedlichen Wasserdrucks ihre Gestalt verloren.

Doch seit Aomame in ihrem Versteck lebte, träumte sie jede Nacht. Die Träume waren so deutlich und realistisch, dass sie, wenn sie daraus erwachte, eine Weile nicht unterscheiden konnte, ob sie sich in der

Wirklichkeit befand oder noch in der Welt ihres Traums. Diese Erfahrung hatte Aomame noch nie gemacht. Sie schaute dann auf die Digitaluhr am Kopfende ihres Bettes. Es war 1 Uhr 15, 2 Uhr 37 oder 4 Uhr 07. Sie schloss die Augen, doch sie konnte nicht mehr so leicht einschlafen. Verbissen kämpften die beiden Welten in ihrem Bewusstsein. Als würden an der Mündung eines großen Flusses Meerwasser und einströmendes Süßwasser um den Vorrang streiten.

Nichts zu machen, dachte Aomame. Außerdem ist es fraglich, ob jemand, der in einer Welt mit zwei Monden lebt, selbst real ist. Ist es ein Wunder, dass ich, wenn ich in dieser Welt einschlafe und träume, nicht mehr weiß, was Traum und was Wirklichkeit ist? Zu allem Überfluss habe ich mit eigenen Händen mehrere Männer getötet, werde von Fanatikern gejagt und muss mich verstecken. Nervosität und Angst sind da ganz natürlich. An meinen Händen haftet noch immer die Erinnerung daran, wie es sich anfühlt, jemanden zu töten. Vielleicht werde ich nie wieder eine Nacht ruhig schlafen. Das ist die Verantwortung, die ich zu tragen habe, der Preis, den ich zahlen muss.

Ihre Träume zerfielen in drei Kategorien. Zumindest jene, an die sie sich erinnern konnte.

Erstens der Traum von dem dunklen Zimmer, in dem unaufhörlich der Donner grollt, ohne dass es jemals blitzt. Wie in jener Nacht, als sie den Leader getötet hatte. In dem Zimmer ist etwas. Aomame liegt nackt auf dem Bett, und etwas belauert sie. Eine langsame, vorsichtige Bewegung. Der Teppich ist dick, die Luft schwer und stickig. Die Fensterscheiben erzittern unter dem heftigen Donner. Aomame hat Angst. Sie weiß nicht, was dort ist. Vielleicht ein Mensch. Vielleicht ein Tier. Vielleicht weder-noch. Doch bald verlässt das Etwas den Raum. Nicht durch die Tür. Auch nicht durch das Fenster. Dennoch schwindet seine Präsenz und ist bald ganz verschwunden. Im Zimmer ist niemand mehr außer ihr.

Aomame tastet nach der Lampe am Kopfende und schaltet sie ein. Sie steigt nackt aus dem Bett und sucht das Zimmer ab. In der Wand gegenüber dem Bett ist ein Loch. Ein Loch, durch das ein Mensch gerade so hindurchschlüpfen könnte. Doch es hat keinen festen Umriss, sondern

ändert beständig seine Form. Zittert, wandert, wird größer oder kleiner. Es scheint lebendig. Das Etwas ist durch das Loch hinausgelangt. Aomame späht hinein. Offenbar führt es irgendwohin. Aber zu sehen ist nur Dunkelheit. Eine so dichte Finsternis, dass sie sie fast mit den Händen hätte greifen und herausziehen können. Aomame empfindet Neugier und zugleich Furcht. Ihr Herzschlag klingt trocken und weit entfernt. Hier endet der Traum.

In dem zweiten Traum steht sie am Rand der Stadtautobahn. Auch in ihm ist sie nackt. Die Autos stecken im Stau fest, die Menschen darin starren sie unverhohlen an. Es sind hauptsächlich Männer, doch auch ein paar Frauen sind dabei. Sie schauen auf Aomames flache Brüste und ihr seltsam wucherndes Schamhaar, scheinen abschätzig die Einzelheiten zu kommentieren. Einige runzeln die Brauen, andere lächeln geringschätzig oder gähnen. Oder glotzen sie ausdruckslos an. Aomame hätte gern etwas, um ihre Blöße zu bedecken. Ein Fetzen Stoff, selbst eine Zeitung würde genügen. Aber es ist nirgendwo etwas Geeignetes zu entdecken. Hinzu kommt, dass sie (aus einem ihr unbekannten Grund) ihre Hände nicht frei bewegen kann. Hin und wieder kommt ein Windstoß, reizt ihre Brustwarzen und zaust ihr Schamhaar.

Zu allem Überfluss setzt auch noch ihre Periode ein. Ihr Rücken fühlt sich schwer und matt, ihr Unterleib heiß an. Was soll sie tun, wenn sie jetzt vor allen Leuten zu bluten anfängt?

In diesem Moment öffnet sich die Fahrertür eines silberfarbenen Mercedes-Coupés, und eine gepflegte Dame mittleren Alters steigt aus. Sie trägt helle hochhackige Schuhe, eine Sonnenbrille und silberne Ohrringe. Sie ist schlank und hat in etwa die gleiche Statur wie Aomame. Sie schlängelt sich durch den Stau, zieht ihren Mantel aus und hilft Aomame hinein. Es ist ein knielanger, zartgelber Frühjahrsmantel. Leicht wie eine Eierschale. Er ist einfach geschnitten, sieht aber teuer aus. Er passt Aomame wie angegossen. Die Dame knöpft ihn ihr bis obenhin zu. »Ich weiß nicht, wann ich ihn zurückgeben kann, und außerdem beschmutze ich ihn womöglich mit Menstruationsblut«, sagt Aomame.

Die Dame schüttelt, ohne etwas zu sagen, kurz den Kopf und kehrt durch den Stau zurück zu ihrem silbernen Mercedes-Coupé. Aomame scheint es, als würde sie ihr vom Fahrersitz aus zuwinken. Aber vielleicht sieht es auch nur so aus. In dem leichten, weichen Frühjahrsmantel fühlt Aomame sich geschützt. Ihr Körper ist niemandes Blicken mehr ausgesetzt. Und als habe er auf diesen Moment gewartet, rinnt ihr ein Blutstropfen den Oberschenkel hinab. Warmes, dickes, schweres Blut. Doch als sie genau hinsieht, ist es gar kein Blut, sondern eine farblose Flüssigkeit.

Der dritte Traum ließ sich nicht richtig in Worte fassen. Er war verschwommen, zusammenhanglos, ohne Handlung. Er bestand nur aus wechselnden Eindrücken. In ihm bewegte Aomame sich unablässig durch Zeit und Raum. Wann und wo war nicht von Bedeutung. Wichtig war nur die Bewegung an sich. Alles war im Fluss, und daraus entstand die Bedeutung. Doch während sie sich dem Fließen überließ, wurde ihr Körper nach und nach transparent, und sie konnte durch ihre Hände hindurchsehen. Ihre Knochen, ihre Organe und ihre Gebärmutter wurden sichtbar. Wenn es so weiterging, würde sie wahrscheinlich ganz verschwinden. Aomame überlegte, was aus ihr werden sollte, wenn sie unsichtbar geworden war. Es gab keine Antwort.

Gegen zwei Uhr am Nachmittag läutete das Telefon. Aomame, die auf dem Sofa ein Nickerchen gehalten hatte, fuhr auf.

»Gibt es etwas Neues?«, fragte Tamaru.

»Nichts Besonderes«, sagte Aomame.

»Der NHK-Kassierer?«

»Nicht mehr aufgetaucht. Wahrscheinlich war es doch nur eine leere Drohung.«

»Vielleicht«, sagte Tamaru. »Die Gebühren für die Wohnung werden über Dauerauftrag bezahlt, und an deiner Tür gibt es einen entsprechenden Aufkleber. Ein Kassierer müsste den eigentlich sehen. Ich habe bei NHK nachgefragt, und die haben das auch gesagt. Vermutlich ein Irrtum, sagen sie.«

»Dann reicht es wahrscheinlich, wenn ich einfach keine Notiz von ihm nehme.«

»Ich will nicht, dass die Nachbarschaft in irgendeiner Form aufmerksam wird. Außerdem bin ich ein Mensch, der nicht an Irrtümer glaubt.«

»Die Welt ist voller Irrtümer.«

»Die Welt ist die Welt, und ich bin ich«, sagte Tamaru. »Ich möchte, dass du mir alles erzählst, was dir auffällt, jede Kleinigkeit.«

»Hat sich bei den Vorreitern etwas getan?«

»Nein, sie verhalten sich sehr ruhig. Als sei nichts passiert. Vielleicht braut sich unter der Oberfläche etwas zusammen, aber erkennen lässt sich nichts.«

»Ich dachte, ihr habt eine Informationsquelle innerhalb der Sekte.«

»Wir haben Informationen, aber das sind nur belanglose Kleinigkeiten. Der interne Druck scheint sich verschärft zu haben. Sie haben den Hahn fest zugedreht.«

»Aber dass sie nach mir suchen, steht außer Frage.«

»Offenbar hat der Tod des Leaders eine immense Lücke geschlagen. Wen sie zu seinem Nachfolger bestimmen und welche Strategie sie fahren werden, scheint auch noch nicht entschieden zu sein. Aber in dem Punkt, dass man dich aufspüren muss, herrscht klares Einverständnis. Das sind die Fakten, die wir haben.«

»Die sind ja nicht gerade herzerwärmend.«

»Das Wichtige an Fakten ist ihr Gewicht und ihre Genauigkeit. Ihre Temperatur ist sekundär.«

»Wenn sie mich schnappen und die Wahrheit ans Licht kommt, wird das auch für euch problematisch«, sagte Aomame.

»Deshalb würde ich dich auch gern so schnell wie möglich an einen Ort verfrachten, an dem sie nicht an dich herankönnen.«

»Ich weiß. Aber hab noch ein bisschen Geduld.«

»*Sie* sagt, wir warten dieses Jahr noch ab, also warte ich natürlich.«

»Danke.«

»Ich muss dir danken.«

»Wie dem auch sei«, sagte Aomame. »Ich habe einen Wunsch für die nächste Lieferung. Es ist ein bisschen komisch, einen Mann um so etwas zu bitten.«

»Ich bin wie eine steinerne Mauer«, sagte Tamaru. »Und unverbesserlich schwul.«

»Ich möchte einen Schwangerschaftstest.«

Schweigen. »Du hältst es also für notwendig, einen solchen Test zu machen«, sagte Tamaru schließlich.

Es war keine Frage. Also antwortete Aomame auch nicht.

»Gibt es Grund zu der Annahme, du könntest schwanger sein?«, fragte Tamaru.

»Eigentlich nicht.«

Tamarus Gehirn arbeitete auf Hochtouren. Wenn man die Ohren spitzte, konnte man das Geräusch hören.

»Es besteht also eine grundlose Notwendigkeit.«

»Ja.«

»Für mich klingt das nach einer Denksportaufgabe.«

»Tut mir leid, aber im Moment kann ich nicht mehr sagen. Irgendetwas Einfaches, das man in jeder Apotheke kaufen kann, reicht aus. Außerdem hätte ich gern ein Handbuch über den weiblichen Körper und seine Funktionen.«

Tamaru schwieg wieder. Ein hartes, massives Schweigen.

»Am besten, ich rufe später noch mal an«, sagte er schließlich. »Ist das in Ordnung?«

»Natürlich.«

Tamaru brummte kurz und legte auf.

Nach fünfzehn Minuten klingelte erneut das Telefon. Die alte Dame war am Apparat. Aomame hatte ihre Stimme schon so lange nicht gehört, dass sie sich jetzt fast in dem Gewächshaus in Azabu mit den seltenen Schmetterlingen wähnte, in dem die Zeit langsamer als gewöhnlich verstrich.

»Wie geht es Ihnen?«, fragte die alte Dame.

Sie führe ein geregeltes Leben, sagte Aomame und erzählte in groben Zügen von ihrem täglichen Training und den Mahlzeiten, die sie zubereitete.

»Gewiss ist es nicht leicht, das Haus nie verlassen zu können. Aber Sie haben einen starken Willen, deshalb mache ich mir nicht allzu große Sorgen. Sie schaffen das schon. Natürlich wäre es mir lieb, Sie würden mir erlauben, Sie möglichst schnell von hier fort und an einen sicheren Ort zu bringen. Ich kenne den Grund nicht, aus dem Sie unter allen Umständen bleiben wollen, aber ich werde Ihre Wünsche respektieren, soweit es geht.«

»Dafür bin ich Ihnen sehr dankbar.«

»Aber nein, ich muss mich bei Ihnen bedanken. Sie haben ausgezeichnete Arbeit geleistet.« Eine kurze Stille trat ein, dann sagte die alte Dame: »Ich möchte mit Ihnen über den Schwangerschaftstest sprechen, um den Sie gebeten haben.«

»Ich habe meine Periode seit fast drei Monaten nicht mehr gehabt.«

»War sie denn sonst immer regelmäßig?«

»Mit zehn Jahren habe ich sie zum ersten Mal bekommen. Von da an hatte ich immer auf den Tag genau einen Zyklus von neunundzwanzig Tagen. Pünktlich wie die Mondphasen. Ausgeblieben ist sie bisher noch nie.«

»Unter den gegenwärtigen Umständen wäre das aber nicht ungewöhnlich. Da kann man schon mal seelisch und körperlich aus dem Gleichgewicht geraten. Manchmal wird dann die Menstruation unregelmäßig oder hört ganz auf.«

»Das ist noch nie vorgekommen, aber auszuschließen ist es natürlich nicht.«

»Tamaru zufolge sagten Sie, dass Sie eigentlich nicht schwanger sein könnten.«

»Den letzten Geschlechtsverkehr hatte ich Mitte Juni. Danach nicht mehr.«

»Und dennoch halten Sie es für möglich, dass Sie schwanger sind. Dafür gibt es doch sicher einen Grund? Abgesehen davon, dass Sie Ihre Periode nicht hatten.«

»Ich *spüre* es einfach.«

»Sie spüren es?«

»Ich habe so ein Gefühl in mir.«

»Das heißt, Sie haben das Gefühl, empfangen zu haben?«

»Damals, an dem Abend mit Tsubasa, haben wir doch über die Eizellen gesprochen. Dass jede Frau von Geburt an über eine bestimmte Anzahl davon verfügt.«

»Ich erinnere mich. Eine Frau hat etwa vierhundert Eizellen, die sie monatlich abgibt. Sie meinen dieses Gespräch, ja?«

»Ich spüre, dass eine davon befruchtet wurde. Es ist eine Art *Regung*. Ich bin nicht sicher, ob der Ausdruck ›Regung‹ es trifft.«

Die alte Dame überlegte einen Moment. »Ich habe zwei Kinder zur Welt gebracht. Daher verstehe ich in etwa, was Sie mit ›Regung‹ meinen. Aber mit der Vorstellung, Sie seien schwanger geworden, ohne eine sexuelle Beziehung zu einem Mann gehabt zu haben, bin ich im Augenblick überfordert.«

»Mir geht es genauso.«

»Entschuldigen Sie die Frage, aber wäre es möglich, dass Sie bewusstlos waren und jemand währenddessen Geschlechtsverkehr mit Ihnen hatte?«

»Nein, ich war immer bei klarem Bewusstsein.«

Die alte Dame wählte ihre Worte sehr sorgsam. »Ich kenne Sie auch nur als besonnene, rational denkende Person.«

»Auch ich habe mich zumindest immer dafür gehalten«, sagte Aomame.

»Und dennoch denken Sie, dass sie schwanger geworden sind, ohne mit einem Mann geschlafen zu haben.«

»Ich glaube, die *Möglichkeit* besteht«, sagte Aomame. »Natürlich kann es auch völliger Unsinn sein.«

»Also gut«, sagte die alte Dame. »Warten wir das Ergebnis ab. Ich lasse Ihnen den Test morgen zukommen. Auf die gleiche Art und zur gleichen Zeit, bitte verhalten Sie sich wie sonst auch. Zur Sicherheit verwenden wir am besten mehrere verschiedene Fabrikate.«

»Vielen Dank«, sagte Aomame.

»Falls tatsächlich eine Befruchtung stattgefunden hat – wann könnte das gewesen sein?«

»Wahrscheinlich an dem Abend, als ich im Hotel Okura war und es das Unwetter gab.«

Die alte Dame stieß einen kurzen Seufzer aus. »Sie können den Zeitpunkt also genau bestimmen?«

»Ja. Wenn ich zurückrechne, müsste es an diesem Tag gewesen sein. Zu der Zeit hatte ich auch meinen Eisprung.«

»Demnach wären Sie jetzt ungefähr im zweiten Monat.«

»Ja, stimmt«, sagte Aomame.

»Ist Ihnen morgens übel? Normalerweise wäre das jetzt am schlimmsten.«

»Nein, überhaupt nicht.«

Die alte Dame sprach langsam und überlegt. »Und was werden Sie tun, wenn sich bei dem Test herausstellen sollte, dass Sie wirklich schwanger sind?«

»Mir darüber klar werden, wer der biologische Vater des Kindes sein könnte. Das ist natürlich die wichtigste Frage für mich.«

»Haben Sie denn einen Anhaltspunkt, wer es sein könnte?«

»Im Augenblick noch nicht.«

»Ich verstehe«, sagte die alte Dame mit sanfter Stimme. »Jedenfalls werde ich, was auch geschieht, immer für Sie da sein und alles tun, was in meiner Macht steht, um Sie zu beschützen. Bitte vergessen Sie das nie.«

»Es tut mir leid, dass ich Sie mit diesen Dingen belaste«, sagte Aomame.

»Sie belasten mich nicht. Für eine Frau sind das sehr entscheidende Fragen. Sie machen jetzt erst einmal den Test, und dann überlegen wir zusammen, was zu tun ist«, sagte die alte Dame.

Damit legte sie leise auf.

Es klopfte an der Tür. Aomame, die gerade auf dem Boden des Schlafzimmers mit Yoga-Übungen beschäftigt war, hielt in ihrer Bewegung inne und lauschte. Das Klopfen klang laut und hartnäckig. Sie erinnerte sich sofort daran.

Sie nahm die Pistole aus der Schublade und steckte sie entsichert hinten in den Bund ihrer Trainingshose. Dann schlich sie ins Esszimmer, packte ihren Softball-Schläger mit beiden Händen und blickte grimmig zur Tür.

»Frau Takai«, sagte die laute raue Stimme. »Frau Takai, sind Sie da? Ich komme von NHK. Ich bin hier, um Ihre Rundfunkgebühren zu kassieren.«

Der Griff des Schlägers war mit rutschfestem Kunststoff überzogen.

»Frau Takai, ich wiederhole mich, aber ich weiß, dass Sie da drin sind. Also lassen Sie jetzt dieses sinnlose Versteckspiel. Frau Takai, Sie sind da drin und hören meine Stimme.«

Der Mann benutzte fast genau die gleichen Worte wie beim letzten Mal. Als würde er ein Tonband abspielen.

»Sie dachten wohl, das sei eine leere Drohung, als ich sagte, ich käme wieder. O nein, ich halte mich an das, was ich gesagt habe. Wenn es Geld zu kassieren gibt, kassiere ich es unter allen Umständen. Frau Takai, Sie sind da drin und lauschen. Ich weiß auch, was Sie denken. Sie denken: Wenn ich mich nur ruhig verhalte, gibt der Kerl schon irgendwann auf und verschwindet.«

Wieder hämmerte er gegen die Tür. Zwanzig- oder fünfundzwanzigmal. Was musste dieser Mann für Hände haben? Und warum klingelte er nicht?

»Ich weiß genau, was Sie denken«, sagte der Mann, als würde er ihre Gedanken lesen. Sie denken: »Der Mann muss kräftige Hände haben. Wer so stark klopft, dem müssen doch die Hände wehtun. Stimmt's? Außerdem fragen Sie sich, warum ich überhaupt klopfe und nicht die Klingel benutze.«

Aomame verzog unwillkürlich das Gesicht.

»Aber einfach nur läuten passt mir nicht. Wenn ich die Klingel drücke, kommt nur ein harmloses Ding-Dong zustande, und es könnte jeder sein. Klopfen ist dagegen viel persönlicher. Nur bei körperlichem Einsatz spürt man, dass wirklich ein Mensch aus Fleisch und Blut dahintersteht. Natürlich schmerzt mir mitunter die Hand. Ich bin ja nicht Superman. Aber da kann man nichts machen. Schließlich ist das mein Beruf. Und in seinem Beruf sollte man sich niemals schonen. Sind Sie nicht auch dieser Ansicht, Frau Takai?«

Wieder ertönte lautes Klopfen. Insgesamt siebenundzwanzigmal wurde in regelmäßigen Abständen gegen die Tür geschlagen. Aomames Hände auf dem Metallschläger wurden feucht.

»Frau Takai, es ist gesetzlich vorgeschrieben, dass Personen, die Rundfunksignale empfangen, Gebühren an den Sender NHK entrichten müssen. So ist das eben. Das sind die Regeln. Wollen Sie nicht so gut sein und zahlen? Mir gefällt es doch auch nicht, hier gegen Ihre Tür zu schlagen, und Sie, Frau Takai, wollen diese Unannehmlichkeiten bestimmt auch nicht ewig über sich ergehen lassen. Warum machen Sie es sich so schwer? Also bitte, zahlen Sie Ihre Gebühren. Dann haben Sie wieder Ihre Ruhe.«

Die Stimme des Mannes schallte nur so durchs Treppenhaus. Der Kerl hört sich offenbar gern reden, dachte Aomame. Es macht ihm Spaß, andere zu verhöhnen und zu beschimpfen. Man hört seiner Stimme diesen abartigen Genuss an.

»Sie sind aber auch stur, Frau Takai. Ich bewundere Sie. Sie sind verschlossen wie eine Muschel auf dem Meeresgrund. Aber ich weiß, dass Sie zu Hause sind. Sie sind da drin und starren mich durch die Tür an. Vor Aufregung rinnt Ihnen der Schweiß aus den Achseln. Na? Ist es nicht so?«

Dreizehnmaliges Klopfen. Dann hörte es auf. Sie merkte, wie ihr jetzt der Schweiß aus den Achseln rann.

»Also gut. Für heute räume ich das Feld. Aber ich komme wieder. Allmählich finde ich Gefallen an dieser Tür. Es gibt ja alle möglichen Türen, und diese ist gar nicht übel. Sie klopft sich recht angenehm. Es könnte entspannend wirken, regelmäßig vorbeizukommen und ein wenig an ihr zu klopfen. Also dann, Frau Takai, bis bald.«

Dann trat Stille ein. Der Kassierer schien gegangen zu sein. Aber sie hatte keine Schritte gehört. Vielleicht hatte er nur so getan, als entferne er sich, und stand noch vor der Tür. Aomame fasste den Schläger noch fester. Und wartete zwei Minuten in dieser Haltung.

»Ich bin noch da«, sagte der Kassierer. »Hahaha, Sie dachten, ich sei gegangen. Aber ich bin noch da. Ich habe gelogen. Tut mir leid, Frau Takai. So bin ich eben.« Sie hörte ihn husten. Es war ein absichtlich gellender Husten.

»Ich arbeite schon sehr lange in diesem Beruf. Mit der Zeit habe ich gelernt, die Menschen auf der anderen Seite der Türen zu durchschauen. Das können Sie mir glauben. Ziemlich viele machen die Tür nicht auf, um sich

vor den Rundfunkgebühren zu drücken. Ich habe seit Jahrzehnten mit solchen Leuten zu tun. Aber Sie, Frau Takai …«

Er klopfte dreimal so heftig wie noch nie.

»Sie sind wie eine Flunder, die sich in den Meeresboden eingräbt. Mimese nennt man so was. Aber am Ende kriegen wir Sie. Jemand wird kommen und diese Tür öffnen. Ganz sicher. Als NHK-Veteran kann ich Ihnen das garantieren. Auch wenn Sie sich noch so geschickt verbergen, letztendlich ist das nicht mehr als billige Mogelei. Das ist doch keine Lösung. Glauben Sie mir, Frau Takai. Aber jetzt muss ich mich wirklich wieder auf den Weg machen. Keine Angst, diesmal ist das keine Lüge. Ich gehe tatsächlich. Aber ich komme bald wieder. Wenn es klopft, bin ich es. Also dann, Frau Takai, auf bald.«

Wieder waren keine Schritte zu hören. Aomame wartete fünf Minuten lang, bevor sie zur Tür schlich, um zu lauschen. Dann spähte sie durch den Spion. Das Treppenhaus war leer. Der Gebührenkassierer schien diesmal wirklich gegangen zu sein.

Aomame legte den Metallschläger auf die Küchentheke. Nachdem sie die Pistole entladen und gesichert hatte, wickelte sie sie in eine dicke Strumpfhose ein und legte sie in die Schublade zurück. Sie ließ sich aufs Sofa fallen und schloss die Augen. Noch immer hallte die Stimme des Mannes in ihren Ohren wider.

ABER AM ENDE KRIEGEN WIR SIE. JEMAND WIRD KOMMEN UND DIESE TÜR ÖFFNEN. GANZ BESTIMMT.

Zumindest war dieser Mann kein Scherge der Vorreiter. Diese operierten in aller Heimlichkeit und nahmen immer den kürzesten Weg. In einem Treppenhaus herumzuschreien, Andeutungen zu machen und Leute zu belästigen war ganz und gar nicht ihr Stil. Aomame dachte an die beiden Leibwächter, den Kahlen und den mit dem Pferdeschwanz. Sie schlichen sich geräuschlos an. Und dann, ehe man es sich versah, standen sie hinter einem.

Aomame schüttelte den Kopf. Sie atmete ruhig ein und aus.

Vielleicht war der Mann tatsächlich ein Kassierer von NHK. In dem Fall war es allerdings sehr seltsam, dass er den Aufkleber, der die Teilnahme am

automatischen Einzugsverfahren anzeigte, nicht bemerkt hatte. Aomame hatte sich selbst davon überzeugt, dass ein solcher ordnungsgemäß neben der Tür platziert war. Vielleicht war der Mann ja geisteskrank. Aber dafür klangen seine Reden zu schlüssig und real.

Er erweckte tatsächlich den Anschein, meine Anwesenheit durch die Tür zu spüren, dachte sie. Als habe er intuitiv gewittert, dass ich ein Geheimnis habe. Aber er kann die Tür ja nicht öffnen. Das geht nur von innen. Und ich werde sie unter keinen Umständen öffnen.

Das heißt, dachte sie, so hundertprozentig kann ich das nicht behaupten. Falls Tengo noch einmal auf dem Spielplatz auftaucht, werde ich sie ohne Zögern aufreißen und hinüber in den Park rennen. Ganz gleich, was mich dort erwartet.

Aomame sank in den Gartenstuhl auf dem Balkon. Durch den Spalt in der Verkleidung, die sie vor fremden Blicken schützte, beobachtete sie wie immer den Spielplatz. Auf der Bank unter dem Keyaki-Baum saß ein Pärchen in Oberschuluniform und unterhielt sich mit ernsthafter Miene. Zwei junge Mütter ließen ihre Kleinkinder im Sandkasten spielen. Ohne sie aus den Augen zu lassen, plauderten sie angeregt. Eine nachmittägliche Szene, wie sie sich in jedem Park hätte abspielen können. Aomame konzentrierte ihren Blick lange auf die leere Rutschbahn.

Dann legte sie sich die Hände auf den Bauch. Sie schloss die Lider und lauschte, versuchte eine Stimme zu vernehmen. Ganz ohne Zweifel war dort etwas. Ein lebendiges kleines Etwas. Das wusste sie.

»Daughter«, sagte sie leise.

»Mother«, antwortete etwas.

Kapitel 9

Tengo

Solange der Ausgang nicht versperrt ist

Die vier waren in einem Grillrestaurant gewesen und dann in eine Karaoke-Bar weitergezogen, wo sie eine Flasche Whiskey leerten. Ihr gemütliches, aber übermütiges Beisammensein endete noch vor zehn Uhr. Als sie die Bar verließen, begleitete Tengo Schwester Adachi zu ihrer Wohnung. Die beiden anderen Frauen waren umstandslos in einen Bus gestiegen, der ganz in der Nähe fuhr und sie zum Bahnhof brachte. Tengo und Schwester Adachi gingen seit etwa einer Viertelstunde durch die leeren Straßen.

»Tengo, Tengo, Tengo«, sagte Schwester Adachi, als würde sie ein Lied singen. »Schöner Name. Tengo. Und irgendwie leicht auszusprechen.«

Die junge Krankenschwester hatte dem Alkohol offenbar kräftig zugesprochen, aber weil sie immer so rote Wangen hatte, sah man es ihr nicht an. Sie lallte oder torkelte nicht. Im Gegenteil, sie wirkte überhaupt nicht betrunken. Aber die Menschen werden auf verschiedene Art betrunken.

»Ich fand meinen Namen immer seltsam«, sagte Tengo.

»Er ist überhaupt nicht seltsam. Tengo. Und auch leicht zu merken. Ein ganz toller Name.«

»Wo wir gerade davon sprechen. Ich weiß noch gar nicht, wie du mit Vornamen heißt. Die anderen nennen dich ja immer bloß Ku.«

»Das ist eine Abkürzung. Ich heiße Kumi Adachi. Klingt ziemlich langweilig, oder?«

»Kumi Adachi«, sagte Tengo versuchsweise. »Ist doch nicht schlecht. Kompakt und schnörkellos.«

»Besten Dank«, sagte Kumi Adachi. »Das klingt irgendwie nach einem Honda Civic.«

»Ich hatte es aber positiv gemeint.«

»Weiß ich. Außerdem bin ich ja auch günstig im Verbrauch«, sagte sie und nahm Tengos Hand. »Ich darf doch, ja? So zu gehen macht mehr Spaß und ist irgendwie nett.«

»Natürlich«, sagte Tengo. Als Kumi Adachi seine Hand nahm, musste er an das Klassenzimmer in der Grundschule und an Aomame denken. Ein ganz anderes Gefühl. Und doch gab es Gemeinsamkeiten.

»Ich bin ziemlich beschwipst«, sagte Kumi Adachi.

»Wirklich?«

»Ja, wirklich.«

Tengo musterte sie noch einmal von der Seite. »Das merkt man dir gar nicht an.«

»Nicht äußerlich. Das liegt an meiner Konstitution. Aber ich bin trotzdem ziemlich blau.«

»Du hast ja auch ganz schön gebechert.«

»Stimmt. So viel habe ich schon lange nicht mehr getrunken.«

»Manchmal braucht man das«, wiederholte Tengo Schwester Tamuras Worte.

»Klar.« Kumi Adachi nickte nachdrücklich. »Manchmal braucht der Mensch so was. Nach Herzenslust futtern, bechern, singen und Blödsinn reden. Aber machst du das denn überhaupt manchmal? So ganz aus dir herausgehen? Mir kommst du immer sehr gesetzt und vernünftig vor.«

Tengo überlegte. Hatte er in letzter Zeit etwas unternommen, um Dampf abzulassen? Er konnte sich nicht erinnern. Also hatte es da wohl nichts gegeben. Wahrscheinlich fehlte ihm die Neigung zum *Dampfablassen* an sich.

»So gut wie nie«, gab Tengo zu.

»Die Menschen sind eben verschieden, oder?«

»Ja, sie denken und fühlen verschieden.«

»Und werden auf verschiedene Arten betrunken«, sagte Schwester Adachi und kicherte. »Aber so was braucht der Mensch. Du auch.«

»Kann sein«, sagte Tengo.

Eine Weile gingen die beiden wortlos Hand in Hand durch die nächtlichen Straßen. Der Wechsel in ihrem Umgangston beunruhigte Tengo ein wenig. In ihrer Schwesterntracht war Kumi Adachi wesentlich zurückhaltender. Aber in Zivil äußerte sie sich – vielleicht auch eine Folge des Alkohols – plötzlich viel freier. Ihr vertraulicher Ton erinnerte Tengo an jemanden. Irgendjemand sprach so ähnlich. Jemand, den er vor verhältnismäßig kurzer Zeit getroffen hatte.

»Du, Tengo? Hast du schon mal Haschisch geraucht?«

»Haschisch?«

»Cannabis-Harz.«

Tengo sog die Nachtluft in seine Lungen und atmete tief aus. »Nein, noch nie.«

»Hast du Lust, es mal zu probieren?«, fragte Kumi Adachi. »Mit mir. Ich habe ein bisschen zu Hause.«

»Du hast Haschisch?«

»Sieht man mir auch nicht an, was?«

»Wirklich nicht«, sagte Tengo unverbindlich. Eine junge Krankenschwester mit gesunden roten Wangen, die in einer Kleinstadt an der Boso-Küste wohnte, bunkerte Haschisch in ihrer Wohnung. Und lud Tengo dazu ein, mit ihr zu rauchen.

»Wo hast du es denn her?«, fragte er.

»Eine Freundin aus der Oberschule hat es mir vorigen Monat zum Geburtstag geschenkt. Sie hat es als Souvenir aus Indien mitgebracht«, sagte Kumi Adachi und schwang lebhaft ihre und damit Tengos Hand.

»Haschisch zu schmuggeln ist ein schweres Vergehen. Die japanische Polizei versteht da keinen Spaß. Sie haben speziell ausgebildete Drogenhunde an den Flughäfen.«

»Ach, sie nimmt es nicht so genau mit solchen Kleinigkeiten«, sagte Kumi Adachi. »Jedenfalls hat sie es sicher durch den Zoll gebracht. Komm schon, wir probieren es zusammen. Es ist gute Qualität, kaum gestreckt. Ich habe ein bisschen nachgeforscht, vom medizinischen Standpunkt aus ist es nahezu unbedenklich. Man kann natürlich nicht behaupten, dass es gar nicht

abhängig macht, aber es ist viel harmloser als Zigaretten, Alkohol oder Kokain. Die Behörden behaupten, es wäre gefährlich, weil man süchtig würde, aber das ist weit hergeholt. Da ist Pachinko viel gefährlicher. Man bekommt keinen Kater, und du könntest mal etwas Dampf ablassen.«

»Hast du schon mal probiert?«

»Natürlich. Macht Spaß.«

»Macht Spaß«, sagte Tengo.

»Probier's, und du wirst sehen«, sagte Kumi Adachi und kicherte. »Wusstest du, dass die englische Königin Victoria bei Menstruationsbeschwerden immer Marihuana geraucht hat? Ihr Leibarzt hatte es ihr offiziell verschrieben.«

»Wirklich?«

»Ja, ehrlich. Habe ich in einem Buch gelesen.«

Er wollte schon fragen, in welchem, aber dann ließ er es. Außerdem hatte er keine Lust, näher auf die Menstruationsbeschwerden von Königin Victoria einzugehen.

»Du hattest also letzten Monat Geburtstag. Wie alt bist du denn geworden?«, fragte er, um das Thema zu wechseln.

»Dreiundzwanzig. Schon erwachsen.«

»Natürlich«, sagte Tengo. Er war dreißig geworden, fand sich aber nicht besonders erwachsen. Was waren schon dreißig Jahre auf dieser Welt.

»Meine Schwester übernachtet heute bei ihrem Freund. Das heißt sturmfreie Bude. Komm doch mit zu mir. Ich habe morgen frei und kann ausschlafen.«

Tengo suchte nach einer Antwort. Er fühlte sich spontan zu der jungen Krankenschwester hingezogen. Auch er schien ihr sympathisch zu sein, wenn sie ihn zu sich einlud. Tengo schaute zum Himmel, aber der war von dichten grauen Wolken bedeckt, und kein Mond war zu sehen.

»Als ich zum ersten Mal mit meiner Freundin etwas geraucht habe, weißt du«, sagte Kumi Adachi, »da hatte ich das Gefühl zu schweben. Nicht hoch, nur vielleicht etwa fünf oder sechs Zentimeter über dem Boden. Die Höhe fühlte sich genau richtig an.«

»Gerade so, dass man sich nicht wehtut, wenn man fällt.«

»Ja, genau. Ich fühlte mich total geborgen. Wie von einer Puppe aus Luft umgeben. Ich war eine Daughter, vollkommen von der Puppe umsponnen und konnte draußen ganz schwach die Mother sehen.«

»Daughter?«, sagte Tengo. Seine Stimme klang vor Überraschung hart und leise. »Mother?«

Ein Liedchen summend und lebhaft seine Hand schwenkend, zog ihn die junge Krankenschwester durch die leeren Straßen. Die beiden waren sehr unterschiedlich groß, aber Kumi Adachi schien das überhaupt nicht zu stören. Hin und wieder kam ein Wagen vorbei.

»Mother und Daughter. Das ist aus diesem Buch, *Die Puppe aus Luft*. Kennst du es nicht?«, sagte sie.

»Doch.«

»Hast du es gelesen?«

Tengo nickte stumm.

»Wie gut, dann brauche ich es ja nicht zu erklären. Also, mir hat das *wahnsinnig* gut gefallen. Ich habe es im Sommer gekauft und dreimal gelesen. Und dass ich ein Buch dreimal lese, ist selten. Als ich das erste Mal Haschisch geraucht habe, kam ich mir irgendwie vor wie in einer Puppe aus Luft. Ich wartete darin auf meine Geburt, geborgen und von der Mother behütet.«

»Du konntest also die Mother sehen?«, fragte Tengo.

»Ja. Ich konnte von innen nach draußen sehen. Anscheinend war die Puppe so konstruiert, dass man von außen nicht hineinsehen konnte. Aber das Gesicht der Mother konnte ich nicht erkennen. Nur ihre Umrisse. Aber ich spürte, dass es meine Mother war.«

»Dann war die Puppe aus Luft im Grunde so etwas wie eine Gebärmutter, oder?«

»Ja, vielleicht könnte man so sagen. Allerdings erinnere ich mich nicht mehr, wie es in der wirklichen Gebärmutter war. Also kann ich keine exakten Vergleiche anstellen«, sagte Kumi Adachi und kicherte wieder einmal.

Sie wohnte in einem einstöckigen, billig gebauten Haus, wie man es häufig am Rande von Kleinstädten in der Provinz findet. Es schien verhältnismäßig neu zu sein, aber schon jetzt zeigten sich Spuren von Verfall. Die Außentreppe knarrte laut, und die Tür funktionierte schlecht. Sobald ein größerer Lastwagen vorbeifuhr, klirrten die Fensterscheiben. Man sah auf den ersten Blick, dass die Wände dünn waren, und wenn in irgendeiner Wohnung jemand Bassgitarre übte, hatte wahrscheinlich das ganze Haus etwas davon.

Tengo hatte eigentlich kein besonderes Interesse daran, Haschisch zu rauchen. Er lebte ja schon bei klarem Verstand in einer Welt mit zwei Monden. Wo war die Notwendigkeit, seine Umgebung noch weiter zu verzerren? Außerdem übte Kumi Adachi keine erotische Anziehungskraft auf ihn aus. Die dreiundzwanzigjährige Krankenschwester war ihm durchaus sympathisch, aber Sympathie und Sexualität waren zwei sehr verschiedene Dinge. Zumindest für Tengo. Wären nicht die Wörter Mother und Daughter gefallen, wäre er wahrscheinlich unter einem passenden Vorwand unterwegs in einen Bus oder, falls keiner mehr fuhr, in ein Taxi gestiegen und in seine Pension gefahren. Immerhin befand er sich in der Stadt der Katzen und musste gefährliche Orte meiden. Aber als er etwas von Mother und Daughter gehört hatte, war er nicht mehr imstande gewesen, Kumi Adachis Einladung abzulehnen. Vielleicht konnte sie ihm in irgendeiner Form zu der Einsicht verhelfen, warum ihm die Puppe aus Luft mit der mädchenhaften Aomame erschienen war.

Kumi Adachis Wohnung hatte zwei kleine Schlafzimmer. Essecke und Küche waren durch ein kleines Wohnzimmer verbunden. Es war unverkennbar, dass hier zwei junge Frauen lebten. Die Möbel wirkten zusammengewürfelt, und nichts wies auf ein Hobby oder bestimmte Eigenarten hin. Auf einem Resopaltisch in der Essecke stand eine für den Raum viel zu prächtige, falsche Tiffanylampe. Wenn man die mit kleinen Blumen gemusterten Vorhänge zurückzog, blickte man auf Felder und ein dunkles Dickicht dahinter. Die Aussicht war gut und unverstellt. Aber es war keine heitere, herzerwärmende Landschaft, die man dort sah.

Kumi Adachi ließ Tengo auf dem Sofa Platz nehmen. Es war ein protzig geformter, roter Zweisitzer, ihm gegenüber stand der Fernsehapparat. Dann holte sie eine Dose Sapporo-Bier aus dem Kühlschrank und stellte sie mit einem Glas vor ihn hin.

»Kleinen Augenblick, ich ziehe mir mal was Bequemeres an. Bin gleich wieder da.«

Aber sie kam und kam nicht wieder. Mitunter waren hinter einer Tür auf dem engen Flur Geräusche zu hören. Als würden schlecht gleitende Schubladen geöffnet und geschlossen. Ab und zu gab es einen dumpfen Aufprall, als sei etwas heruntergefallen. Jedes Mal fuhr Tengo unwillkürlich herum. Sie war wohl wirklich betrunkener, als er gedacht hatte. Durch die dünnen Wände drangen Geräusche eines Fernsehers aus der Nachbarwohnung. Man konnte nichts verstehen, doch alle zehn bis fünfzehn Sekunden ertönte lautes Publikumsgelächter. Tengo bereute es mittlerweile, die Einladung nicht abgelehnt zu haben. Doch zugleich spürte er in einem Winkel seines Herzens, dass es ihn fast unvermeidlich hierher verschlagen hatte.

Der Bezug des billigen Sofas kratzte. Auch war es so ungünstig geformt, dass Tengo, ganz gleich, wie er sich drehte und wendete, einfach nicht bequem darauf sitzen konnte, was sein Unbehagen noch steigerte. Er nahm einen Schluck Bier und griff nach der Fernbedienung, die vor ihm auf dem Tisch lag. Er betrachtete sie einen Moment lang wie eine Kuriosität, schaltete aber schließlich den Apparat ein.

Nachdem er mehrmals den Kanal gewechselt hatte, entschied er sich für einen Reisebericht über die australische Eisenbahn, weil diese Sendung auf NHK weniger lärmend war als die meisten. Im Hintergrund spielte jemand Oboe, während eine Sprecherin mit ruhiger Stimme die komfortablen Schlafwagen der transkontinentalen Eisenbahnlinie beschrieb.

Während Tengo von seinem unbequemen Sitzplatz aus die Bilder ohne große Begeisterung verfolgte, dachte er an *Die Puppe aus Luft*. Kumi Adachi konnte nicht wissen, dass der Text eigentlich von ihm stammte. Aber das spielte keine Rolle. Worauf es ankam, war, dass er selbst, obwohl er die Puppe aus Luft ja konkret und in allen Einzelheiten beschrieben hatte, fast

nichts darüber wusste. Auch was Mother und Daughter bedeuteten, hatte er, als er an *Die Puppe aus Luft* gearbeitet hatte, ebenso wenig gewusst wie jetzt. Dennoch gefiel das Buch Kumi Adachi so sehr, dass sie es bereits dreimal gelesen hatte. Wie war so etwas möglich?

Als über das Frühstück im Speisewagen berichtet wurde, kam Kumi Adachi zurück und setzte sich neben Tengo auf das Sofa. Weil es ziemlich klein war, saßen sie Schulter an Schulter. Sie trug jetzt ein weites Hemd mit langen Ärmeln und eine helle Baumwollhose. Auf dem Hemd war ein großer Smiley, wie ihn Tengo zuletzt Anfang der siebziger Jahre gesehen hatte, als die lautesten Songs von Grand Funk Railroad die Jukeboxes erschüttert hatten. Allerdings schien das Hemd so alt nicht zu sein. Anscheinend wurden die Dinger noch immer irgendwo hergestellt.

Kumi Adachi nahm eine frische Bierdose aus dem Kühlschrank, öffnete sie mit einem lauten Knacken und leerte etwa ein Drittel in einem Zug. Sie kniff die Augen zusammen wie eine zufriedene Katze. Dann zeigte sie auf den Bildschirm. Der Zug fuhr gerade auf sich endlos erstreckenden Schienen zwischen gewaltigen roten Felsen hindurch.

»Wo ist das?«

»In Australien«, sagte Tengo.

»Australien«, sagte Kumi Adachi, als würde sie in ihrem Gedächtnis kramen. »Australien, in der südlichen Hemisphäre?«

»Ja. Das Australien mit den Kängurus.«

»Eine Freundin von mir war schon mal dort«, sagte Kumi Adachi, während sie sich die Augenwinkel rieb. »Es war gerade Paarungszeit, und sie hat erzählt, in irgendeiner Stadt, in der sie war, hätten sich überall die Kängurus gepaart. Im Park, auf der Straße, egal wo.«

Tengo glaubte, irgendeine Bemerkung dazu machen zu müssen, aber es wollte ihm nichts Passendes einfallen. Also nahm er die Fernbedienung und schaltete den Fernseher aus. Plötzlich herrschte tiefe Stille im Raum. Auch der Fernseher in der Nachbarwohnung war nicht mehr zu hören. Hin und wieder fuhr auf der Straße ein Auto vorbei, aber sonst war es eine ruhige Nacht. Erst als er angestrengt lauschte, hörte er von ferne ein gedämpftes Geräusch. Er wusste nicht, was es war, aber es hatte einen regelmäßigen

Rhythmus. Manchmal verstummte es, setzte aber bald wieder von neuem ein.

»Das ist eine Eule. Sie lebt in einem Wäldchen in der Nähe. Nachts ruft sie«, sagte die Krankenschwester.

»Eine Eule«, wiederholte Tengo unbestimmt.

Kumi Adachi legte ihren Kopf an seine Schulter und nahm wortlos seine Hand. Ihre Haare kitzelten seinen Hals. Das Sofa war immer noch unbequem. Der Ruf der Eule im nahen Wäldchen klang bedeutungsvoll in Tengos Ohren – ermutigend und warnend zugleich. Eine ermutigende Warnung, eine warnende Ermutigung? Sehr zweideutig.

»Findest du mich zu forsch?«, fragte Kumi Adachi.

Tengo antwortete nicht darauf. »Hast du keinen Freund?«

»Das ist ein echtes Problem«, sagte Kumi Adachi mit bekümmerter Miene. »Nach der Schulzeit sind die ganzen guten Jungs nach Tokio gegangen. Hier gibt es eben keine angesehenen Unis und keine guten Stellen. Nichts zu machen.«

»Aber du bist hiergeblieben.«

»Ja. Mein Gehalt ist nicht besonders, und ich muss verhältnismäßig viel dafür tun, aber dafür lebe ich gern hier. Es ist eben nur nicht so leicht, einen Freund zu finden. Ich gehe schon mal mit jemandem aus, wenn ich Gelegenheit habe, aber bisher habe ich niemanden kennengelernt, der ernsthaft in Frage kam.«

Die Zeiger der Wanduhr standen auf kurz vor elf Uhr. Um elf schloss die Pension. Aber Tengo schaffte es einfach nicht, sich von dem unbequemen Sofa hochzurappeln. Ihm fehlte einfach die Energie dazu. Vielleicht lag es an der Form des Möbels. Oder er war betrunkener, als er angenommen hatte. Er starrte ins Licht der nachgemachten Tiffanylampe und lauschte matt dem Ruf der Eule, während Kumi Adachis Haare seinen Hals kitzelten.

Ein fröhliches Liedchen summend, widmete die junge Krankenschwester sich den Vorbereitungen. Sie schabte mit einer Rasierklinge bonitoflockenfeine Scheibchen von dem schwarzen Stückchen Haschisch, stopfte eine spezielle kleine Pfeife damit und riss dann mit ernstem Blick ein

Streichholz an. Kumi Adachi nahm einen tiefen Zug, behielt ihn lange in der Lunge und atmete dann langsam aus. Der Rauch, der eine charakteristische Süße hatte, verbreitete sich im Zimmer. Sie bedeutete Tengo, das Gleiche zu tun. Er nahm die Pfeife, zog daran und behielt den Rauch so lange wie möglich in der Lunge. Dann stieß er ihn langsam aus.

Wortlos ließen sie die Pfeife hin und her gehen. Die Nachbarn hatten den Fernseher wieder eingeschaltet, und das vermeintlich heitere Gelächter im Studio drang immer lauter durch die Wand. Offenbar hatten sie den Ton weiter aufgedreht. Unterbrochen wurde das Gelächter nur von der Werbung.

Sie rauchten etwa fünf Minuten lang, aber nichts geschah. Die Umgebung zeigte keine Veränderung. Farben, Formen und Gerüche blieben dieselben. Die Eule huhute weiter im Wäldchen, und Kumi Adachis Haare pikten weiter in Tengos Hals. Auch das Sofa blieb unverändert unbequem. Der Sekundenzeiger der Wanduhr bewegte sich in der gleichen Geschwindigkeit im Kreis, und die Leute im Fernsehen lachten unvermindert laut über irgendwelche Witze. Obwohl sie sich anscheinend halb kaputtlachten, war es kein Gelächter, das fröhlich stimmte.

»Es passiert ja gar nichts«, sagte Tengo. »Vielleicht wirkt es bei mir nicht.«

Kumi Adachi klopfte ihm zweimal aufs Knie. »Das wird schon, es dauert nur ein bisschen.«

Sie hatte recht. Bald geschah etwas. In Tengos Kopf klickte es, als werde ein verborgener Schalter umgelegt, und etwas setzte sich träge in Bewegung. Als ob man eine Schale mit Reisschleim auskippte. Seine Hirnmasse schien zu schwappen. Es war das erste Mal, dass er sein Gehirn als Substanz wahrnahm. Seine Konsistenz spürte. Der dunkle Ruf der Eule floss durch seine Ohren und mischte sich mit dem Reisschleim, bis beides völlig miteinander verschmolzen war.

»In mir ist eine Eule«, sagte Tengo. Die Eule war jetzt Teil seines Bewusstseins. Ein wichtiger, untrennbar damit verbundener Teil.

»Die Eule ist der allwissende Schutzgott des Waldes, sie gewährt uns die Weisheit der Nacht«, sagte Kumi Adachi.

Aber wo und wie konnte er den Rat der weisen Eule erbitten? Die Eule war überall und nirgends. »Mir fällt keine Frage ein«, sagte Tengo.

Kumi Adachi nahm seine Hand. »Du brauchst keine Frage. Du musst nur in den Wald gehen. So einfach ist das.«

Jenseits der Wand dröhnte wieder das Gelächter aus dem Fernseher. Es wurde auch geklatscht. Wahrscheinlich stand hinter der Kamera ein Regieassistent und signalisierte dem Publikum mit Schildern, wann es zu lachen oder zu klatschen habe. Tengo schloss die Augen und dachte an den Wald. Wie er hineinging. Tief im dunklen Wald war das Reich der Little People. Aber dort war auch die Eule. Sie war allwissend und gewährte die Weisheit der Nacht.

Plötzlich verstummten alle Laute. Als habe sich jemand von hinten genähert und ihm die Ohren verstopft. Irgendwo hatte jemand eine Klappe geschlossen und irgendwo anders eine geöffnet. Ausgang und Eingang waren vertauscht worden.

Plötzlich befand Tengo sich in seinem alten Klassenzimmer. Das Fenster stand weit offen. Aus dem Schulhof ertönten Kinderstimmen. Hin und wieder blähte ein Windstoß die weißen Vorhänge. Neben ihm stand Aomame und hielt ganz fest seine Hand. Es war die gleiche Szene wie immer – aber etwas war anders als sonst. Alles, was er sah, war fast bis zur Unkenntlichkeit scharf und besaß eine lebhafte, körnige Struktur. Jeden Aspekt und jede Form vermochte er bis in die winzigsten Einzelheiten wahrzunehmen. Er brauchte nur die Hände auszustrecken, um die Dinge zu berühren. Der Geruch des frühwinterlichen Nachmittags zog ihm in die Nase. Als ob ein Mantel, der bis dahin alles bedeckt hatte, heruntergerissen würde. Authentische Gerüche. Der vertraute Geruch der Jahreszeit. Des Tafelschwamms. Die Mischung aus Reinigungsmitteln und dem Laub, das in einer Ecke des Schulhofs verbrannt wurde. Als Tengo diese Gerüche in seine Lungen einsog, spürte er, wie sein Inneres sich weitete, an Tiefe gewann. Im Stillen verwandelte sich auch die Struktur seines Körpers. Sein Herzschlag war nicht länger nur sein Herzschlag.

Einen winzigen Augenblick lang wurde die Tür der Zeit nach innen aufgedrückt. Altes Licht vermischte sich mit neuem Licht. Alte Luft wurde

eins mit neuer Luft. *Dieses* Licht und *diese* Luft, dachte Tengo. Und ich kann alles aufnehmen. *Fast* alles. Wieso konnte ich mich bisher nicht an diesen Geruch erinnern? Wo das doch so einfach ist. Und er zur Welt, wie sie ist, dazugehört.

»Ich wollte dich sehen«, sagte Tengo zu Aomame. Seine Stimme klang fern und stockend. Aber es gab keinen Zweifel, dass es seine war.

»Ich wollte dich auch sehen«, sagte das Mädchen. Ihre Stimme ähnelte der von Kumi Adachi. Die Grenze zwischen Wirklichkeit und Vorstellung war nicht mehr zu erkennen. Wenn er sie zu ziehen versuchte, verlor er die Balance, und seine Gehirnmasse schwappte.

»Ich hätte viel früher anfangen sollen, dich zu suchen. Aber ich konnte nicht«, sagte Tengo.

»Es ist noch nicht zu spät. Du kannst mich immer noch finden«, sagte das Mädchen.

»Was muss ich tun?«

Keine Antwort. Die Antwort war nicht in Worte zu fassen.

»Aber ich kann dich finden«, sagte Tengo.

»Denn auch ich konnte dich finden«, sagte das Mädchen.

»Du hast mich gefunden?«

»Finde mich«, sagte das Mädchen. »Solange noch Zeit ist.«

Die weißen Gardinen flatterten geräuschlos im Wind wie Geister auf einer Flucht in letzter Minute. Sie waren das Letzte, was Tengo sah.

Unversehens fand er sich auf einem schmalen Bett wieder. Das Licht war aus, nur die Straßenbeleuchtung, die durch einen Spalt in den Vorhängen fiel, erhellte schwach den Raum. Er hatte T-Shirt und Boxershorts an. Kumi Adachi trug nur noch das Smiley-Hemd und keine Unterwäsche. Ihre weichen Brüste berührten seinen Arm. In Tengos Kopf ertönte noch immer der Ruf der Eule. Sogar der nächtliche Wald war in ihm. Er hatte ihn vollständig in sein Inneres aufgenommen.

Obwohl er mit der jungen Krankenschwester im Bett lag, verspürte Tengo keine sexuelle Erregung. Auch Kumi Adachi wirkte nicht besonders begehrlich. Sie legte nur den Arm um ihn und kicherte. Er begriff nicht, was

so komisch war. Vielleicht hatte jemand ein Schild hochgehalten, auf dem »Lachen« stand.

Wie viel Uhr mochte es sein? Er hob den Kopf, um auf die Uhr zu schauen, aber es gab keine. Kumi Adachi hörte plötzlich auf zu lachen und schlang nun beide Arme um Tengos Hals.

»Ich wurde wiedergeboren.« Kumi Adachis warmer Atem berührte sein Ohr.

»Wiedergeboren«, sagte Tengo.

»Ja, weil ich schon einmal gestorben bin.«

»Weil du gestorben bist«, wiederholte Tengo.

»Es war in einer kalten, regnerischen Nacht«, sagte sie.

»Und wieso bist du gestorben?«

»Um wiedergeboren zu werden.«

»Wiedergeboren«, sagte Tengo.

»Mehr oder weniger«, flüsterte sie sehr leise. »In anderer Gestalt.«

Tengo dachte über diese Aussage nach. Was es wohl bedeutete *mehr oder weniger, in anderer Gestalt wiedergeboren worden zu sein*? Seine Gehirnmasse war schwer, zäh und randvoll mit keimendem Leben wie die Ursuppe. Aber sie brachte ihn auch nicht weiter.

»Woher kommt die Puppe aus Luft?«

»Falsche Frage«, sagte Kumi Adachi. »Hoho.«

Sie legte sich auf Tengo. Er konnte ihre Schamhaare auf seinem Oberschenkel spüren. Dichtes, kräftiges Schamhaar. Es war, als sei es ein Teil ihrer Gedanken.

»Braucht man etwas, um wiedergeboren zu werden?«, fragte Tengo.

»Das Wichtigste dabei«, sagte die zierliche Krankenschwester, als würde sie ihm ein Geheimnis anvertrauen, »ist, dass ein Mensch nicht um seiner selbst willen wiedergeboren werden kann. Nur für jemand anderen.«

»Ist das die Bedeutung von *mehr oder weniger, in anderer Gestalt*?«

»Wenn der Morgen graut, musst du von hier fort, Tengo. Solange der Ausgang noch nicht versperrt ist.«

»Wenn der Morgen graut, muss ich von hier fort«, wiederholte Tengo die Worte der Krankenschwester.

Sie rieb noch einmal ihr dichtes Schamhaar an Tengos Oberschenkel. Als wolle sie dort irgendein Zeichen hinterlassen. »Die Puppe aus Luft kommt nicht mehr. Ganz gleich, wie lange du noch wartest.«

»Woher weißt du das?«

»Weil ich schon einmal tot war«, sagte sie. »Sterben tut weh. Viel weher, als du ahnst. Und es ist unendlich einsam. So einsam, man kann sich nur wundern, dass ein Mensch so einsam werden kann. Das solltest du dir merken. Aber schließlich gibt es ohne Tod auch keine Wiedergeburt.«

»Ohne Tod gibt es keine Wiedergeburt«, bestätigte Tengo.

»Mitten im Leben sind wir vom Tod umfangen.«

»Mitten im Leben vom Tod umfangen«, wiederholte Tengo, ohne den Sinn der Worte richtig zu verstehen.

Die weißen Vorhänge wehten noch immer im Wind. In die Luft im Klassenzimmer mischte sich der Geruch nach Tafelschwamm und Reinigungsmittel. Und der Geruch von brennendem Herbstlaub. Jemand übte Blockflöte. Das Mädchen drückte fest seine Hand. Tengo verspürte ein süßes Ziehen im Unterleib. Aber er hatte keine Erektion. Das würde erst später kommen. Die Wörter *viel später* verhießen ihm eine Ewigkeit. Die Ewigkeit war eine sich endlos erstreckende lange Linie. Wieder verlor er die Balance, und seine Gehirnmasse schwappte träge.

Als Tengo aufwachte, wusste er einen Moment lang nicht, wo er war. Er brauchte einige Zeit, um sich die Ereignisse der vergangenen Nacht ins Gedächtnis zu rufen. Grell schien die Morgensonne durch einen Spalt in den geblümten Vorhängen, und lebhaftes Vogelgezwitscher ertönte. Er fühlte sich grauenhaft steif nach der Nacht in dem engen Bett. Er hatte sich die ganze Nacht kaum gerührt. Neben ihm lag eine Frau und schlief fest. Sie hatte den Kopf seitlich auf das Kissen gelegt. Haare breiteten sich über ihre Wange wie frisches, taufeuchtes Sommergras. Kumi Adachi, dachte Tengo. Die junge Krankenschwester, die gerade erst dreiundzwanzig geworden war. Seine Armbanduhr lag auf dem Boden neben dem Bett. Ihre Zeiger standen auf sieben Uhr zwanzig. Es war Morgen.

Tengo stand leise auf, um Kumi Adachi nicht zu wecken, und spähte durch den Spalt in den Vorhängen ins Freie. Sein Blick fiel auf das Feld mit seinen Reihen von Kohlköpfen, die sich jeder für sich tief in die schwarze Erde duckten. Jenseits davon lag das Wäldchen. Tengo fiel der Ruf der Eule ein. Dort hatte sie gestern die Weisheit der Nacht verkündet. Er und die Krankenschwester hatten Haschisch geraucht und ihr gelauscht. Er spürte noch immer das kratzige Gefühl ihres Schamhaars auf seinem Oberschenkel.

Tengo ging in die Küche. Er drehte den Wasserhahn auf und trank aus der hohlen Hand. Er konnte trinken, soviel er wollte, sein Durst schien unstillbar. Ansonsten fühlte er sich völlig normal. Keine Kopfschmerzen und auch keine Mattigkeit. Sein Bewusstsein war klar. Er hatte nur das Gefühl, irgendwie durchgepustet worden zu sein. Als habe man seine Rohrleitungen fachmännisch gereinigt. Noch immer in T-Shirt und Boxershorts, ging er ins Bad und urinierte lange. Das Gesicht, das ihm aus dem fremden Spiegel entgegensah, erschien ihm nicht wie sein eigenes. Die Haare standen in alle Richtungen vom Kopf. Und eine Rasur tat auch not.

Er sammelte seine zwischen Kumis Sachen auf dem Fußboden des Schlafzimmers verstreuten Kleider ein. Er konnte sich nicht erinnern, wann sie sich ausgezogen hatten. Er fand seine Socken, zog Jeans und Hemd an. Dabei trat er auf einen großen billigen Ring. Er hob ihn auf und legte ihn auf das Tischchen neben dem Bett. Er zog seinen Pullover mit dem runden Ausschnitt über den Kopf. Dann nahm er seinen Anorak und vergewisserte sich, ob das Portemonnaie und die Schlüssel noch in den Taschen waren. Die Krankenschwester hatte sich die Decke bis fast über die Ohren gezogen und schlief tief und fest. Nicht einmal ihr Atem war zu hören. Ob er sie wecken sollte? Zumindest war er fast sicher, dass zwischen ihnen nichts passiert war. Dennoch hatte er die Nacht in einem Bett mit ihr verbracht. Es wäre ziemlich unhöflich gewesen, einfach zu verschwinden, ohne sich zu verabschieden. Andererseits schlief sie so tief. Außerdem hatte sie gesagt, es sei ihr freier Tag. Und wenn er sie weckte, was sollten sie dann machen?

Neben dem Telefon entdeckte er einen Block und einen Kugelschreiber. Er schrieb: *»Danke für den schönen Abend. Ich fahre jetzt in meine Pension. Tengo«*. Er fügte noch die Uhrzeit hinzu. Den Zettel legte er auf das

Tischchen neben dem Bett und benutzte den Ring als Briefbeschwerer. Dann stieg er in seine abgewetzten Turnschuhe und verließ die Wohnung.

Als er ein Stück die Straße entlanggegangen war, stieß er auf eine Bushaltestelle. Fünf Minuten später kam ein Bus, der zum Bahnhof fuhr. Er stieg ein und fuhr gemeinsam mit ein paar übermütigen Oberschülern und -schülerinnen zur Endstation. Seine Wirtin enthielt sich jeder Bemerkung, obwohl er erst nach acht Uhr morgens und mit Bartstoppeln im Gesicht nach Hause kam. Sie schien das nicht ungewöhnlich zu finden und servierte ihm kommentarlos und routiniert das Frühstück.

Während er die noch heißen Speisen verzehrte und grünen Tee trank, ließ er den vergangenen Abend Revue passieren. Auf Vorschlag der drei Krankenschwestern hatten sie zu viert ein Grillrestaurant besucht. Anschließend waren sie in eine Karaoke-Bar gegangen, um zu singen. Er hatte Kumi Adachi in ihre Wohnung begleitet und zum Schrei einer Eule indisches Haschisch geraucht, worauf seine Gehirnmasse sich wie Reisbrei angefühlt hatte. Auf einmal war er im Klassenzimmer seiner Grundschule gewesen, hatte seinen Geruch deutlich erkannt und mit Aomame gesprochen. Später hatte Kumi Adachi ihm von ihrem Tod und ihrer Wiedergeburt erzählt. Er hatte eine falsche Frage gestellt und eine mehrdeutige Antwort erhalten. Unablässig war aus dem Wäldchen der Ruf der Eule herübergetönt, und in einer Fernsehsendung hatte das Publikum laut gelacht.

Seine Erinnerung schweifte bald hierhin, bald dorthin. Einige Verbindungsstücke fehlten. Aber an die Teile, die vorhanden waren, konnte er sich erstaunlich gut erinnern. Er wusste noch jedes Wort, das gesagt worden war. Auch was Kumi Adachi zuletzt gesagt hatte. Es war ein Rat gewesen, vielleicht auch eine Warnung.

»Wenn es Tag wird, musst du von hier fortgehen, Tengo. Solange der Ausgang noch nicht geschlossen ist.«

Wahrscheinlich war es wirklich Zeit, den Rückzug anzutreten. Er hatte sich freigenommen und war hierhergekommen, um der zehnjährigen Aomame in der Puppe aus Luft zu begegnen. Fast zwei Wochen lang war er nun jeden Tag ins Sanatorium getrabt und hatte seinem Vater vorgelesen.

Doch die Puppe aus Luft war nicht erschienen. Stattdessen hatte ihm Kumi Adachi, als er schon fast aufgeben wollte, eine andere Vision bereitet, in der er der kindlichen Aomame dennoch wiederbegegnet war und mit ihr hatte sprechen können. Finde mich, solange noch Zeit ist, hatte Aomame gesagt. Nein, gesagt hatte es wohl in Wirklichkeit Kumi Adachi. Es war nicht auseinanderzuhalten. Aber es war auch ganz gleich. Kumi Adachi war einmal gestorben und wiedergeboren worden. Nicht für sich selbst, sondern für jemand anderen. Tengo beschloss, vorläufig einmal zu glauben, was er gehört hatte. Das war wichtig. Wahrscheinlich.

Er war in der Stadt der Katzen. Bestimmte Dinge konnte man nur hier erfahren. Deshalb war er ja auch eigens angereist. Aber all das beinhaltete auch ein Risiko. Wenn er Kumi Adachis Hinweisen Glauben schenkte, konnte das sogar tödlich sein. Er spürte das nahende Unheil am Jucken seines Daumens.

Er musste nach Tokio zurück. Solange der Ausgang nicht verschlossen war und die Züge am Bahnhof hielten. Doch zuvor musste er noch einmal ins Sanatorium gehen und sich von seinem Vater verabschieden. Und da war noch etwas, von dem er sich überzeugen musste.

Kapitel 10

Ushikawa

Solide Beweise sammeln

Ushikawa machte sich auf den Weg nach Ichikawa. Er hatte das Gefühl, auf eine weite Reise zu gehen, aber in Wirklichkeit lag Ichikawa nur auf der anderen Seite eines Flusses am Rand der Präfektur Chiba. Von der Tokioter Innenstadt aus brauchte er gar nicht lange. Am Bahnhof stieg er in ein Taxi und nannte den Namen der Grundschule. Es war nach eins, als er dort ankam. Die Mittagspause war zu Ende, der Nachmittagsunterricht hatte begonnen. Aus dem Musiksaal ertönte Gesang, und auf dem Schulhof fand ein Fußballspiel statt. Schreiend jagten die Kinder dem Ball hinterher.

Ushikawa hatte keine guten Erinnerungen an seine Grundschulzeit. Er war schlecht in Sport gewesen, besonders Ballspiele waren ihm ein Graus, da er klein und schwerfällig war, unter einem Astigmatismus litt und von Natur aus keine guten Reflexe hatte. Jede Sportstunde war ein Albtraum für ihn. Dafür hatte er in den anderen Fächern ausgezeichnete Noten. Er war aufgeweckt und lernte gern (so hatte er auch mit fünfundzwanzig Jahren das juristische Staatsexamen bestanden). Aber er wurde weder gemocht noch respektiert. Einer Gründe dafür waren sicher seine miesen sportlichen Leistungen. Und natürlich sein Aussehen. Von Kindheit an war sein Gesicht zu groß, sein Kopf unförmig, und schlechte Augen hatte er auch. Seine dicken Lippen hingen zu beiden Seiten herunter, sodass es auch jetzt noch aussah, als würde er sabbern (was aber in Wirklichkeit niemals vorkam). Seine Haare waren struppig und ungepflegt. Kurzum: Seine äußere Erscheinung rief nicht gerade Sympathie hervor.

In der Schule machte er so gut wie nie den Mund auf, obwohl er wusste, dass er eigentlich gut reden konnte. Aber es gab niemanden, mit dem er

erfreuliche Gespräche hätte führen können, und so hatte er niemals Gelegenheit, seine Beredsamkeit unter Beweis zu stellen. Er hielt lieber den Mund und gewöhnte sich daran, anderen sehr genau zuzuhören – ganz gleich, worum es ging – und daraus seinen Vorteil zu ziehen. Diese Gewohnheit entwickelte sich bald zu einem nützlichen Werkzeug, mit dessen Hilfe er viele wertvolle Fakten herausfand, zum Beispiel, dass die meisten Menschen nicht richtig denken konnten. Und dass gerade die, die nicht denken konnten, anderen nicht zuhörten.

Jedenfalls waren Ushikawas Tage in der Grundschule nicht gerade eine Zeit, auf die er gern zurückblickte. Allein der Gedanke, eine Grundschule aufsuchen zu müssen, verdarb ihm die Laune. Ob in Saitama oder Chiba, sämtliche Grundschulen in ganz Japan glichen sich. Sie sahen genauso aus und funktionierten nach den gleichen Prinzipien. Dennoch machte sich Ushikawa zu dieser Grundschule in Ichikawa auf. Diese Mission war zu wichtig, um sie jemand anderem zu überlassen. Er rief im Sekretariat an und vereinbarte einen Termin für 13 Uhr 30.

Die Vizerektorin war eine zierliche Mittvierzigerin. Sie war schlank, sah gut aus und hatte ein adrettes Äußeres. Vizerektorin? Ushikawa schüttelte den Kopf. Diesen Titel hatte er noch nie gehört. Allerdings lag seine Grundschulzeit schon sehr lange zurück, und seit damals hatte sich sicherlich viel verändert. Seine Gesprächspartnerin hatte gewiss schon mit den verschiedensten Menschen zu tun gehabt und ließ beim Anblick von Ushikawas schwerlich als normal zu bezeichnender Erscheinung kein besonderes Erstaunen erkennen. Vielleicht war sie einfach nur höflich. Sie führte ihn in einen reinlichen Empfangsraum und nahm, nachdem sie ihm einen Stuhl angeboten hatte, ihm gegenüber Platz. Sie lächelte freundlich, wie in Erwartung eines freundlichen Plauderstündchens.

Sie erinnerte Ushikawa an ein Mädchen, das in der Grundschule in seiner Klasse gewesen war. Hübsch, gute Noten, sympathisch und gewissenhaft. Sie war sehr wohlerzogen und spielte gut Klavier. Auch bei den Lehrern war sie beliebt. Ushikawa hatte das Mädchen während des Unterrichts häufig

beobachtet. Meistens von hinten. Gesprochen hatte er kein einziges Mal mit ihr.

»Sie haben also Fragen zu einem ehemaligen Schüler?«, fragte die stellvertretende Schulleiterin.

»Ach, entschuldigen Sie, fast hätte ich es versäumt«, sagte Ushikawa und reichte ihr seine Visitenkarte. Es war die mit dem Titel »Generaldirektor der *Stiftung zur Förderung der neuen japanischen Wissenschaften und Künste*«, die er auch Tengo gegeben hatte. Ushikawa tischte der Vizerektorin in etwa die gleiche Geschichte auf. Dass Tengo Kawana, ein ehemaliger Schüler der Schule, als angehender Schriftsteller Kandidat für ein Stipendium der Stiftung sei und er einige allgemeine Erkundigungen über ihn einziehe.

»Das ist ja wunderbar«, sagte die Vizerektorin und lächelte erfreut. »Eine große Ehre für unsere Schule. Wir werden gern unser Möglichstes beitragen.«

»Ich dachte, ich könnte vielleicht mit den Lehrern sprechen, die Herrn Kawana damals unterrichtet haben«, sagte Ushikawa.

»Dann wollen wir mal nachsehen. Das ist jetzt zwanzig Jahre her, also sind die meisten wahrscheinlich schon im Ruhestand.«

»Danke sehr«, sagte Ushikawa. »Und könnten Sie wohl freundlicherweise noch etwas für mich nachschauen?«

»Worum handelt es sich?«

»Im gleichen Jahrgang muss es ein Mädchen namens Masami Aomame gegeben haben. Könnten Sie herausfinden, ob Herr Kawana und Fräulein Aomame eventuell in einer Klasse gewesen sind?«

Die Vizerektorin machte ein skeptisches Gesicht. »Hat Fräulein Aomame etwas mit diesem Stipendium für Herrn Kawana zu tun?«

»Nein, nicht direkt. Allerdings wird in dem Werk, das Herr Kawana verfasst hat, eine Person geschildert, für die Fräulein Aomame offenbar als Vorbild gedient hat. Wir finden nur, dass wir diesbezüglich einiges klären müssen. Es ist keine komplizierte Sache. Letztlich geht es nur um eine Formalität.«

»Ich verstehe«, sagte die Vizerektorin und lächelte charmant. »Allerdings werden sie sicher verstehen, dass wir keine Informationen weitergeben

können, die die Privatsphäre betreffen. Noten zum Beispiel oder die familiären Umstände.«

»Dessen bin ich mir natürlich bewusst. Wir möchten nur wissen, ob sie und Herr Kawana tatsächlich in einer Klasse waren. In diesem Fall wären wir sehr dankbar, wenn Sie uns Namen und Adresse des damaligen Klassenlehrers mitteilen würden.«

»Einverstanden. In diesem Rahmen ist das wohl kein Problem. Aomame, sagten Sie?«

»Ja, man schreibt es wie ›grün‹ und ›Erbse‹. Ein einmaliger Name.«

Ushikawa schrieb den Namen Masami Aomame mit Kugelschreiber auf ein Blatt aus seinem Notizbuch und reichte es der Vizerektorin. Nachdem sie einen Blick darauf geworfen hatte, legte sie es in eine Mappe auf dem Tisch.

»Würden Sie einen Moment warten? Ich werde im Register nachschauen und Ihnen die Informationen, die nicht dem Datenschutz unterliegen, kopieren lassen.«

»Ich danke Ihnen und hoffe, dass ich Ihre Zeit nicht über Gebühr in Anspruch nehme.« Ushikawa verbeugte sich leicht.

Mit anmutig schwingendem Rocksaum verließ die Vizerektorin das Zimmer. Sie hatte eine gute Haltung und einen graziösen Gang. Ihre Haare waren sorgfältig frisiert. Sie gehörte zu den Menschen, die in Schönheit altern. Ushikawa setzte sich auf dem Stuhl zurecht und vertrieb sich die Zeit mit der Lektüre eines Taschenbuchs, das er sich mitgebracht hatte.

Eine Viertelstunde später kam sie mit einem braunen Dokumentenumschlag im Arm zurück.

»Herr Kawana war ein sehr begabtes Kind. Er hatte immer die besten Noten, auch seine sportlichen Leistungen waren ausgezeichnet. Besonders gut war er in Mathematik, das heißt in Arithmetik. Er löste schon Aufgaben für Oberschüler. Er gewann sogar einen Wettbewerb und kam als Wunderkind in die Zeitung.«

»Donnerwetter«, sagte Ushikawa.

»Aber seltsam ist es doch, nicht wahr? Dass er sich bei dieser herausragenden mathematischen Begabung jetzt als Erwachsener in der

literarischen Welt auszeichnet.«

»Ein überschäumendes Talent bricht sich wie ein überquellender Fluss auf ganz verschiedenen Gebieten Bahn. Heute schreibt er und ist zugleich Mathematiklehrer.«

»Aha«, sagte die Vizerektorin und wölbte die Augenbrauen zu einem fein geschwungenen Bogen. »Über Masami Aomame kann ich Ihnen vergleichsweise wenig sagen. Sie hat in der fünften Klasse die Schule gewechselt. Dadurch, dass sie zu Verwandten im Tokioter Bezirk Ashidachi zog, ging sie auch dort weiter zur Schule. Aber sie und Tengo Kawana waren im dritten und vierten Jahr zusammen in einer Klasse.«

Hab ich's doch gewusst, dachte Ushikawa. Die beiden kennen sich.

»Ihre Klassenlehrerin war damals Frau Ota. Toshie Ota. Sie arbeitet mittlerweile an einer städtischen Schule in Narashino.«

»Wenn ich dort anrufe, könnte ich dann wohl einen Termin mit ihr vereinbaren?«

»Wir haben sie bereits angerufen«, sagte die Vizerektorin mit leichtem Lächeln. »Unter den gegebenen Umständen würde sie sehr gern mit Ihnen sprechen, sagte sie.«

»Ich bin Ihnen äußerst verbunden«, bedankte Ushikawa sich artig. Sie war nicht nur hübsch, sondern auch noch flink.

Sie schrieb den Namen der Lehrerin und die Telefonnummer der Tsudanuma-Grundschule, an der sie beschäftigt war, auf die Rückseite ihrer Visitenkarte und reichte sie Ushikawa, der sie sorgfältig in seiner Brieftasche verstaute.

»Wir haben erfahren, dass Aomame einen religiösen Hintergrund hatte«, sagte Ushikawa. »Soweit wir wissen, gab es da einige Schwierigkeiten.«

Als die Stirn der Vizerektorin sich umwölkte, erschienen winzige Fältchen in ihren Augenwinkeln. Nur Frauen in mittlerem Alter, die sich lange in Selbstdisziplin geübt haben, vermögen diese klugen, zauberhaften und nuancenreichen Fältchen hervorzubringen.

»Es tut mir leid, aber das ist eine Frage, die ich nicht mit Ihnen erörtern darf«, sagte sie.

»Weil sie die Privatsphäre betrifft?«, fragte Ushikawa.

»Genau. Besonders, wenn es um Fragen der Religion geht.«

»Aber wenn ich mich mit Frau Ota treffe, könnte ich vielleicht etwas mehr darüber erfahren, ja?«

Die Vizerektorin neigte ihr zierliches Kinn ein wenig nach links, und ein vielsagendes Lächeln trat auf ihre Lippen. »Wenn Frau Ota über ihren persönlichen Standpunkt spricht, geht uns das nichts an.«

Ushikawa erhob sich und bedankte sich nochmals höflich. Sie übergab ihm den Umschlag mit den Papieren. »Ich habe alles Material, das ich Ihnen zugänglich machen darf, hier kopiert. Es betrifft in der Hauptsache Herrn Kawana. Ein wenig über Fräulein Aomame ist auch dabei. Ich hoffe, Sie können etwas damit anfangen.«

»Sie haben mir sehr geholfen. Ich bin Ihnen außerordentlich dankbar.«

»Bitte lassen Sie es uns wissen, wenn Sie etwas über die Vergabe des Fördergeldes erfahren. Es wäre wirklich eine Ehre für unsere Schule.«

»Ich bin überzeugt, dass es eine positive Entscheidung geben wird«, sagte Ushikawa. »Ich bin Herrn Kawana mehrmals begegnet. Er ist ein vielversprechender junger Mann, der echtes Talent besitzt.«

Am Bahnhof von Ichikawa ging Ushikawa in ein Restaurant, um eine Kleinigkeit zu Mittag zu essen. Dabei sah er die Papiere in dem Umschlag durch. Es waren einfache schulische Unterlagen über Tengo und Aomame und ein paar Aufzeichnungen über Tengos schulische und sportliche Leistungen. Offenbar war er wirklich ein außergewöhnlich guter Schüler gewesen. Er hatte die Schule sicher nie als albtraumhaft empfunden. Es gab auch die Kopie eines Zeitungsartikels über seinen Sieg bei diesem Rechenwettbewerb. Das Bild war alt und nicht sehr scharf, aber es zeigte Tengo als Jungen.

Nachdem Ushikawa gegessen hatte, rief er in der Grundschule in Tsudanuma an und verabredete sich für vier Uhr mit Toshie Ota. Um diese Zeit würden sie sich in Ruhe unterhalten können, sagte die Lehrerin.

Was für eine Strapaze, gleich zwei Grundschulen an einem Tag, dachte Ushikawa seufzend. Allein der Gedanke war bedrückend. Aber bis jetzt hatte die Mühe sich gelohnt. Immerhin hatte er nun den Beweis, dass

Aomame und Tengo in der Grundschule zwei Jahre lang in einer Klasse gewesen waren. Das war ein großer Fortschritt.

Tengo hatte Eriko Fukada geholfen, *Die Puppe aus Luft* zu einem literarischen Werk und einem Bestseller zu machen. Aomame hatte Erikos Vater – Tamotsu Fukada – in einer Suite des Hotels Okura auf noch unbekannte Weise ermordet. Es schien fast, als hätten die beiden sich verschworen, die Vorreiter anzugreifen. Vielleicht war das der Zusammenhang. Der Gedanke lag nahe.

Dennoch hielt Ushikawa es für besser, die beiden Leibwächter noch nicht in seine Erkenntnisse einzuweihen. Ohnehin zog er es vor, vollendete Ergebnisse zu verkünden, zu sagen: »Also, faktisch war es so …« nachdem er fleißig Informationen zusammengetragen und die wahren Umstände genauestens eruiert hatte und solide Beweise vorzeigen konnte. Seit seiner Zeit als Anwalt pflegte er diese etwas theatralische Gewohnheit. Mit seiner Unterwürfigkeit hielt er sein Gegenüber hin und kehrte dann, wenn das große Finale kam, den Spieß um und präsentierte mit viel Tamtam die Wahrheit.

Während der Zugfahrt nach Tsudanuma stellte Ushikawa im Geiste weitere Hypothesen auf.

Vielleicht hatten Aomame und Tengo eine Liebesbeziehung. Wahrscheinlich waren sie nicht seit ihrem zehnten Lebensjahr ein Paar, aber es bestand immerhin die Möglichkeit, dass sie sich nach der Grundschule irgendwo begegnet waren und sich verliebt hatten. Und dass sie dann aus irgendeinem Grund – aus welchem, war unklar – beschlossen hatten, sich zusammenzutun, um die Vorreiter zu vernichten. Das wäre eine Hypothese.

Doch soweit Ushikawa es überblicken konnte, gab es keinen Anhaltspunkt dafür, dass Tengo mit Aomame zusammen war. Er hatte regelmäßigen sexuellen Kontakt zu einer zehn Jahre älteren verheirateten Frau gepflegt. Wie Ushikawa Tengo einschätzte, hätte er nicht mit einer anderen Frau geschlafen, während er gleichzeitig eine feste Beziehung zu Aomame unterhielt. So etwas entsprach nicht seinem Charakter. Er war kein Mensch, der sich arglistig oder berechnend verhielt. Ushikawa hatte zuvor zwei Wochen lang Tengos alltägliche Gewohnheiten ermittelt. An drei Tagen in

der Woche unterrichtete er an der Yobiko Mathematik, die übrigen Tage verbrachte er meist allein in seiner Wohnung. Wahrscheinlich schrieb er in dieser Zeit. Er machte Einkäufe oder auch mal einen Spaziergang, aber ansonsten verließ er kaum das Haus. Er führte ein einfaches und bescheidenes Leben. Ushikawa hatte nichts Geheimnisvolles oder Ungewöhnliches daran entdecken können. Er konnte sich einfach nicht vorstellen, dass Tengo, unter welchen Umständen auch immer, in ein Mordkomplott verwickelt war.

Persönlich fand Ushikawa Tengo durchaus sympathisch. Der junge Mann war unverstellt, freimütig und unabhängig, verließ sich nie auf andere. Wie es häufig bei großgewachsenen Menschen vorkommt, neigte er zur Langsamkeit, hatte aber nichts Gerissenes oder Hinterhältiges an sich. Er war ein Typ, der, wenn er einmal einen Entschluss gefasst hatte, geradewegs auf sein Ziel zumarschierte. Als Anwalt oder Aktienhändler wäre er völlig ungeeignet gewesen. Man hätte ihm sofort ein Bein gestellt, sodass er im entscheidenden Moment gestürzt wäre. Aber als Mathematiklehrer und Schriftsteller war er sicher ganz gut. Er war weder besonders gesellig noch gesprächig, aber einem gewissen Typ Frau gefiel das. Kurz gesagt, er war das Gegenteil von Ushikawa.

Sehr viel weniger wusste Ushikawa über Aomame. Mehr als ein paar Informationen zu ihrem Lebenslauf hatte er nicht in der Hand. Sie stammte aus einer Familie von beinahe fanatischen Mitgliedern der Gemeinschaft der Zeugen und hatte seit frühster Kindheit an deren Aktivitäten teilgenommen. In der fünften Klasse war sie ausgetreten und zu Verwandten nach Ashidachi gezogen. Wahrscheinlich hatte sie es nicht mehr ausgehalten. Zu ihrem Glück war sie sehr sportlich und während der ganzen Schulzeit eine so hervorragende Softball-Spielerin, dass sie ein Stipendium erhielt und Sport studieren konnte. Das waren die Fakten, die Ushikawa ermittelt hatte. Allerdings hatte er nicht die geringste Ahnung von ihrer Persönlichkeit. Er wusste nicht, wie sie dachte, was ihre Stärken und Schwächen waren, oder welches Leben sie bisher geführt hatte.

Als er jedoch in Gedanken Tengos und Aomames Lebensläufe verglich, fiel ihm auf, dass es da einige Gemeinsamkeiten gab. Vermutlich hatten

beide keine besonders glückliche Kindheit verlebt. Aomame hatte mit ihrer Mutter von Haus zu Haus gehen müssen, um Anhänger zu werben. Alle Kinder von Zeugen mussten das. Tengos Vater war Gebührenkassierer bei NHK gewesen. Auch sein Beruf war es, von Tür zu Tür zu gehen. Hatte er genau wie Aomames Mutter sein Kind mitgenommen? Wahrscheinlich. Ushikawa an seiner Stelle hätte es getan. Bestimmt zahlten die Leute bereitwilliger, wenn man ein Kind dabeihatte. Außerdem sparte man den Babysitter. So konnte man zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Aber für Tengo waren das mit Sicherheit keine schönen Erlebnisse gewesen. Vielleicht waren die beiden Kinder sich sogar hin und wieder in den Straßen von Ichikawa begegnet.

Als Tengo und Aomame älter wurden, bewarben sich beide um Sportstipendien, um so schnell wie möglich von zu Hause fortzukommen. Beide vollbrachten große Leistungen in ihrer Sportart. Zum Teil lag das sicher an einer natürlichen Begabung, aber in ihrer Lage war es zugleich *notwendig*, herauszuragen. Gute Noten und sportliche Anerkennung waren ihr einziger Weg zur Unabhängigkeit. Ihre kostbare Eintrittskarte zur Selbsterhaltung. Sie dachten anders als durchschnittliche Teenager und traten der Welt auch anders gegenüber.

Eigentlich war Ushikawa selbst in einer nicht ganz unähnlichen Lage gewesen. Doch da er einer wohlhabenden Familie entstammte, war er im Unterschied zu den beiden nicht auf ein Stipendium angewiesen gewesen und hatte immer genügend Geld in der Tasche gehabt. Um an eine erstklassige Universität zu kommen und das Staatsexamen zu bestehen, hatte jedoch auch er wie ein Wahnsinniger gelernt. Er hatte seine Zeit nicht wie andere in seiner Klasse mit Vergnügungen vertrödelt. Er hatte allen irdischen Freuden entsagt – auch wenn sich ihm von vornherein nicht viele boten, war ihm das nicht sehr leicht gefallen – und sich ganz seinen Studien gewidmet. Psychisch hatte er immer heftig zwischen Minderwertigkeitskomplexen und Größenwahn geschwankt. Ich bin ein Raskolnikow, dem keine Sonja begegnet ist, dachte er.

Aber das spielte jetzt keine Rolle. Zu viel über sich selbst nachzudenken brachte nichts ein. Tengo und Aomame waren das Thema, dem er sich zu

widmen hatte.

Wären die beiden sich nach über zwanzig Jahren zufällig irgendwo begegnet, hätten sie bestimmt mit Erstaunen festgestellt, wie viele Gemeinsamkeiten sie hatten. Gewiss hätten sie sich viel zu erzählen gehabt. Und sich wahrscheinlich heftig zueinander hingezogen gefühlt. Ushikawa konnte sich die Szene lebhaft vorstellen. Eine schicksalhafte Begegnung. Die ultimative Liebesgeschichte.

Aber hatte eine solche Begegnung wirklich stattgefunden? Und war eine Liebesgeschichte daraus entstanden? Natürlich konnte Ushikawa das nicht wissen. Aber einen Sinn würde es schon ergeben. Deshalb hatten sie sich zusammengetan und die Vorreiter attackiert. Tengo mit der Feder und Aomame wahrscheinlich mit einer besonderen Technik, jeder auf seine Weise. Dennoch konnte Ushikawa sich mit dieser Hypothese nicht recht anfreunden. Sie war einigermaßen logisch, aber sonst war sie wenig überzeugend.

Wenn zwischen Aomame und Tengo eine so starke Verbindung bestand, konnte sie ihm doch nicht verborgen bleiben. Eine schicksalhafte Begegnung war etwas, das schicksalhafte Ereignisse hervorbrachte, und etwas Derartiges wäre Ushikawas Aufmerksamkeit nicht entgangen. Aomame hätte so etwas vielleicht verbergen können. Aber niemals Tengo.

Ushikawa war ein Mann, der logisch dachte. Ohne Beweise kam man nicht vorwärts. Doch zugleich vertraute er ganz auf den ihm angeborenen Instinkt. Und zu der Theorie, dass Tengo und Aomame sich gegen die Vorreiter verschworen hatten, schüttelte dieser Instinkt den Kopf. Leicht, aber hartnäckig. Vielleicht wussten die beiden ja nicht einmal etwas voneinander? Konnte es sich *zufällig* ergeben haben, dass sie unabhängig voneinander beide mit den Vorreitern zu tun hatten?

Auch wenn ein so großer Zufall schwer vorstellbar war, neigte Ushikawa eher zu dieser Möglichkeit als zu der Theorie einer gemeinsamen Verschwörung. Aomame und Tengo hatten die Vorreiter *zufällig* zur gleichen Zeit angegriffen. Jeder von seiner Seite, aus verschiedenen Beweggründen und mit verschiedenen Zielsetzungen. Es ging um zwei verschiedene, parallel zueinander verlaufende Stränge.

Ob die Vorreiter seine schöne Hypothese so einfach akzeptieren würden? Zunächst einmal sicher nicht, dachte Ushikawa. Auf die Verschwörungstheorie hingegen würden sie sich sofort stürzen. Verschwörungen waren ihr Ein und Alles. Bevor er ihnen unvollständiges Material präsentierte, musste er daher solide Beweise sammeln. Andernfalls würde er sie vielleicht auf eine falsche Fährte führen und sich damit womöglich selbst schaden.

Für die gesamte Dauer der Zugfahrt von Ichikawa nach Tsudanuma grübelte Ushikawa über diese Dinge nach. Dabei verzog er, ohne es zu merken, immer wieder das Gesicht, seufzte und starrte in die Luft. Eine Grundschülerin, die ihm gegenübersaß, musterte ihn verwundert. Seine Verlegenheit überspielend, kontrollierte er seine Mimik und fuhr sich mit der flachen Hand über den asymmetrischen Schädel. Doch mit dieser Geste erschreckte er die Kleine noch mehr. Kurz vor der Station Nishifunabashi sprang sie plötzlich auf und lief davon.

Ushikawa und Toshie Ota trafen sich nach Unterrichtsschluss in einem leeren Klassenzimmer. Tengos frühere Lehrerin war Mitte fünfzig, und ihre Erscheinung stand in krassem Gegensatz zu jener der gepflegten und eleganten Vizerektorin in Ichikawa. Sie war klein und stämmig, und von hinten erinnerte ihr Gang an einen Krebs. Obwohl sie eine kleine Metallbrille trug, war deutlich zu sehen, dass auf der Fläche zwischen ihren Augenbrauen ein zarter Flaum wuchs. Ihr Wollkostüm roch leicht nach Mottenpulver. Er wusste nicht, wann es geschneidert worden war, doch vermutlich war es schon damals nicht mehr der letzte Schrei gewesen. Es war von einem seltsamen Rosa, das wie aus den falschen Farben gemischt schien. Wahrscheinlich hatte man einen eleganteren, ruhigeren Farbton angestrebt, aber dieses Vorhaben war misslungen, und das Rosa war stattdessen von Nervosität, Zaghaftigkeit, Resignation und Melancholie getränkt, wodurch die nagelneue weiße Bluse, deren Kragen aus dem Kostüm hervorschaute, wie ein ungebetener Gast wirkte, der sich in eine Totenwache eingeschlichen hat. Frau Otas von weißen Fäden durchzogenes, trockenes Haar wurde von einer etwas peinlichen Plastikspange

zusammengehalten. Ihre Arme und Beine waren dicklich und ihre kurzen Finger unberingt. Das Leben hatte ihren Hals mit drei feinen Linien gezeichnet. Vielleicht waren es auch die Male von drei Wünschen, die man ihr gewährt hatte. Ushikawa glaubte es aber nicht.

Während dreien von sechs Grundschuljahren war sie Tengo Kawanas Klassenlehrerin gewesen. Aomame hatte sie nur in der dritten und vierten Klasse unterrichtet.

»An Tengo kann ich mich noch sehr gut erinnern«, sagte sie.

Im Verhältnis zu ihrer betulichen Erscheinung klang ihre Stimme erstaunlich klar und jugendlich. Eine Stimme, die vermutlich bis in den letzten Winkel einer lärmenden Klasse drang. Es beeindruckte Ushikawa, wie sehr der Beruf einen Menschen formte. Frau Ota war bestimmt eine ausgezeichnete Lehrerin.

»Tengo Kawana war ein hervorragender Schüler, und zwar in allen Fächern. In den fünfundzwanzig Jahren, in denen ich an verschiedenen Grundschulen unterrichtet habe, bin ich nie mehr einem Kind begegnet, das so begabt war. Man konnte ihm aufgeben, was man wollte, er meisterte es mit Bravour. Außerdem verfügte er auch über sehr positive Charaktereigenschaften. Er zeigte sogar Führungsqualitäten. Offenbar hatte er für alles eine natürliche Begabung. In der Grundschule hat er sich besonders in Mathematik, das heißt in Arithmetik, hervorgetan, aber es überrascht mich überhaupt nicht, dass er sich der Literatur zugewandt hat.«

»Sein Vater arbeitete als Gebührenkassierer für NHK, nicht wahr?«

»Ja«, sagte die Lehrerin.

»Er hat mir einmal erzählt, dass sein Vater sehr streng war«, riet Ushikawa ins Blaue.

»Genau«, sagte die Lehrerin, ohne zu zögern. »Der Vater war ausgesprochen streng. Er nahm seine Arbeit sehr ernst, was natürlich eine wunderbare Sache ist, aber Tengo hatte offenbar sehr darunter zu leiden.«

Ushikawa knüpfte geschickt an dieses Thema an, um ihr weitere Einzelheiten zu entlocken. Andere Menschen ins Plaudern zu bringen war seine Spezialität. Die Lehrerin erzählte bereitwillig, wie Tengo in der fünften

Klasse von zu Hause fortgelaufen war, weil er es nicht mehr ertrug, seinen Vater sonntags bei seiner Arbeit zu begleiten.

»Eigentlich könnte man sogar sagen, er wurde regelrecht aus dem Haus getrieben«, erklärte die Lehrerin. Also musste Tengo tatsächlich mit seinem Vater auf Tour gehen, dachte Ushikawa. Genau wie ich es mir gedacht habe. Muss emotional ziemlich belastend für den Jungen gewesen sein.

Die Lehrerin hatte Tengo, der nicht wusste, wohin er sollte, für eine Nacht bei sich aufgenommen. Ihm ein Nachtlager aufgeschlagen und Frühstück gemacht. Am nächsten Abend war sie zu Tengos Vater gegangen und hatte ihm ins Gewissen geredet. Sie erzählte davon, als sei es ein strahlender Höhepunkt in ihrem Leben gewesen. Sie berichtete auch, wie sie Tengo als Oberschüler zufällig bei einem Konzert wiederbegegnet sei. Und wie ausgezeichnet er damals Pauke gespielt habe.

Diese Frau ist Tengo wirklich sehr zugetan, dachte Ushikawa beeindruckt. Sie empfindet bedingungslose Zuneigung für ihn. Was mochte das für ein Gefühl sein, von einem anderen Menschen so sehr gemocht zu werden?

»Erinnern Sie sich noch an Masami Aomame?«, fragte Ushikawa.

»Ja, ebenfalls sehr gut«, sagte Frau Ota, aber ihre Stimme klang nun weniger erfreut und um etwa zwei Noten tiefer.

»Ein ungewöhnlicher Name«, sagte Ushikawa.

»Ja, sehr ungewöhnlich. Aber daran liegt es nicht, dass ich mich so gut an sie erinnere.«

Kurzes Schweigen.

»Ihre Familie gehörte der Gemeinschaft der Zeugen an, nicht wahr?«, forschte Ushikawa.

»Was ich Ihnen jetzt sage, muss aber unter uns bleiben«, sagte die Lehrerin.

»Von mir erfährt selbstverständlich kein Außenstehender ein Wort.«

Sie nickte. »In Ichikawa haben die Zeugen eine große Gemeinde. Daher habe ich relativ häufig Kinder aus dieser Sekte unterrichtet. Aus pädagogischer Sicht hatte jedes von ihnen Probleme, um die man sich kümmern musste. Aber ich habe noch nie so fanatische Anhänger wie Masamis Eltern erlebt.«

»Das heißt, sie gingen keine Kompromisse ein.«

Die Lehrerin biss sich leicht auf die Lippen, während sie sich zurückerinnerte. »Ja. Sie hielten sich mit äußerster Strenge an ihre Glaubenssätze und verlangten das Gleiche von ihren Kindern. Mit dem Ergebnis, dass Masami in ihrer Klasse völlig isoliert war.«

»Masami Aomame war also gewissermaßen eine Ausnahmeperson, nicht wahr?«

»Ja, durchaus«, pflichtete die Lehrerin ihm bei. »Natürlich waren nicht die Kinder verantwortlich. Schuld an so etwas ist immer die Intoleranz, die die Herzen der Menschen beherrscht.«

Die Lehrerin erzählte nun von Aomame. Die anderen Kinder hatten sie völlig ignoriert. Sie weitestgehend als *nichtexistent* behandelt. Sie war eine Außenseiterin und ging den anderen mit ihren seltsamen Glaubenspraktiken auf die Nerven. So die herrschende Meinung in der Klasse. Also hatte Aomame sich geschützt, indem sie sich so unauffällig wie möglich verhielt.

»Ich habe mich sehr bemüht, zu den Kindern durchzudringen. Aber sie waren sich unerwartet einig in ihrer Ablehnung, und Masami Aomame verwandelte sich beinahe in ein Gespenst. Heutzutage würde man einen Schulpsychologen hinzuziehen, aber damals existierte dieses System noch nicht. Außerdem war ich noch jung und hatte alle Hände voll zu tun, die Klasse einigermaßen zu bändigen. Auch wenn das wahrscheinlich wie eine faule Ausrede klingt.«

Aber Ushikawa konnte nachvollziehen, was sie meinte. Grundschullehrerin war ein sehr schwerer Beruf, und oft blieb nicht viel anderes übrig, als die Kinder ihre Streitigkeiten unter sich abmachen zu lassen.

»Glaube und Intoleranz stehen immer in einer komplizierten Wechselbeziehung, die wir kaum unter Kontrolle haben«, sagte Ushikawa.

»Sehr wahr«, sagte die Lehrerin. »Aber es hätte sicher auf einer anderen Ebene etwas gegeben, das ich hätte tun können. Ich habe immer wieder versucht, mit Masami zu sprechen. Aber sie hat sich nie geöffnet. Sie hatte einen sehr starken Willen, und wenn sie einmal etwas beschlossen hatte, änderte sie ihre Meinung nicht mehr. Sie war ein hochintelligentes

Mädchen. Hatte eine ausgezeichnete Auffassungsgabe und war sehr wissbegierig. Aber sie achtete sehr genau darauf, dass davon nichts nach außen drang. Tarnung war wahrscheinlich ihr einziges Mittel, um sich zu schützen. In einem normalen Umfeld wäre sie vermutlich eine ausgezeichnete Schülerin gewesen. Auch im Nachhinein finde ich das alles noch sehr schade.«

»Haben Sie versucht, mit den Eltern zu sprechen?«

Die Lehrerin nickte. »Sogar mehrmals. Sie haben sich wiederholt über religiöse Diskriminierung in der Schule beschwert. Damals habe ich sie gefragt, ob sie ihre Vorschriften nicht etwas lockerer handhaben könnten, damit Masami sich besser in die Klasse integrieren könne. Aber es war zwecklos. Für die Eltern gab es nichts Wichtigeres als die Einhaltung ihrer Glaubensvorschriften. Für sie bestand alles Glück darin, ins Paradies zu gelangen, das Leben im Diesseits war nicht mehr als ein flüchtiger Augenblick. Aber das waren Argumente aus einer Welt von Erwachsenen. Leider begriffen sie nicht, wie schädlich es für die Seele eines heranwachsenden Kindes ist, in der Schule geschnitten und zum Sündenbock gemacht zu werden. Welch tiefe Narben so etwas hinterlassen kann.«

Ushikawa teilte der Lehrerin mit, dass Aomame an der Universität, in ihrer Firma und in deren Softball-Mannschaft sehr erfolgreich gewesen sei und gegenwärtig als sehr gefragte Trainerin in einem angesehenen Sportstudio arbeite. Ehrlicherweise hätte er sagen müssen, »bis vor kurzem gearbeitet hat«, aber so genau wollte er es dann doch nicht nehmen.

»Es freut mich, das zu hören«, sagte die Lehrerin, und eine leichte Röte stieg ihr in die Wangen. »Dann hat sie sich also trotz allem gut entwickelt und führt ein gesundes, unabhängiges Leben. Das beruhigt mich wirklich sehr.«

»Ach, eine etwas indiskrete Frage hätte ich noch«, sagte Ushikawa mit einem harmlosen Lächeln. »Wäre es möglich, dass Tengo Kawana und Aomame auf der Grundschule miteinander … befreundet waren?«

Die Lehrerin verschränkte die Finger und überlegte einen Moment. »Sein könnte es natürlich. Aber ich habe nichts davon bemerkt und auch nichts

gehört. Allerdings kann ich mir nur schwer vorstellen, dass Aomame sich mit irgendjemandem aus der Klasse, ganz gleich mit wem, hätte anfreunden können. Vielleicht hat Tengo ihr die Hand entgegengestreckt, er war schließlich ein sehr gutherziges, verantwortungsbewusstes Kind. Aber selbst wenn, Aomame hätte sich sicherlich nicht geöffnet. Sie war verschlossen wie eine Auster an einem Felsen.«

Die Lehrerin schwieg. »Ich bedaure, Ihnen nichts anderes sagen zu können«, fügte sie dann hinzu, »aber ich habe damals nichts unternommen. Wie gesagt, es fehlte mir noch an Erfahrung.«

»Angenommen, Herr Kawana und Fräulein Aomame hätten damals wirklich Freundschaft geschlossen. So etwas hätte doch in der Klasse großes Aufsehen erregt und wäre Ihnen bestimmt zu Ohren gekommen, nicht wahr?«

Die Lehrerin nickte. »Intoleranz gab es auf beiden Seiten.«

Ushikawa bedankte sich. »Mit diesem Gespräch haben Sie mir sehr geholfen.«

»Aber die Sache mit Masami wird doch kein Hindernis für das Stipendium sein?«, fragte die Lehrerin beunruhigt. »Wenn in einer Klasse solche Probleme entstehen, liegt das letztlich in der Verantwortung des Klassenlehrers. Also in meiner. Weder Tengo noch Masami konnten etwas dafür.«

Ushikawa schüttelte den Kopf. »Seien Sie ganz unbesorgt. Ich überprüfe nur die faktischen Hintergründe seines Werkes. Sie wissen ja, wenn es um religiöse Fragen geht, wird es kompliziert. Herr Kawana ist außerordentlich begabt und wird sich in naher Zukunft einen Namen machen.«

Als die Lehrerin das hörte, lächelte sie zufrieden. Etwas in ihren kleinen Augen fing das Sonnenlicht ein und blitzte wie Gletschereis auf einem fernen Bergrücken. Sie denkt an Tengo, dachte Ushikawa. Obwohl das alles zwanzig Jahre zurücklag, erschien es ihr offenbar wie gestern.

Als Ushikawa vor der Schule auf den Bus zum Bahnhof Tsudanuma wartete, dachte er an seine Grundschullehrerin. Ob sie sich noch an ihn erinnerte? Aber selbst wenn, war es so gut wie ausgeschlossen, dass bei dieser Erinnerung ein freundliches Licht in ihren Augen aufglomm.

Was Ushikawa in Erfahrung gebracht hatte, entsprach fast genau seinen Vermutungen. Tengo war der Klassenprimus gewesen. Und außerdem beliebt. Aomame hingegen war von der ganzen Klasse geschnitten worden. Unwahrscheinlich, dass die beiden befreundet gewesen waren. Ihre Positionen waren zu verschieden. Und Aomame war in der fünften Klasse aus Ichikawa fortgezogen und auf eine andere Schule gewechselt. Jede Verbindung zwischen ihnen war abgerissen.

Die einzige Gemeinsamkeit, die sich aus der Grundschulzeit der beiden ergab, war ihr Aufbegehren gegen die elterliche Tyrannei. Beide Kinder mussten im Schlepptau eines Elternteils durch die Stadt ziehen – auch wenn die Missionierung von neuen Glaubensbrüdern und das Einsammeln von Rundfunkgebühren recht unterschiedliche Zielsetzungen waren. Ihre Position in der Klasse hätte verschiedener nicht sein können. Dennoch waren die beiden wahrscheinlich gleich einsam und sehnten sich gleich stark nach *etwas*. Oder nach jemandem – jemandem, der sie bedingungslos akzeptierte und liebte. Ushikawa konnte sich ihren Gefühlszustand vorstellen. In gewisser Weise hatte er selbst genauso empfunden.

Also gut, dachte Ushikawa, während er mit verschränkten Armen im Expresszug von Tsudanuma nach Tokio saß. Wie soll ich jetzt vorgehen? Es ist mir gelungen, mehrere Verbindungen zwischen Aomame und Tengo zu entdecken. Hochinteressante Verbindungen. Leider fehlt mir noch immer jeder konkrete Beweis.

Ich stehe vor einer hohen Mauer mit drei Türen. Für eine muss ich mich entscheiden. An jeder hängt ein Schild: Auf dem einen steht *Tengo*, auf dem nächsten *Aomame* und auf dem dritten *alte Dame in Azabu*. Aomame hat sich buchstäblich in Rauch aufgelöst. Ist spurlos verschwunden. Die Weidenvilla in Azabu ist so streng bewacht wie ein Bank-Saferaum. Da komme nicht mal ich ran. Es bleibt also nur eine Tür übrig.

Im Moment habe ich keine andere Alternative, als mich an Tengos Fersen zu heften. Es lebe das Eliminationsverfahren. Man möchte direkt einen hübschen Prospekt darüber an die Passanten verteilen. Hier bitte, meine Herrschaften, so funktioniert die Elimination.

Ein sympathischer Junge, dieser Tengo. Mathematiker und Schriftsteller. Judo-Champion und der Liebling seiner Grundschullehrerin. Vorläufig ist er meine Schlüsselfigur, nur durch ihn kann ich den Knoten lösen. Je mehr ich darüber nachdenke, desto unverständlicher ist mir das alles. Es fühlt sich an, als hätte mein Gehirn sich in Tofu verwandelt, bei dem das Verfallsdatum überschritten ist.

Wie sah es wohl bei Tengo aus? Hatte er ein Gesamtbild vor Augen? Nein, vermutlich nicht. Soweit Ushikawa sehen konnte, befand Tengo sich noch in einem Versuchsstadium und schien alle möglichen Umwege zu machen. Ob er auch so vieles verwirrend fand und in Gedanken verschiedene Hypothesen aufstellte? Immerhin war er ein geborener Mathematiker. Er beherrschte es sicher, Einzelteile zu einem Puzzle zusammenzufügen. Vielleicht hatte er als Betroffener sogar schon viel mehr Teile in der Hand als Ushikawa.

Vorerst werde ich Tengo Kawana beschatten, dachte er. *Irgendwohin* wird er mich schon führen. Wenn ich Glück habe, sogar zu Aomames Versteck. Eine von Ushikawas größten Stärken war es, sich an eine Spur zu heften wie ein Schiffshalterfisch an einen Hai und sich nicht mehr abschütteln zu lassen.

Nachdem er diese Entscheidung getroffen hatte, schloss Ushikawa die Augen und schaltete seinen Denkapparat ab. Etwas Schlaf würde ihm guttun. Zwei dämliche Grundschulen in Chiba hatte er abgeklappert und sich das Gerede von zwei nicht mehr ganz jungen Lehrerinnen angehört. Der schönen Vizerektorin und der Lehrerin mit dem Krebsgang. Seine Nerven brauchten etwas Ruhe. Ushikawas großer asymmetrischer Schädel begann, langsam im Rhythmus der Erschütterungen des Zuges zu wippen. Es sah aus wie bei einer lebensgroßen Puppe, deren Mund unheilvolle Verheißungen atmete.

Der Zug war voll, aber kein anderer Fahrgast hatte sich neben Ushikawa setzen wollen.

Kapitel 11

Aomame

Keine Vernunft, und an Güte fehlt es auch

Am Dienstagmorgen schrieb Aomame eine Notiz für Tamaru. Der Mann, der sich als Gebührenkassierer von NHK ausgab, sei zurückgekehrt. Er habe gegen die Tür geschlagen und Aomame (beziehungsweise die dort wohnende Person namens Takai) laut beschimpft und verhöhnt. Sich offensichtlich übertrieben und unnatürlich verhalten. Wahrscheinlich müsse man ernsthaft auf der Hut sein.

Aomame schob den Zettel in einen Umschlag, klebte ihn zu und legte ihn auf den Küchentisch. Der Umschlag, auf den sie die Initiale *T* geschrieben hatte, würde über den Lieferdienst zu Tamaru gelangen.

Kurz vor ein Uhr nachmittags schloss sich Aomame im Schlafzimmer ein und legte sich aufs Bett, um mit ihrer Proust-Lektüre fortzufahren. Um Punkt ein Uhr klingelte es einmal an der Tür. Nach einer kurzen Pause wurde aufgeschlossen, und der Lieferdienst betrat die Wohnung. Wie üblich füllten die Leute rasch den Kühlschrank auf, kümmerten sich um den Müll und überprüften die Bestände in den Schränken. Als sie nach etwa fünfzehn Minuten ihre Arbeit beendet hatten, verließen sie die Wohnung und schlossen die Tür von außen ab. Dann drückten sie noch einmal die Klingel. Die übliche Routine.

Nachdem Aomame sicherheitshalber gewartet hatte, bis die Zeiger der Uhr auf halb zwei standen, verließ sie das Schlafzimmer und ging in die Küche. Der an Tamaru gerichtete Umschlag war fort, und auf dem Tisch lag eine Papiertüte mit dem Namen einer Apotheke. Außerdem hatte Tamaru ihr noch ein dickes Buch mit dem Titel *Enzyklopädie des weiblichen Körpers* besorgt. In der Tüte befanden sich dreierlei Schwangerschaftstests. Sie

öffnete die Packungen und las jede der Gebrauchsanweisungen aufmerksam durch. Sie lauteten ungefähr gleich. Sobald die Periode mehr als eine Woche überfällig war, konnte man den Test machen. Er sei zu fünfundneunzig Prozent sicher, aber bei einem positiven Ergebnis sei es ratsam, sich in gynäkologische Behandlung zu begeben. Man solle nicht allein aufgrund des Tests voreilige Schlüsse ziehen. Es bestehe »lediglich die Möglichkeit einer Schwangerschaft«.

Die Handhabung war einfach. Man fing etwas Urin in einem sauberen Gefäß auf und tauchte einen Streifen Papier hinein. Oder man urinierte direkt auf ein Stäbchen. Dann wartete man einige Sekunden. Verfärbte es sich blau, war man höchstwahrscheinlich schwanger. Wenn nicht, dann nicht. Bei einem anderen Test erschienen in einem runden Fensterchen zwei vertikale Linien, wenn eine Schwangerschaft bestand. War es nur eine Linie, hatte keine Schwangerschaft festgestellt werden können. Das Prinzip war immer das Gleiche: An der Reaktion auf das im Urin enthaltene – oder nicht enthaltene – Hormon Choriongonadotropin erkannte man, ob eine Schwangerschaft vorlag.

Choriongonadotropin? Aomame runzelte die Stirn. Nun lebte sie schon dreißig Jahre als Frau auf dieser Welt und hatte diesen Begriff noch nie gehört. Und die ganze Zeit hatte dieses Zeug ihre Geschlechtsdrüsen stimuliert?

Aomame blätterte in der *Enzyklopädie des weiblichen Körpers*.

»Das humane Choriongonadotropin ist ein Peptid-Hormon, das während der frühen Phase der Schwangerschaft gebildet wird. Es trägt dazu bei, den Gelbkörper zu erhalten«, stand dort. »Der Gelbkörper bildet Progesteron und Östrogen, sorgt für den Erhalt der Gebärmutterschleimhaut und verhindert so die Menstruation. Auf diese Weise wird im Uterus allmählich die Plazenta aufgebaut. Ist dieser Vorgang nach sieben bis neun Wochen abgeschlossen, ist die Aufgabe des Gelbkörpers und damit auch die des Hormons Choriongonadotropin beendet.«

Das hieß, ab der Einnistung wurde sieben bis neun Wochen lang Choriongonadotropin abgesondert. Zeitlich war das in ihrem Fall etwas heikel. Wenn das Ergebnis positiv ausfiel, gab es zwar kaum einen Zweifel,

dass sie schwanger war. Ein negatives Ergebnis wäre hingegen keine Garantie dafür, dass sie nicht schwanger war, denn es bestand die Möglichkeit, dass die Zeit der Absonderung bereits vorüber war.

Aomame verspürte keinen Harndrang. Sie nahm eine Flasche Mineralwasser aus dem Kühlschrank und trank zwei Gläser. Aber noch immer merkte sie nichts. Es eilte ja auch nicht. Sie vergaß die Schwangerschaftstests und konzentrierte sich weiter auf ihre Proust-Lektüre.

Gegen drei Uhr musste sie auf die Toilette. Sie urinierte in ein geeignetes Gefäß und hielt das Stäbchen hinein. Es verfärbte sich zusehends, bis es leuchtend blau war. Es war eine elegante Farbe, wie man sie für ein Auto verwenden würde. Ein kleines blaues Cabrio mit einem hellbraunen Verdeck. Es musste herrlich sein, in einem solchen Wagen bei frühsommerlichem Wind eine Küstenstraße entlangzufahren. Aber an jenem herbstlichen Nachmittag im Badezimmer einer Wohnung mitten in Tokio zeigte ihr dieses Blau lediglich an, dass sie schwanger war – oder dass sie zu fünfundneunzig Prozent schwanger war. Aomame stand vor dem Spiegel und starrte lange auf den blau verfärbten, länglichen Papierstreifen. Doch er machte keine Anstalten, seine Farbe zu verändern.

Zur Sicherheit probierte sie noch den Test eines anderen Herstellers. In der Beschreibung stand: »Bitte direkt auf das Stäbchen urinieren.« Aber da sie wahrscheinlich für eine Weile nicht auf die Toilette müsste, tauchte sie das Stäbchen kurzerhand in das Gefäß mit dem Urin. Er war ja ganz frisch. Das Ergebnis war das gleiche. In dem runden Plastikfensterchen erschienen ganz deutlich zwei vertikale Linien: »Es besteht die Möglichkeit einer Schwangerschaft.«

Aomame goss den Urin in die Toilette und spülte. Den verfärbten Teststreifen wickelte sie in ein Papiertaschentuch und warf ihn in den Mülleimer. Das Gefäß wusch sie im Bad aus. Dann ging sie in die Küche und trank noch einmal zwei Gläser Wasser. Morgen probiere ich den dritten aus, dachte sie. Aller guten Dinge sind drei.

Aomame brachte Wasser zum Kochen und brühte sich schwarzen Tee auf. Sie setzte sich aufs Sofa und las weiter. Sie nahm sich einen Teller mit fünf

Cheese Cookies und knabberte sie zum Tee. Ein ruhiger Nachmittag, gerade richtig zum Lesen. Doch obwohl ihre Augen den Wörtern folgten, entzog sich Aomame der Inhalt des Geschriebenen, und sie musste die gleiche Stelle immer wieder lesen. Resigniert schloss sie die Lider und fuhr mit offenem Verdeck in dem blauen Cabriolet die Küstenstraße entlang. Der salzige Wind zauste ihr Haar. Ein Schild am Straßenrand zeigte zwei vertikale Linien. *Achtung, Sie sind möglicherweise schwanger,* bedeutete das.

Mit einem Seufzer legte Aomame das Buch aufs Sofa.

Den dritten Test konnte sie sich sparen, das war ihr klar. Und wenn sie hundert Tests machen würde, es würde immer das gleiche Ergebnis herauskommen. Reine Zeitverschwendung. Mein Choriongonadotropin wird sich weiterhin gleich verhalten: Es unterhält den Gelbkörper, verhindert den Eintritt meiner Periode und unterstützt die Bildung der Plazenta. Ich bin schwanger. Das Choriongonadotropin weiß das. Und ich weiß es auch. Ich kann genau spüren, dass etwas in meinem Unterleib ist. Jetzt ist es noch klein. Nicht viel mehr als ein Punkt. Aber bald wird die Plazenta reifen, und es wird wachsen. Es wird Nahrung von mir erhalten und sich in dem dunklen, schweren Wasser allmählich und unaufhaltsam entwickeln.

Sie war zum ersten Mal schwanger. Als nüchtern denkender Mensch glaubte sie nur, was sie mit eigenen Augen sehen konnte. Wenn sie mit jemandem schlief, bestand sie unter allen Umständen darauf, dass ihr Partner ein Kondom benutzte. Auch wenn sie betrunken war, versäumte sie es nie, sich davon zu überzeugen. Und wie sie der alten Dame in Azabu erzählt hatte, war ihre Periode, seit sie sie mit zehn Jahren bekommen hatte, nicht ein einziges Mal ausgefallen. Hatte sich nie auch nur um einen Tag verspätet. Beschwerden hatte sie kaum gekannt. Vom Sport hatte die Blutung sie auch nie abgehalten.

Das erste Mal bekam sie ihre Tage einige Monate nachdem sie nach der Schule Tengos Hand gehalten hatte. Sie glaubte fest daran, dass zwischen den beiden Ereignissen ein Zusammenhang bestand. Vermutlich hatte die Berührung etwas in ihrem Körper in Gang gesetzt. Als Aomame das erste Mal menstruierte, verzog ihre Mutter verärgert das Gesicht. Als hätte man ihr eine zusätzliche Last auferlegt. Ein bisschen früh, sagte sie spitz. Aber

Aomame machte sich nichts daraus. Es war ihr Problem und ging weder ihre Mutter oder sonst jemanden etwas an. Sie hatte ihren ersten Schritt in eine neue Welt getan.

Und jetzt war sie schwanger.

Sie dachte an die Eizellen. Eine von meinen vierhundert Eizellen (eine, die ungefähr in der Mitte des ganzen Haufens gelegen hatte, vermutete sie) ist befruchtet worden. Wahrscheinlich an dem Gewitterabend, als ich in dem dunklen Zimmer den Mann getötet habe, indem ich ihm eine Nadel durch den Nacken in den unteren Teil seines Gehirns stieß. Aber bei ihm war es ganz anders als bei den Männern, die ich vor ihm umgebracht habe. Er war einverstanden. Er hat es sogar gewollt. Eigentlich habe ich ihm nur seinen Wunsch erfüllt. Ihn nicht als Bestrafung, sondern fast aus Barmherzigkeit getötet. Und er hat mir dafür etwas gewährt, das ich wollte. Es war ein Tauschhandel, irgendwo in dunkler Tiefe. An diesem Abend bin ich schwanger geworden. Ich weiß es.

Ich habe mit meinen Händen einem Mann sein Leben geraubt und beinahe gleichzeitig ein neues Leben empfangen. Ob das auch Teil unseres Tauschhandels war?

Aomame schloss die Augen und unterbrach ihre Gedanken. Sobald eine gewisse Leere in ihrem Geist entstand, strömte etwas lautlos hinein. Sie betete, ohne es zu merken.

Unser Vater im Himmel, Dein Name werde geheiligt, Dein Königreich komme. Vergib uns unsere große Schuld, wie auch wir unseren Schuldnern vergeben haben. Sei mit uns durch Deinen Segen, sei um uns auf unseren Wegen. Amen.

Warum ihr das Gebet wohl einfach so in den Sinn kam? Obwohl sie weder an einen Himmel oder ein Paradies noch an einen Gott glaubte, hatte es sich ihr fest eingeprägt. Seit ihrem dritten oder vierten Lebensjahr hatte man sie diese Worte, deren Bedeutung sie noch gar nicht verstand, vorwärts und rückwärts aufsagen lassen und ihr beim kleinsten Fehler mit einem Lineal auf die Hände geschlagen. Normalerweise war es nicht präsent, aber in

bestimmten Situationen trat es an die Oberfläche. Es war wie eine geheime Tätowierung.

Was Mutter wohl sagen würde, wenn sie wüsste, dass ich ohne Geschlechtsverkehr schwanger geworden bin? Vielleicht wäre es in ihren Augen ein furchtbares Sakrileg? Zumindest ist es ja eine Art unbefleckter Empfängnis – auch wenn ich natürlich keine Jungfrau mehr bin. Aber trotzdem. Oder sie würde es überhaupt nicht zur Kenntnis nehmen. Oder mir nicht einmal zuhören. Denn ich bin ja ein missratenes, gefallenes Subjekt, das schon vor langer Zeit aus ihrer Welt verschwunden ist.

Aomame bemühte sich, ihren Gedanken eine andere Richtung zu geben. Sie wollte nicht mehr mit Gewalt versuchen, etwas zu erklären, für das es keine Erklärung gab. Versuchen, das Rätsel als Rätsel anzunehmen und das Ereignis von einer anderen Seite zu betrachten.

BEGRÜSSE ICH MEINE SCHWANGERSCHAFT UND FREUE MICH DARÜBER? ODER EMPFINDE ICH SIE ALS UNERWÜNSCHT UND UNWILLKOMMEN?

Doch alles Grübeln half nicht, sie kam zu keinem Schluss. Vielleicht befand sie sich noch in einem Schockzustand. War zu verstört und verwirrt. Auch hin- und hergerissen. Natürlich konnte sie diese neue Situation, der sie sich nun gegenübersah, nicht mühelos verdauen. Zugleich verspürte sie eine Art Vorfreude und konnte nicht umhin, einen gewissen Beschützerinstinkt für diese kleine Quelle der Wärme an sich wahrzunehmen. Aomame musste sich einfach vergewissern, was in ihr vorging. Natürlich war sie unsicher und hatte Angst. *Es* war vielleicht etwas, das all ihre Vorstellungen sprengte. Eine feindliche Substanz, begierig, sie von innen aufzufressen. Mehrere furchterregende Möglichkeiten kamen ihr in den Sinn. Doch eigentlich empfand sie eine gesunde Neugier. Dann tauchte plötzlich ein Gedanke in ihr auf. Wie ein Licht im finsteren Tal.

VIELLEICHT IST ES JA TENGOS KIND, DAS ICH IN MIR TRAGE.

Die Brauen leicht zusammengezogen, ließ Aomame ihre Gedanken um diese Möglichkeit kreisen. Aber warum sollte sie ausgerechnet von Tengo schwanger geworden sein?

Ich will es mir einmal so vorstellen, dachte sie. An jenem chaotischen Abend, an dem so viel passiert ist, war die Welt irgendwie aus den Fugen, etwas war im Gange. Tengo konnte seinen Samen irgendwie in meine Gebärmutter befördern. Ich weiß zwar nicht, wie, aber vielleicht ist zumindest für einen Moment durch eine Lücke zwischen Donner und Wolkenbruch, Finsternis und Mond ein besonderer Durchgang entstanden. Und diesen Durchgang haben wir wirkungsvoll genutzt. Mein Körper hat die Gelegenheit ergriffen und Tengo begierig in sich aufgenommen. Ich wurde schwanger. Meine Eizelle Nummer 201 oder Nummer 202 hat sich eine von Tengos Millionen Samenzellen geschnappt. Eine Samenzelle, so gesund, klug und aufrichtig wie ihr Erzeuger.

Vielleicht geht auch meine Phantasie mit mir durch, dachte sie. Die ganze Vorstellung widerspricht jeder Vernunft. Ich könnte mir den Mund fransig reden, und trotzdem würde mir niemand glauben. Allein die Tatsache, dass ich schwanger bin, ist schon Wahnwitz. Aber schließlich leben wir im Jahr 1Q84, in einer Welt, in der man sich über gar nichts zu wundern braucht.

UND WENN ES WIRKLICH TENGOS KIND IST?

Habe ich deshalb an jenem Morgen auf dem Pannenstreifen an der Stadtautobahn Nummer 3 nicht abgedrückt? Ich hatte ernsthaft vor zu sterben, die Pistole hatte ich ja schon im Mund. Ich hatte keine Angst vor dem Tod, denn ich wollte sterben, um Tengo zu retten. Aber irgendeine Macht hielt mich davon ab. Jemand rief von weit her meinen Namen. Vielleicht, weil ich schwanger bin? Wollte er mir etwa sagen, dass ich ein neues Leben in mir trage?

Aomame dachte an ihren Traum von der eleganten, nicht ganz jungen Dame, die ihr den Mantel gab, um ihre Blöße zu bedecken. Sie stieg aus ihrem silberfarbenen Mercedes und hängte ihr den leichten, weichen, gelblichen Mantel um. Sie wusste, dass Aomame schwanger war, und schützte sie liebevoll vor den rücksichtslosen Blicken, dem kalten Wind und anderem Übel.

Das war ein gutes Zeichen.

Aomames Züge entspannten sich. Ihr Gesicht nahm wieder seinen normalen Ausdruck an. Jemand passt auf mich auf und beschützt mich,

dachte sie. Sogar hier im Jahr 1Q84 bin ich nicht ganz allein. Wahrscheinlich nicht.

Aomame nahm den Becher mit dem erkalteten schwarzen Tee und ging ans Fenster. Sie trat auf den Balkon, ließ sich so auf dem Gartenstuhl nieder, dass sie von außen nicht zu sehen war, und beobachtete durch die Zwischenräume in den Sichtblenden den Spielplatz. Sie versuchte, an Tengo zu denken, doch aus irgendeinem Grund wollte es ihr nicht recht gelingen. Stattdessen kam ihr Ayumi Nakanos Gesicht in den Sinn. Ayumi lächelte strahlend. Ein natürliches, argloses Lächeln. Sie saßen einander gegenüber und tranken Wein. Beide waren sie ziemlich angeheitert. Der teure Burgunder ging ihnen ins Blut, zirkulierte angenehm durch ihre Körper und tauchte alles um sie herum in ein zartes Weinrot.

»Weißt du, Aomame«, sagte Ayumi und strich mit dem Finger über ihr Glas. »Ich glaube, auf dieser Welt gibt es keine Vernunft, und an Güte fehlt es auch.«

»Kann sein. Aber mach dir keine Gedanken. Denn diese Welt erlischt in einem Augenblick«, sagte Aomame. »Und das Königreich kommt.«

»Ich kann's kaum erwarten«, sagte Ayumi.

Aomame fragte sich verwundert, warum sie das mit dem Königreich gesagt hatte. Warum hatte sie plötzlich etwas hervorgekramt, an das sie nicht einmal glaubte? Nicht lange danach war Ayumi umgekommen.

Vielleicht hatte sie damals an ein anderes »Königreich« gedacht als das der Zeugen. Ein persönlicheres Königreich. Und das Wort war ihr so herausgerutscht. Aber an welche Art von Königreich glaubte sie denn? Welches Königreich kam denn für sie, nachdem die Welt untergegangen war?

Sacht legte sie sich die Hände auf den Bauch und lauschte. Natürlich war nichts zu hören, auch wenn sie noch so eifrig die Ohren spitzte.

Ayumi Nakano jedenfalls hatte man aus dieser Welt hinauskatapultiert. In einem Hotel in Shibuya hatte ihr jemand kalte, harte Handschellen angelegt und sie erdrosselt. (Soweit Aomame wusste, hatte man den Mörder noch

nicht gefasst.) Sie war obduziert, wieder zusammengenäht, ins Krematorium gebracht und verbrannt worden. Ayumi Nakano existierte nicht mehr auf dieser Welt. Ihr Fleisch und Blut waren für immer verloren. Der Mensch Ayumi existierte nur noch auf dem Papier und in der Erinnerung.

Aber vielleicht stimmte das gar nicht. Vielleicht lebte sie im Jahre 1984 noch munter weiter. Steckte noch immer Parksündern Strafzettel hinter die Scheibenwischer und murrte, dass man sie keine Pistole tragen ließ. Klärte noch immer Oberschülerinnen über Methoden der Empfängnisverhütung auf: Alle mal herhören, keine Penetration ohne Präser!

Wie gern hätte Aomame ihre Freundin wiedergesehen. Wie schön das wäre, dachte sie, wenn ich die Treppe an der Stadtautobahn wieder hinaufsteigen, ins Jahr 1984 zurückkehren und sie sehen könnte, dort wo sie noch am Leben ist und ich nicht von den Vorreitern gejagt werde. Wir könnten in das kleine Restaurant in Nogizaka gehen und mit Burgunder anstoßen. Oder –

DIE TREPPE AN DER STADTAUTOBAHN WIEDER HINAUFSTEIGEN?

Aomame wiederholte den Gedanken, als würde sie eine Kassette zurückspulen. Wieso war sie bisher nicht darauf gekommen? Wenn sie die Treppe hinaufstieg, würde sie vielleicht den Eingang entdecken. Die Treppe, deren Zugang eigentlich gegenüber der Esso-Tafel sein müsste, war verschwunden. Aber möglicherweise funktionierte es in der umgekehrten Richtung. Nicht die Treppe hinunter-, sondern hinaufsteigen musste sie, durch diesen Abstellplatz unter der Autobahn hindurch und zur Stadtautobahn 3 hinaufklettern. Den umgekehrten Weg musste sie nehmen!

Aomame wäre am liebsten sofort losgerannt, um nach Sangenjaya zu fahren und es auszuprobieren. Vielleicht würde es klappen, vielleicht auch nicht. Aber ein Versuch würde sich lohnen. Sie würde im selben Kostüm mit denselben hochhackigen Schuhen die Treppe mit den Spinnennetzen hinaufgehen.

Aber sie unterdrückte den Impuls.

Nein, dachte sie, das kann ich nicht tun. Ich bin doch in das Jahr 1Q84 gekommen, um Tengo zu treffen. Und jetzt bekomme ich vielleicht sogar ein Kind von ihm. Was auch geschieht, ich muss Tengo auf dieser neuen Welt

wiedersehen. Muss mit ihm sprechen. Vorher kann ich hier nicht weg. Auf gar keinen Fall.

Am Nachmittag des folgenden Tages rief Tamaru an.

»Zuerst einmal der NHK-Kassierer«, sagte er. »Ich habe in der Verwaltung von NHK angerufen und mich erkundigt. Der für diesen Bezirk in Koenji zuständige Kassierer sagt, er könne sich nicht erinnern, jemals an die Tür der Wohnung 303 geklopft zu haben. Er habe den Aufkleber an der Tür schon vor längerer Zeit zur Kenntnis genommen. Außerdem sagt er, dass er klingelt, nicht klopft und schon gar nicht gegen die Türen hämmert. Dabei würde er sich nur wehtun. Und an dem Tag, als der Verrückte aufgetaucht ist, sei er in einem ganz anderen Bezirk unterwegs gewesen. Ich glaube nicht, dass er lügt. Er ist schon fünfzehn Jahre bei NHK und für seine Geduld und seine Liebenswürdigkeit bekannt.«

»Das heißt?«, sagte Aomame.

»Das heißt, es ist sehr wahrscheinlich, dass der, der bei dir war, nicht wirklich von NHK ist. Anscheinend gibt sich der Mann, der bei dir klopft, nur als Gebührenkassierer aus. Der Zuständige von NHK befürchtet das auch. Für den Sender ist es natürlich ziemlich unangenehm, wenn falsche Kassierer auftauchen, und sie würden gern Einzelheiten aus erster Hand von dir erfahren. Natürlich habe ich das abgelehnt. Mit der Begründung, das kein wirklicher Schaden entstanden sei und ich keine große Sache daraus machen wolle.«

»Ob der Mann geistesgestört ist? Oder gehört er zu meinen Verfolgern?«

»Ich glaube nicht, dass die, die nach dir suchen, so etwas machen würden. Welchen Nutzen sollte das haben? Im Gegenteil, du wärst doch nur gewarnt.«

»Aber warum sollte ein Wahnsinniger sich ausgerechnet meine Tür aussuchen? Wo es so viele andere gibt. Ich passe doch ständig auf, dass kein Licht nach außen dringt, und mache so gut wie keine Geräusche. Die Vorhänge sind immer zugezogen, und es hängt auch keine Wäsche draußen. Und trotzdem kommt er ausgerechnet hierher, um gegen die Tür zu

hämmern. Der Mann weiß, dass ich mich hier versteckt halte. Zumindest behauptet er das. Und er versucht, mich mit aller Gewalt zum Öffnen zu bewegen.«

»Meinst du, er kommt noch mal wieder?«

»Ich weiß nicht. Aber vielleicht hat er vor, so lange wiederzukommen, bis ich aufmache.«

»Beunruhigt dich das?«

»Nein, nicht direkt«, sagte Aomame. »Es gefällt mir nur nicht.«

»Mir natürlich auch nicht. Gar nicht. Aber NHK oder die Polizei kannst du auch nicht anrufen, wenn dieser falsche Kassierer wieder auftaucht. Und selbst wenn du mich erreichst und ich sofort losfahre, ist er wahrscheinlich weg, bevor ich ankomme.«

»Ich glaube, ich kann allein mit ihm fertigwerden. Soll er doch krakeelen, ich brauche ja bloß nicht aufzumachen.«

»Er wird bestimmt alles Mögliche versuchen.«

»Steht zu befürchten«, sagte Aomame.

Tamaru räusperte sich kurz und wechselte das Thema. »Hast du den Test schon gemacht?«

»Positiv«, sagte Aomame knapp.

»Du hattest also recht.«

»Genau. Ich habe zwei ausprobiert, bei beiden war das Ergebnis das gleiche.«

Schweigen. Ein Schweigen wie eine Steinplatte, in die noch keine Zeichen gemeißelt worden waren.

»Kein Zweifel möglich?«, fragte Tamaru.

»Ich habe es von vornherein gewusst. Die Tests waren nicht mehr als eine Bestätigung.«

Tamaru strich mit den Fingerkuppen über die unbeschriftete Steinplatte.

»Ich muss dich jetzt ganz offen fragen«, sagte er schließlich. »Möchtest du es bekommen? Oder etwas *unternehmen*?«

»Ich werde nichts *unternehmen*.«

»Das heißt, du möchtest es bekommen.«

»Wenn alles glattgeht, müsste der Geburtstermin im Juni oder Juli nächsten Jahres liegen.«

Tamaru rechnete im Kopf nach. »Das heißt, wir müssen unsere Pläne ändern.«

»Tut mir leid.«

»Du brauchst dich nicht zu entschuldigen«, sagte Tamaru. »Ganz gleich unter welchen Umständen, Frauen haben das Recht, Kinder zu bekommen, und dieses Recht muss man schützen.«

»Klingt wie eine Menschenrechtserklärung«, sagte Aomame.

»Es ist zudringlich, dich noch einmal zu fragen, aber du hast wirklich keine Ahnung, wer der Vater ist?«

»Ich hatte seit Juni keinen Geschlechtsverkehr.«

»Also handelt es sich um eine Art unbefleckte Empfängnis?«

»Wenn du es so nennen willst. Fromme Menschen würden an dieser Formulierung vielleicht Anstoß nehmen.«

»Außergewöhnliche Dinge erregen immer Anstoß«, sagte Tamaru. »Aber Schwangere sollten sich in einem möglichst frühen Stadium von einem Facharzt untersuchen lassen. Du kannst das Kind nicht in dieser Wohnung eingesperrt austragen.«

Aomame seufzte. »Bis Ende des Jahres lasst ihr mich hier. Ich falle keinem zur Last.«

Tamaru schwieg einen Moment. »Für den Rest des Jahres bleibst du hier. Wie versprochen. Aber dann bringen wir dich sofort an einen ungefährlicheren Ort, an dem du auch untersucht werden kannst. Keine Widerrede, okay?«

»Okay«, sagte Aomame. Aber sie war nicht überzeugt. Wäre sie imstande, fortzugehen, ohne Tengo gesehen zu haben?

»Ich habe einmal eine Frau geschwängert«, sagte Tamaru.

Einen Moment lang war Aomame sprachlos. »Du? Aber ich denke, du bist …«

»Schwul, genau. Kompromisslos. So war es von Anfang an, und so wird es auch bleiben.«

»Und trotzdem hast du eine Frau geschwängert?«

»Jeder kann sich mal irren«, sagte Tamaru. Aber es war nicht humorvoll gemeint. »Ich erspare dir die Einzelheiten, ich war noch sehr jung. Jedenfalls war es nur einmal, aber dafür ein Volltreffer.«

»Und was hat sie dann gemacht?«

»Ich weiß es nicht.«

»Du weißt es nicht?«

»Ich wusste es, bis zum sechsten Monat der Schwangerschaft. Danach nicht mehr.«

»Im sechsten Monat kann man nicht mehr abtreiben.«

»Das weiß sogar ich.«

»Also ist das Kind wahrscheinlich zur Welt gekommen.«

»Ja.«

»Aber würdest du es dann nicht gern sehen?«

»Kein Interesse«, sagte Tamaru, ohne zu zögern. »Ich führe ein anderes Leben. Was ist mit dir? Würdest du dein Kind sehen wollen?«

Aomame überlegte. »Ich bin als Kind von meinen Eltern im Stich gelassen worden. Schwer zu sagen, wie es für mich sein wird, ein Kind zu haben. Mir fehlt das richtige Vorbild.«

»Dennoch willst du dieses Kind auf die Welt bringen. Auf diese brutale Welt voller Widersprüche.«

»Weil ich mich nach Liebe sehne«, sagte Aomame. »Nicht unbedingt nach der Liebe zwischen mir und dem Kind. Dieses Stadium habe ich noch nicht erreicht.«

»Aber das Kind hat etwas mit dieser Liebe zu tun.«

»Wahrscheinlich. In gewisser Weise.«

»Aber wenn du dich irrst und das Kind gar nichts mit der Liebe zu tun hat, nach der du dich sehnst, wird es verletzt werden. Genau wie wir.«

»Möglich wäre es. Aber ich habe nicht das Gefühl, dass es so wird. Intuitiv.«

»Ich habe große Achtung vor der Intuition«, sagte Tamaru. »Aber wenn ein Ich einmal in diese Welt hineingeboren ist, vermag es nur als Träger des Ethischen zu leben. Daran sollte man immer denken.«

»Wer hat das gesagt?«

»Wittgenstein.«

»Ich werde es mir merken«, sagte Aomame. »Wie alt wäre dein Kind denn jetzt?«

Tamaru rechnete in Gedanken nach. »Siebzehn.«

»Siebzehn Jahre alt.« Aomame stellte sich einen siebzehnjährigen Teenager als Träger des Ethischen vor.

»Du kannst jetzt mit Madame darüber sprechen«, sagte Tamaru. »Sie möchte persönlich mit dir reden. Aber ich sage es immer wieder, ich heiße das nicht gut. Es ist zu unsicher. Auch wenn wir technische Abwehrmaßnahmen ergreifen, bleibt das Telefon ein gefährliches Kommunikationsmittel.«

»Ich weiß.«

»Sie ist sehr besorgt um dich.«

»Auch das weiß ich. Ich bin ihr sehr dankbar dafür.«

»Das Klügste ist, ihr zu vertrauen und ihrem Rat zu folgen. Sie verfügt über große Weisheit.«

»Natürlich«, sagte Aomame.

Dennoch muss ich meine Sinne schärfen und mich selbst schützen. Die alte Dame in Azabu ist sicherlich sehr weise. Und mächtig. Aber es gibt auch Dinge, die sie nicht weiß. Zum Beispiel, welchen Gesetzmäßigkeiten das Jahr 1Q84 gehorcht. Außerdem hat sie nicht bemerkt, dass am Himmel zwei Monde stehen.

Nach dem Telefonat legte Aomame sich aufs Sofa und schlief ungefähr eine halbe Stunde. Es war ein kurzer, tiefer Schlaf. Sie träumte, aber ihr Traum glich einem leeren Raum. In diesem Raum dachte sie über etwas nach. Sie schrieb mit unsichtbarer Tinte in ein schneeweißes Heft. Als sie aufwachte, war sie benommen, hatte aber seltsamerweise ein klares Bild gewonnen.

Ich werde dieses Kind zur Welt bringen, dachte sie. Das Kleine wird wohlbehalten zur Welt kommen. Und, wie Tamaru gesagt hatte, unvermeidlich als Träger des Ethischen. Sie legte die Handflächen auf ihren Unterleib und horchte in sich hinein. Es war nichts zu hören. Noch nicht.

Kapitel 12

Tengo

Die Gesetze der Welt beginnen sich zu lockern

Nach dem Frühstück ging Tengo ins Bad, um zu duschen. Er wusch sich die Haare und rasierte sich. Zog die Kleidung an, die er zuvor gewaschen und getrocknet hatte. Anschließend verließ er das Haus und kaufte sich an einem Bahnhofskiosk eine Morgenzeitung, setzte sich in ein benachbartes Café und trank eine Tasse heißen schwarzen Kaffee.

In der Zeitung stand nichts, das sein besonderes Interesse erregte hätte. Zumindest soweit er es an diesem Morgen sah, war die Welt ein ziemlich langweiliger, öder Ort. Obwohl die Zeitung von heute war, kam es Tengo so vor, als würde er eine Ausgabe von letzter Woche lesen. Er faltete sie zusammen und schaute auf seine Armbanduhr. Halb zehn. Die Besuchszeit im Sanatorium begann um zehn Uhr.

Seine Sachen für die Rückreise waren rasch gepackt. Er hatte ja nicht viel dabei. Ein paar Kleidungsstücke, Toilettenartikel, einige Bücher, einen Packen Schreibpapier, mehr nicht, alles passte in seine Segeltuchtasche. Er hängte sie sich über die Schulter, beglich die Zimmerrechnung und fuhr vom Bahnhof aus mit dem Bus zum Sanatorium. Es war Winter geworden. Kaum noch jemand fuhr morgens zum Strand. Er war der Einzige, der an der Haltestelle vor dem Sanatorium ausstieg.

Am Empfang trug er wie immer seinen Namen und die Uhrzeit in das Besuchsregister ein. Hinter der Theke saß eine junge Schwester, die er hin und wieder dort gesehen hatte. Sie hatte schrecklich lange, dünne Arme und Beine, und wenn sie lächelte, sah sie aus wie eine wackere, brave Spinne, die dem Wanderer einen Weg durch den Wald wies. In der Regel kümmerte sich die bebrillte, etwas ältere Schwester Tamura um den Empfang, aber nicht an

diesem Morgen, was Tengo ein wenig erleichterte. Sie hätte bestimmt eine Anspielung darauf gemacht, dass er Schwester Adachi am Abend zuvor nach Hause gebracht hatte. Auch von Schwester Omura war nichts zu sehen. Sie schienen spurlos verschwunden und wie vom Erdboden verschluckt zu sein. Wie die drei Hexen aus *Macbeth*.

Aber so war es natürlich nicht. Kumi Adachi hatte heute frei. Die beiden anderen hatten gesagt, sie hätten normalen Dienst; wahrscheinlich waren sie zufällig gerade irgendwo anders beschäftigt.

Tengo stieg die Treppe hinauf in den ersten Stock, wo sich das Zimmer seines Vaters befand. Er klopfte behutsam zweimal an und öffnete erst dann die Tür. Sein Vater lag wie immer im Bett und schlief. In seinem Arm war ein Schlauch, und seine Harnröhre war mit einem Katheter verbunden. Seit gestern hatte sich nichts verändert. Das Fenster war geschlossen, die Vorhänge zugezogen. Die Luft im Raum war schal und abgestanden. Es roch nach einer ununterscheidbaren Mischung aus Medikamenten, Schnittblumen, dem Atem des Kranken, seinen Ausscheidungen und anderen Lebensäußerungen. Trotz nachlassender Lebenskraft und andauernder Bewusstlosigkeit änderte sich der Stoffwechsel im Prinzip nicht. Sein Vater befand sich noch immer auf dieser Seite der großen Wasserscheide. Am Leben sein hieß für ihn mit anderen Worten, verschiedene Gerüche auszudünsten.

Als Tengo das Krankenzimmer betrat, ging er direkt bis zum Fenster durch, zog die Vorhänge zurück und öffnete es weit, um frische Luft hereinzulassen. Es war ein wunderschöner Morgen, zwar ein wenig kühl, aber noch nicht richtig kalt. Sonnenstrahlen fielen ins Zimmer, und eine Brise vom Meer blähte die Vorhänge. Eine Möwe segelte mit elegant eingeklappten Beinen auf dem Wind über dem schützenden Kiefernwäldchen dahin. Eine Schar Spatzen hatte sich auf den Stromleitungen niedergelassen, und die kleinen Vögel flatterten ständig zwischen den Drähten hin und her wie Noten in einer ständig wechselnden Partitur. Eine Krähe mit einem großen Schnabel saß auf einer Straßenlaterne, sondierte aufmerksam die Umgebung und schien zu überlegen, was sie als Nächstes unternehmen sollte. Einige Wolken zogen in

großer Höhe dahin. Sie wirkten wie abstrakte Gedanken, zu fern und zu weit oben, um etwas mit dem Leben der Menschen zu tun zu haben.

Mit dem Rücken zu seinem Vater betrachtete Tengo eine Weile die Aussicht. Belebtes und Unbelebtes. Bewegtes und Unbewegtes. Vor dem Fenster erstreckte sich die ewig gleiche Szenerie. Nichts Neues für ihn. Weil die Welt vorwärtsschreiten musste, schritt sie eben vorwärts. Sie erfüllte einfach nur die ihr auferlegte Pflicht. Wie ein billiger Wecker. Und Tengo betrachtete planlos die Landschaft, um den Moment noch ein wenig hinauszuschieben, in dem er seinem Vater schließlich gegenübertreten musste. Aber natürlich konnte er damit nicht ewig warten.

Endlich fasste er sich ein Herz und setzte sich auf den Rohrstuhl neben dem Bett. Sein Vater lag auf dem Rücken, das Gesicht zur Zimmerdecke gewandt, die Augen geschlossen. Die Decke, mit der man ihn bis zum Hals zugedeckt hatte, war kein bisschen verrutscht. Seine Augen lagen so tief in den Höhlen, dass diese die Augäpfel nicht mehr zu stützen schienen. Sollte sein Vater die Augen noch einmal aufschlagen, würde er wie aus einem tiefen Loch in die Welt hinaufblicken.

»Vater«, sprach Tengo ihn an.

Sein Vater antwortete nicht. Abrupt legte sich der Wind, der ins Zimmer wehte, sodass die Vorhänge schlaff nach unten hingen. Es war wie das Innehalten von jemandem, dem mitten in seiner Tätigkeit eine wichtige Frage eingefallen ist. Gleich darauf schien der Wind es sich anders überlegt zu haben und frischte wieder auf.

»Ich fahre jetzt nach Tokio zurück«, sagte Tengo. »Ich kann nicht ewig hierbleiben. Mehr Urlaub kann ich nicht nehmen. Schließlich habe ich auch ein Leben, auch wenn es vielleicht nicht sonderlich bedeutend ist.«

Der Bart seines Vaters war ein bisschen gewachsen. Ein Zwei- oder Dreitagebart. Die Schwestern rasierten ihn mit einem elektrischen Rasierapparat. Aber nicht jeden Tag. Die Stoppeln waren zur Hälfte weiß und zur Hälfte schwarz. Er war erst vierundsechzig, sah aber sehr viel älter aus. Als habe jemand seinen Lebensfilm irrtümlich und gedankenlos vorgespult.

»Jetzt bist du die ganze Zeit, in der ich hier war, nicht aufgewacht. Aber der Arzt sagt, dein körperlicher Zustand sei gar nicht so schlecht. Seltsamerweise bist du fast genauso gesund wie immer.«

Tengo machte eine Pause, damit seine Worte zu dem Angesprochenen vordringen konnten.

»Ich weiß nicht, ob du mich hören kannst. Vielleicht versetzt meine Stimme ja nur dein Trommelfell in Schwingungen, aber der weitere Schaltkreis ist unterbrochen. Oder was ich sage, dringt zu dir durch, aber du kannst nicht darauf reagieren. Das weiß ich alles nicht. Bisher bin ich davon ausgegangen, dass du mich hörst, und habe mit dir gesprochen und dir vorgelesen. Aber solange das nicht sicher ist, hat es keinen Sinn, dass ich bleibe. Ich kann es nicht erklären, aber ich habe so etwas wie eine Ahnung, dass du von dem, was ich sage, zumindest die Hauptpunkte mitbekommst.«

Keine Antwort.

»Vielleicht rede ich jetzt Unsinn. Aber ich fahre nach Tokio zurück und weiß nicht, wann ich das nächste Mal kommen kann. Also sage ich einfach, was mir so durch den Kopf geht. Lach mich ruhig aus – wenn du kannst.«

Tengo verstummte und betrachtete seinen Vater. Natürlich reagierte er nicht.

»Du liegst hier im Koma. Du hast dein Bewusstsein und deine Gefühle verloren. Du wirst künstlich am Leben erhalten und bist – wie der Arzt sagt – ein lebender Leichnam. Auch wenn er sich etwas euphemistischer ausgedrückt hat. Nun, das ist wohl der medizinische Standpunkt. Aber eigentlich ist es nur der äußere *Anschein*. Du hast doch nicht *wirklich* dein Bewusstsein verloren, oder? Ich habe die ganze Zeit *irgendwie* das Gefühl, dass du es, während dein Körper hier im Koma liegt, irgendwo herumstreifen lässt.«

Stille.

»Ich weiß, das sind ziemlich wilde Mutmaßungen. Würde ich jemandem davon erzählen, hielte er mich für verrückt. Aber anders kann ich es mir nicht vorstellen. Vielleicht hast du einfach das Interesse an dieser Welt verloren. Aus Enttäuschung und Widerwillen jede Lust verloren. Hast du

vielleicht deshalb beschlossen, deinen realen Körper zu verlassen und ein anderes Leben zu führen? In einer Welt in deinem Inneren?«

Noch tiefere Stille.

»Ich habe Urlaub genommen, habe ein Zimmer in einer Pension gemietet und bin jeden Tag hergekommen, um dir vorzulesen. Jetzt sind es schon fast zwei Wochen. Allerdings bin ich nicht nur gekommen, um mich um dich zu kümmern. Ich wollte auch etwas über meine Geburt erfahren und wer mein leiblicher Vater ist. Inzwischen ist mir das gleichgültig. Woher ich komme oder nicht komme, spielt keine große Rolle mehr für mich. Ich bin ich. Und du bist *so etwas wie mein Vater*. Eigentlich genügt mir das. Ich weiß nicht, ob man das eine Aussöhnung nennen kann. Vielleicht habe ich mich ja auch einfach mit mir selbst ausgesöhnt.«

Tengo atmete tief durch und senkte seine Stimme.

»Im Sommer warst du noch bei Bewusstsein. Ziemlich verwirrt, aber dein Bewusstsein funktionierte noch. Damals bin ich in diesem Zimmer einem Mädchen wiederbegegnet. Sie ist *hier* gewesen, nachdem man dich ins Untersuchungszimmer gebracht hatte. Es war so etwas wie ihr kindliches Selbst. Ich bin wieder in die Stadt gekommen und so lange geblieben, weil ich hoffte, sie wiederzusehen. Das ist der wahre Grund, aus dem ich hier bin.«

Tengo seufzte und legte die Hände auf die Knie.

»Aber sie ist nicht mehr aufgetaucht. Damals war sie in einer sogenannten Puppe aus Luft hierhertransportiert worden, einer Art Kapsel oder Kokon. Es würde zu lange dauern, die Situation zu erklären, aber die Puppe aus Luft war ein Phantasieprodukt und etwas Fiktives. Aber das ist sie jetzt nicht mehr. Die Grenze zwischen Realität und Fiktion ist verschwommen. Am Himmel stehen zwei Monde. Auch sie stammen aus der Welt der Fiktion.«

Tengo sah seinem Vater ins Gesicht. Konnte dieser ihm folgen?

»In diesem Zusammenhang erscheint es nicht so weit hergeholt, dass dein Bewusstsein sich von deinem Körper löst, in andere Welten reist und sich dort frei bewegt. Es ist, als hätten die Gesetze unserer Welt begonnen sich zu lockern. Und ich habe die seltsame Ahnung, dass du das *wirklich* tust. Dass

du dich zum Beispiel nach Koenji begibst und dort an meine Wohnungstür klopfst. Du weißt es doch genau! Du sagst, du seist Kassierer von NHK, hämmerst wie wild gegen die Tür und schreist Drohungen durchs Treppenhaus. Genau wie du es früher in Ichikawa gemacht hast.«

Der Luftdruck im Zimmer schien sich ein wenig verändert zu haben. Das Fenster stand noch immer offen, aber es drangen keine nennenswerten Geräusche von außen herein. Nur hin und wieder zwitscherten unvermittelt die Spatzen.

»In meiner Wohnung in Tokio lebt ein Mädchen. Sie ist nicht meine Freundin oder so was. Ich habe sie nur vorübergehend bei mir aufgenommen. Jedenfalls hat sie mir am Telefon erzählt, dass vor ein paar Tagen ein NHK-Kassierer dort gewesen sei. Er hat gegen die Tür gehämmert und alles Mögliche gesagt und gemacht. Seine ganze Verhaltensweise glich auf wundersame Weise haargenau der deinen. Was sie gehört hat, waren genau die Worte, an die ich mich von früher erinnere. Ehrlich gesagt würde ich diese Dinge am liebsten komplett aus meinem Gedächtnis streichen. Und ich glaube, dass in Wirklichkeit du dieser Kassierer bist. Irre ich mich?«

Tengo schwieg für etwa dreißig Sekunden. Aber sein Vater rührte sich nicht.

»Ich verlange nur eins: dass du nicht mehr bei mir klopfst. Ich besitze keinen Fernsehapparat. Und die Zeiten, in denen wir zusammen Gebühren kassiert haben, sind längst vorbei. Darüber hatten wir uns doch geeinigt. Meine Lehrerin hat damals zwischen uns vermittelt. An ihren Namen kann ich mich nicht mehr erinnern, aber sie war meine Klassenlehrerin, so eine Kleine mit Brille. Das weißt du doch noch? Also, ich möchte nicht, dass du noch einmal an meine Tür klopfst. Du bist nicht mehr Kassierer bei NHK. Und damit auch nicht befugt, Leute einzuschüchtern.«

Tengo stand auf, ging ans Fenster und sah hinaus. Ein alter Mann in einem dicken Pullover und mit einem Stock in der Hand taperte das Kiefernwäldchen entlang. Er machte wohl einen Spaziergang. Er hatte weißes Haar, war groß und hielt sich sehr aufrecht. Aber sein Gang wirkte steif. Fast, als habe er vergessen, wie man geht, und müsse sich bei jedem Schritt neu daran erinnern. Tengo beobachtete ihn eine Weile. Der alte

Mann durchquerte langsam den Garten, bog um die Ecke eines Gebäudes und verschwand. Bis zum Schluss schien er sich nicht genau erinnern zu können, wie man ging. Tengo wandte sich wieder seinem Vater zu.

»Ich werfe dir nichts vor. Du hast das Recht, dein Bewusstsein gehen zu lassen, wohin es dir beliebt. Es ist dein Leben und dein Bewusstsein. Tu, was du für richtig hältst. Es steht mir nicht zu, dir Vorschriften zu machen. *Aber du bist kein* NHK-*Kassierer mehr.* Also gib dich auch nicht mehr als einer aus. Das rettet dich auch nicht.«

Tengo setzte sich auf das Fensterbrett und suchte in der Luft des kleinen Zimmers nach Worten.

»Ich weiß nicht, wie du gelebt hast, was deine Freuden und was deine Sorgen waren. Aber auch wenn dein Leben nicht sehr erfüllt war, solltest du das nicht an fremden Türen auslassen. Auch wenn das Orte sind, die dir von früher vertraut sind, und diese Tätigkeit deine Stärke war.«

Er schwieg und betrachtete das Gesicht seines Vaters.

»Ich möchte nicht, dass du weiter an die Türen von Leuten klopfst. Mehr verlange ich nicht. Hör auf damit. Ich bin jeden Tag gekommen, habe mit dir in deinem Koma gesprochen und dir vorgelesen. Und wir haben uns zumindest teilweise ausgesöhnt. Und zwar hier, in dieser realen Welt. Vielleicht gefällt es dir nicht, aber es ist besser, wenn du *hierher* zurückkommst. Denn hier gehörst du hin.«

Tengo nahm seine Tasche und hängte sie sich über die Schulter. »Also, dann gehe ich jetzt.«

Sein Vater hielt die Augen fest geschlossen, ohne etwas zu sagen oder sich zu bewegen. Wie immer. Dennoch strahlte er mit einem Mal eine gewisse Nachdenklichkeit aus. Tengo hielt den Atem an und wartete gespannt. Er hatte das Gefühl, sein Vater könnte plötzlich die Augen aufschlagen und sich aufrichten. Aber nichts geschah.

Die spinnenarmige und -beinige Krankenschwester saß noch an der Rezeption. *Tamaki* stand auf dem Plastikschildchen an ihrer Brust.

»Ich fahre jetzt wieder nach Tokio«, sagte Tengo zu ihr.

»Schade, dass Ihr Vater in der Zeit, in der Sie hier waren, nicht wieder zu Bewusstsein gekommen ist«, sagte sie teilnahmsvoll. »Aber es hat ihn sicher

gefreut, dass Sie so lange hier waren.«

Darauf fiel Tengo keine passende Antwort ein. »Bitte grüßen Sie die anderen Schwestern von mir. Sie alle haben mir sehr geholfen.«

Am Ende verpasste er nun doch Schwester Tamura mit der Brille und die vollbusige Schwester Omura mit dem Kugelschreiber im Haar. Darüber war er ein bisschen traurig. Sie waren sehr tüchtige Krankenschwestern und immer sehr nett zu ihm gewesen. Aber vielleicht war es sogar besser, ihnen nicht mehr zu begegnen. Denn er wollte die Stadt der Katzen ja allein verlassen.

Als der Zug in Chikura aus dem Bahnhof fuhr, dachte er an die Nacht, die er bei Kumi Adachi verbracht hatte. Es kam ihm nicht so vor, als sei das erst gestern gewesen. Die übertrieben prächtige Tiffanylampe, das unbequeme Sofa, die Lacher im Fernsehen aus der Nachbarwohnung. Der Ruf der Eule im Wäldchen, der Haschischrauch, das T-Shirt mit dem Smiley, das Kratzen von Kumis dichtem Schamhaar an seinem Bein. Dafür, dass all das nicht einmal einen Tag zurücklag, erschien es ihm sehr weit fort. Sein innerer Maßstab funktionierte nicht richtig. Wie bei einer schlecht tarierten Waagschale kam der Kern der Dinge bis zum Schluss nicht ins Gleichgewicht.

Plötzlich verunsichert, blickte Tengo sich um. War das die echte Realität? Oder war er womöglich in einer falschen Realität gelandet? Er fragte einen anderen Fahrgast, ob dies der Zug nach Tateyama sei. Ja, keine Sorge, er sitze im richtigen Zug. In Tateyama konnte er in den Express nach Tokio umsteigen. Allmählich ließ er die Stadt der Katzen am Meer hinter sich.

Als er umgestiegen war und seinen Platz eingenommen hatte, übermannte ihn der Schlaf, als habe er nur darauf gewartet. Tengo schlief so tief, als habe er den Boden unter den Füßen verloren und sei in ein stockdunkles, bodenloses Loch gefallen. Die Lider fielen ihm zu, und im nächsten Augenblick war sein Bewusstsein ausgeschaltet. Erst hinter Makuhari wachte er wieder auf. Im Zug war es nicht besonders warm, aber er war schweißnass unter den Achseln und am Rücken. Er hatte einen fürchterlichen Geschmack im Mund, der ihn an die abgestandene Luft im

Krankenzimmer seines Vaters erinnerte. Er zog einen Kaugummi aus der Tasche und steckte ihn in den Mund.

Nie mehr würde er in diese Stadt zurückkehren, dachte Tengo. Zumindest nicht, solange sein Vater noch lebte. Natürlich konnte man nichts auf der Welt mit hundertprozentiger Sicherheit behaupten. Aber in dieser Stadt am Meer hatte er nichts mehr zu suchen, das wusste er.

Als er in die Wohnung zurückkam, war Fukaeri nicht da. Er hatte dreimal geklopft, dann Pause, dann zweimal. Dann hatte er aufgeschlossen. Es war ganz still in der Wohnung und erstaunlich sauber. Alles Geschirr stand im Schrank, Tisch und Schreibtisch waren perfekt aufgeräumt, der Mülleimer war geleert. Es war auch staubgesaugt worden. Das Bett war gemacht, und weder Bücher noch Schallplatten lagen herum. Die gewaschene Wäsche lag säuberlich gefaltet auf dem Bett.

Fukaeris große Schultertasche war nicht mehr da. Wie es aussah, hatte sie die Wohnung nicht überstürzt verlassen, weil ihr plötzlich etwas eingefallen oder etwas geschehen war. Sie schien auch nicht nur vorübergehend ausgegangen zu sein. Sie hatte beschlossen, auszuziehen, in Ruhe die Wohnung saubergemacht und sie anschließend verlassen. Tengo stellte sich vor, wie Fukaeri allein staubsaugte und überall mit dem Staublappen herumwischte. Es passte nicht recht zu seinem Bild von ihr.

Als er den Briefkasten aufschloss, fand er den Wohnungsschlüssel. Aus der Menge der Post konnte er schließen, dass sie am Tag zuvor ausgezogen war. Das letzte Mal hatte er gestern Morgen mit ihr telefoniert. Da war sie noch in der Wohnung gewesen. Am Abend war er mit den Krankenschwestern essen gegangen und hatte Kumi Adachi nach Hause begleitet. Eines war zum anderen gekommen, und er hatte es versäumt, sie anzurufen.

In solchen Fällen hinterließ sie für gewöhnlich eine ihrer keilschriftartigen Nachrichten, doch diesmal fand er keine. Fukaeri war einfach so verschwunden. Tengo war davon weder besonders überrascht noch enttäuscht. Niemand konnte je vorhersagen, was Fukaeri dachte oder was sie tun würde. Wenn sie kommen wollte, kam sie, und wenn sie wieder gehen

wollte, ging sie. Wie eine unabhängige, kapriziöse Katze. Es war eher verwunderlich, dass sie so lange an einem Ort geblieben war.

Im Kühlschrank befanden sich mehr Lebensmittel, als er erwartet hatte. Anscheinend war Fukaeri vor einigen Tagen einkaufen gewesen. Sie hatte offenbar vor kurzem eine größere Menge Blumenkohl gekocht. Hatte sie gewusst, dass Tengo in ein oder zwei Tagen wieder in Tokio sein würde? Er hatte solchen Hunger, dass er sich zu dem Blumenkohl ein paar Eier briet. Er machte sich ein paar Scheiben Toast und trank zwei Becher Kaffee.

Anschließend rief er den Freund an, der ihn an der Schule vertreten hatte, um ihm anzukündigen, dass er zu Beginn der nächsten Woche wieder arbeiten könne. Sein Freund erklärte ihm, wie weit er inzwischen im Lehrbuch gekommen war.

»Du hast mir sehr geholfen. Du hast was gut bei mir«, bedankte Tengo sich.

»Ach, Unterrichten macht mir nichts aus. Ab und zu kann das sogar ganz lustig sein. Aber wenn man es zu lange macht, wird man sich allmählich selber fremd.«

Tengo kannte dieses Gefühl. Mitunter befiel es ihn selbst.

»Ist während meiner Abwesenheit irgendwie etwas vorgefallen?«

»Nichts Besonderes. Ach so, ja, ich habe einen Brief für dich entgegengenommen. Er liegt in der Schreibtischschublade.«

»Einen Brief?«, fragte Tengo. »Von wem?«

»Von einem Mädchen. Schlank, schulterlanges glattes Haar. Sie bat mich, ihn dir zu übergeben. Sie hatte eine etwas seltsame Art zu sprechen. Vielleicht eine Ausländerin.«

»Hatte sie eine große Umhängetasche bei sich?«

»Ja, eine grüne. Ziemlich vollgepackt.«

Offenbar war es Fukaeri zu unsicher gewesen, den Brief in der Wohnung zu lassen. Vielleicht hätte ihn dort jemand gelesen oder weggenommen. Deshalb war sie zur Yobiko gegangen und hatte ihn seinem Freund anvertraut.

Tengo bedankte sich nochmals und legte auf. Er hatte keine Lust, sich jetzt in die Bahn zu setzen, nach Yoyogi zu fahren und den Brief zu holen.

Morgen war auch noch ein Tag.

Zu spät fiel ihm ein, dass er vergessen hatte, seinen Freund nach dem Mond zu fragen. Er wollte ihn gerade noch einmal anrufen, als er es sich anders überlegte. Bestimmt hatte er sowieso nicht daran gedacht. Und letzten Endes war das ein Problem, das er allein lösen musste.

Tengo verließ das Haus und schlenderte ziellos durch die abendlichen Straßen. Ohne Fukaeri war die Wohnung seltsam still und ungemütlich. Dabei hatte er, als er mit ihr zusammengewohnt hatte, ihre Präsenz nicht einmal besonders wahrgenommen. Er hatte sein Leben geführt und sie ihres. Doch jetzt, wo sie fort war, merkte Tengo, dass so etwas wie eine menschliche Leere entstanden war.

Nicht, dass er sich besonders zu ihr hingezogen fühlte. Sie war eine wunderschöne, zauberhafte junge Frau, aber er konnte sich nicht erinnern, jemals sexuelles Verlangen nach ihr verspürt zu haben. Obwohl sie so viel Zeit in der gleichen Wohnung verbracht hatten, war sein Herz nie in Aufruhr geraten. Woran das wohl liegt? Was ist wohl der Grund dafür, dass ich Fukaeri nicht begehre? Natürlich hatte er damals während des Gewitters mit Fukaeri Geschlechtsverkehr gehabt. Aber sein Wunsch war das nicht gewesen. Sie hatte es gewollt.

»Verkehr« war vielleicht genau der passende Ausdruck dafür. Tengo war wie gelähmt gewesen und hatte sich nicht rühren können. Fukaeri hatte ihn regelrecht bestiegen und sich seinen steifen Penis eingeführt. Sie hatte gewirkt wie eine von wollüstigen Träumen gesteuerte Fee.

Danach hatten sie, als wäre nichts geschehen, zusammen in der kleinen Wohnung gelebt. Als das Unwetter fortgezogen war und der Morgen kam, schien Fukaeri den Vorfall völlig vergessen zu haben. Auch Tengo brachte ihn nie zur Sprache. Falls sie ihn vergessen hatte, war es wohl besser, es dabei zu belassen. Vielleicht war es auch für ihn besser, wenn er die ganze Sache vergaß. Aber natürlich waren Zweifel und Fragen in ihm zurückgeblieben. Warum hatte Fukaeri das getan? Hatte sie etwas damit bezweckt? Oder war es nur eine Art vorübergehende Manie gewesen?

Aber eines wusste Tengo genau: Um einen *Liebesakt* hatte es sich nicht gehandelt. Fukaeri mochte ihn wirklich – das stand außer Frage. Aber sie empfand keine Liebe, Begierde oder etwas Ähnliches für ihn. Sie begehrte *überhaupt niemanden*. Tengo setzte kein großes Vertrauen in seine Menschenkenntnis, aber dass Fukaeri sich leidenschaftlich und lustvoll stöhnend einem Mann hingab, konnte er sich nicht vorstellen. Nein, es war fraglich, ob sie überhaupt einen *passablen* Liebesakt hinbekäme. Sie vermittelte so gar nicht den Eindruck.

In Gedanken versunken, lief er durch die Straßen von Koenji. Die Sonne ging unter, und ein kalter Wind kam auf, aber das kümmerte ihn nicht. Es gefiel ihm, im Gehen nachzudenken und diese Gedanken später am Schreibtisch auszuformulieren. Regen und Wind störten ihn dabei nicht.

Unterdessen war er zum »Gerstenkopf« gelangt. Da er nichts anderes vorhatte, betrat Tengo das Lokal und bestellte ein Carlsberg vom Fass. Das Lokal hatte gerade erst aufgemacht, und er war der einzige Gast. Tengo verbannte alle Gedanken aus seinem Gehirn und trank ruhig sein Bier.

Doch der Luxus der Gedankenlosigkeit blieb ihm nicht lange vergönnt, denn es existiert kein Vakuum in der Natur. Er musste an Fukaeri denken. Wie in einem kurzen, bruchstückhaften Traum kamen ihm ihre Worte in den Sinn.

SIE IST VIELLEICHT GANZ IN DER NÄHE. MAN KÖNNTE ZU FUSS HINGEHEN.

Das hatte Fukaeri gesagt. Deshalb durchstreifte er auf der Suche nach Aomame die Stadt. Und war in dieses Lokal gegangen. Was hatte Fukaeri sonst noch gesagt?

SIE BRAUCHEN SICH KEINE SORGEN ZU MACHEN. SIE WIRD SIE FINDEN.

Wie Tengo Aomame suchte, so war auch sie auf der Suche nach ihm. Tengo hatte das nicht begriffen. Er war so sehr von seiner eigenen Suche nach Aomame absorbiert gewesen, dass er gar nicht auf die Idee gekommen war, sie könnte ihn genauso suchen.

ICH BIN DIE, DIE WAHRNIMMT, UND SIE SIND DER, DER EMPFÄNGT.

Auch das hatte Fukaeri damals gesagt. Sie nahm wahr, Tengo war der Empfänger. Aber Fukaeri äußerte das, was sie wahrnahm, nur wenn sie es wollte. Tengo konnte nicht beurteilen, ob sie dabei einem bestimmten Prinzip oder Lehrsatz folgte oder einfach nur ihrem Gutdünken.

Tengo rief sich noch einmal in Erinnerung, wie sie miteinander geschlafen hatten. Das schöne siebzehnjährige Mädchen war auf ihn geklettert und hatte seinen Penis in sich eingeführt. Ihre vollen Brüste wippten elastisch wie zwei reife Früchte. Wie verzückt hielt sie die Augen geschlossen, und ihre Nüstern blähten sich vor Erregung. Ihre Lippen formten Worte, die keine waren. Zwischen den weißen Zähnen schaute hin und wieder ihre rosa Zungenspitze hervor. Tengo hatte die Szene noch ganz deutlich vor Augen. Sein Körper war gelähmt gewesen, aber sein Bewusstsein hellwach. Und seine Erektion vollkommen.

Aber so deutlich er sich die Szene auch ins Gedächtnis rief, sie erregte ihn nicht. Weckte in ihm keineswegs den Wunsch, noch einmal mit Fukaeri zu schlafen. Das war jetzt fast drei Monate her, und seitdem hatte er keinen Sex gehabt. Und nicht ein einziges Mal ejakuliert. Das war für Tengo äußerst ungewöhnlich. Er war ein gesunder, dreißigjähriger Junggeselle mit einer normalen, positiven Einstellung zur Sexualität, der seine Begierden wenn möglich auch auslebte.

Doch auch als er in Kumi Adachis Wohnung mit ihr im Bett gelegen und sogar ihr Schamhaar an seinem Bein gespürt hatte, hatte Tengo keine Lust empfunden. Sein Penis hatte sich die ganze Zeit über nicht geregt. Vielleicht hatte es am Haschisch gelegen. Aber eigentlich glaubte er das nicht. Bei ihrem Geschlechtsverkehr an jenem Gewitterabend hatte Fukaeri *etwas* Bedeutsames aus seinem Inneren mit sich genommen. Wie man ein Möbelstück aus einer Wohnung trägt. So kam es ihm vor.

ABER WAS DENN NUR?

Tengo schüttelte den Kopf. Er trank sein Bier aus und bestellte einen Four Roses on the rocks und gemischte Nüsse dazu. Genau wie damals.

Vielleicht war seine Erektion an dem Unwetterabend auch *zu* perfekt gewesen. Sein Penis war härter und größer gewesen als sonst. Er war ihm gar nicht wie sein eigenes, vertrautes Geschlechtsteil erschienen. So glatt und glänzend, wie er gewesen war, hatte er eher wie ein Symbol gewirkt als wie ein realer Penis. Die anschließende Ejakulation war stark und animalisch und das Sperma sehr reichlich und dickflüssig gewesen. Es war bestimmt bis in die Gebärmutter vorgedrungen. Oder noch weiter. Der ultimative Samenerguss.

Doch etwas derart Vollkommenes musste Nachwirkungen haben. So war das im Leben. Hatte er seit damals überhaupt eine Erektion gehabt? Er konnte sich nicht erinnern. Wahrscheinlich nicht. Oder sie war so zweitklassig gewesen, dass er sich nicht erinnern konnte. Wie eine Art B-Film, bei dem der Inhalt sich nach der Anzahl der verfügbaren Darsteller richtet. Eine solche Erektion war nicht der Rede wert. Wahrscheinlich.

Tengo fragte sich, ob er sich für den Rest seines Lebens ohne oder mit nur zweitklassigen Erektionen dahinschleppen würde. Das wäre zweifellos ein trübes Dasein, das sich hinzöge wie eine lange Dämmerung. Aber je nachdem, wie man es betrachtete, war es vielleicht unvermeidlich. Und immerhin hatte er einmal eine vollkommene Erektion und einen vollkommenen Samenerguss gehabt. Es ging ihm quasi wie der Autorin von *Vom Winde verweht*. Ein großer Wurf, und das war's.

Tengo trank seinen Whiskey on the rocks aus, zahlte und wanderte weiter ziellos durch die Straßen. Es war windig und schon bitterkalt.

Ich muss Aomame finden, bevor die Welt aus den Fugen gerät und die Vernunft abhandenkommt, dachte er. Aomame zu begegnen war jetzt sein einziger Wunsch und Wille. Was würde es für sein Leben bedeuten, wenn er sie fände? Sie, die sich irgendwo hier in Koenji verbarg. Seit September. Wenn er Glück hatte, war sie vielleicht noch am gleichen Ort. Natürlich hatte er keine Beweise. Er konnte nur dieser Möglichkeit nachgehen. Aomame war *irgendwo* hier in der Gegend. Und ebenfalls auf der Suche

nach ihm. Sie waren wie die Hälften einer zerbrochenen Münze, die ihre jeweils andere Hälfte suchen.

Tengo sah zum Himmel. Aber es war kein Mond zu sehen. Ich muss mir einen Platz suchen, von dem aus ich den Mond sehen kann, dachte er.

Kapitel 13

Ushikawa

Wieder am Anfang

Ushikawas auffällige Erscheinung machte ihn ungeeignet dafür, jemanden zu observieren oder zu beschatten. Selbst in einer größeren Menschenmenge war er so unübersehbar wie ein Tausendfüßler in einem Joghurtbecher.

Keiner in seiner Familie war wie er. Ushikawa hatte zwei Brüder und eine jüngere Schwester. Sein Vater war Arzt mit eigener Praxis, und seine Mutter machte die Buchhaltung. Ushikawas Brüder waren ausgezeichnete Schüler und studierten Medizin. Der ältere arbeitete in einer Klinik in Tokio, der jüngere forschte an der Universität. Wenn der Vater sich zur Ruhe setzte, sollte der älteste Sohn die Praxis in Urawa übernehmen. Beide Brüder waren verheiratet und hatten jeweils ein Kind. Ushikawas jüngere Schwester hatte an einer amerikanischen Universität studiert, bevor sie nach Japan zurückkehrte, um dort als Simultandolmetscherin zu arbeiten. Sie war Mitte dreißig, aber noch ledig. Alle drei waren schlank und hochgewachsen und hatten ebenmäßige ovale Gesichter.

Ushikawa war in fast allem und insbesondere, was sein Äußeres anging, aus der Art geschlagen. Er war klein, hatte einen großen Kopf und struppiges Haar. Seine Beine waren kurz und krumm wie Gurken. Seine Augen standen vor, was ihm einen Ausdruck ständiger Überraschung verlieh, und um seinen Hals rundeten sich bizarre Speckfalten. Seine Augenbrauen waren breit und dicht und fast zusammengewachsen. Sie erinnerten an zwei große, haarige Raupen, die es zueinanderdrängte. In der Schule war er eigentlich sehr gut, aber nicht in allen Fächern. Besonders schlecht war er in Sport.

In seiner wohlhabenden, selbstzufriedenen Elitefamilie war er stets ein Außenseiter. Er störte die Harmonie, war eine falsche Note, die Dissonanz hervorrief. Auf allen Familienfotos stach er deutlich heraus und wirkte wie ein vierschrötiger Fremder, der sich zwischen die anderen gedrängt hatte, um mit aufs Bild zu kommen.

Die übrigen Familienmitglieder konnten nicht begreifen, wie ein Mensch, der so gar keine Ähnlichkeit mit ihnen hatte, dennoch zu ihnen gehören konnte. Aber es gab keinen Zweifel, Mutter Ushikawa hatte dieses Kind zur Welt gebracht (und erinnerte sich, dass die Wehen außergewöhnlich schmerzhaft gewesen waren). Ushikawa war also nicht in einem Körbchen vor ihrer Tür abgestellt worden. Irgendwann fiel jemandem ein, dass es väterlicherseits einen Verwandten mit einem ebenfalls missgestalteten Kopf gegeben hatte. Irgendein Vetter von Ushikawas Großvater, der während des Krieges im Bezirk Koto in einer Metallfabrik beschäftigt gewesen, aber bei den Bombenangriffen auf Tokio im Frühjahr 1945 ums Leben gekommen war. Ushikawas Vater hatte ihn nie kennengelernt, doch in einem alten Album gab es noch ein Foto, das bei allen einen Aha-Effekt hervorrief. Dieser entfernte Onkel des Vaters hatte eine geradezu erstaunliche Ähnlichkeit mit Ushikawa. Sie glichen einander wie ein Ei dem anderen. Offenbar waren die gleichen Faktoren, die das Aussehen dieses Onkels bedingt hatten, zufällig erneut aufgetreten.

Ansonsten lief den Ushikawas aus Urawa in der Präfektur Saitama weder im Aussehen noch in der akademischen Laufbahn ihrer Kinder etwas aus dem Ruder. Sie waren eine Bilderbuchfamilie, die jeder beneidet hätte, wäre Ushikawa nicht gewesen. Sein Anblick rief stets Stirnrunzeln und Kopfschütteln hervor. Man fragte sich, ob in den Zauber, mit dem eine gute Fee die Familie gesegnet hatte, eine böse Fee hineingefunkt hatte. Zumindest glaubten seine Eltern, *andere müssten sich das fragen.* Also bemühten sie sich, Ushikawa möglichst wenigen Leuten zu präsentieren oder zumindest dafür zu sorgen, dass er nicht so auffiel (was natürlich vergebens war).

Ushikawa war mit seiner Situation jedoch nicht sonderlich unzufrieden und fühlte sich weder einsam noch traurig. Er hatte nicht das Bedürfnis, groß in Erscheinung zu treten, und hielt sich gern im Hintergrund. Seine

Geschwister behandelten ihn, als sei er so gut wie nicht vorhanden, aber auch das störte ihn nicht. Er hatte seinerseits auch kein großes Interesse an ihnen. Sie sahen gut aus, hatten gute Noten und waren von zahllosen Freunden umschwärmte Sportskanonen. Ushikawa hingegen fand sie hoffnungslos schal und langweilig. Ihre Gedanken waren flach, ihr Blickfeld war eng, es fehlte ihnen an Phantasie, ihre einzigen Sorgen waren ihr Prestige und das, was andere über sie dachten. Vor allem besaßen sie nicht die gesunde Skepsis, die notwendig ist, um sich eine gewisse intellektuelle Weisheit anzueignen.

Als niedergelassener Arzt genoss Ushikawas Vater ein gewisses Ansehen, aber als Mensch war er so langweilig, dass es einem in der Seele wehtat. Wie bei dem König Midas, dessen Berührung jeden Gegenstand in Gold verwandelte, wurde jedes Wort, sobald es aus Dr. Ushikawas Mund kam, zu staubtrockenem Sand. Vermutlich sprach er absichtlich wenig, um so sein Langweilertum und seine Beschränktheit zu verbergen. Im Gegensatz zu ihm redete die Mutter wie ein Wasserfall. Sie war eine vulgäre Person, neureich, egoistisch, eingebildet, die gern prunkte und protzte und eine schrille Stimme hatte, mit der sie allzu oft über andere Leute herzog. Der älteste Sohn hatte die Veranlagung des Vaters geerbt, der jüngere kam eher nach der Mutter. Die Tochter war sehr unabhängig, aber auch rücksichtslos und nur auf ihren eigenen Vorteil bedacht. Als Nesthäkchen hatten die Eltern sie gründlich verwöhnt und verzogen.

So kam es, dass Ushikawa den größten Teil seiner Kindheit allein verbrachte. Sobald er aus der Schule kam, sperrte er sich in sein Zimmer ein und vergrub sich völlig in seiner Lektüre. Außer dem Hund, den sie hielten, hatte er keine Freunde und daher keine Gelegenheit, seine Erkenntnisse mit jemandem zu erörtern, dennoch merkte er sehr wohl, dass er Scharfsinn besaß und gut reden konnte. Geduldig und ganz allein kultivierte er seine Fähigkeiten. So stellte er bestimmte Thesen auf, die er dann mit sich selbst debattierte. Auf der einen Seite unterstützte er die Behauptung, auf der anderen griff er sie an. Es gelang ihm, sich etwa gleich überzeugt – und gewissermaßen aufrichtig – mit beiden Standpunkten zu identifizieren und sich völlig in die jeweilige Rolle hineinzuversetzen. Auf diese Weise eignete

er sich unbewusst die Fähigkeit an, sich selbst zu misstrauen und sich zu hinterfragen. Häufig erkannte er, dass etwas, das allgemein für wahr gehalten wurde, nichts weiter als eine relative Annahme war. Außerdem lernte er, dass viele Menschen in ihrem Denken nicht eindeutig zwischen Subjekt und Objekt zu unterscheiden vermögen und dass es keine große Schwierigkeit war, diese Grenze, die schon von Natur aus oft verschwamm, absichtlich zu verschieben.

Um Logik und Rhetorik noch wirkungsvoller einsetzen zu können, stopfte er sich den Kopf mit sämtlichem Wissen voll, dessen er habhaft werden konnte. Ob es ihm nützlich erschien oder nicht. Ob er die Ansichten teilte oder nicht. Es war ihm nicht um Bildung in einem allgemeinen Sinn zu tun, sondern um konkrete und handfeste Informationen, die Form und Gewicht hatten.

Sein schiefer Riesenschädel erwies sich als vollkommenes Behältnis für seine große, kostbare Sammlung von Informationen. Seiner wenig vorteilhaften Erscheinung war es zu verdanken, dass er mehr Wissen hatte anhäufen können, als irgendjemand sonst in seinem Alter. Hätte er gewollt, er hätte jeden mit Leichtigkeit widerlegen können. Nicht nur seine Geschwister oder seine Mitschüler, auch seine Eltern und seine Lehrer. Doch Ushikawa achtete darauf, sein Können nicht preiszugeben. Wie auch immer geartete Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen gehörte nicht zu seinen Vorlieben. Sein Wissen und seine Fähigkeiten waren letzten Endes Werkzeuge und keine Mittel, um sich hervorzutun.

Ushikawa sah sich als eine Art nachtaktives Tier, das verborgen im Dunkel eines Waldes auf zufällig des Wegs kommende Beute lauerte. Er wartete geduldig auf eine Gelegenheit, und wenn sie da war, schlug er entschlossen zu. Vorher musste er seine Existenz verschleiern, musste sich absolut still verhalten. Das Wichtigste war, die eigene Präsenz zu unterdrücken und den Gegner unvorbereitet zu überraschen. Schon in der Grundschule verhielt er sich so. Er verließ sich nie auf andere und zeigte auch nie seine Gefühle.

Mitunter stellte er sich vor, wie es hätte sein können, wenn er mit einem ansprechenderen Äußeren zur Welt gekommen wäre. Nicht so

gutaussehend, dass man ihn dafür bewundert hätte. Das war gar nicht nötig. Einfach ganz normal. Nur eben nicht so unansehnlich, dass sich die Leute auf der Straße unwillkürlich nach ihm umdrehten. Das hätte schon gereicht. Wie wäre sein Leben wohl verlaufen, wenn er mit einem anderen Aussehen auf die Welt gekommen wäre? Aber dieses »wenn« überstieg dann doch sein Vorstellungsvermögen. Ushikawa *war* eben Ushikawa, und mit solchen Grübeleien verschwendete er nur seine Zeit. Er hatte eben einen großen, schiefen Schädel, vorstehende Augen und krumme, kurze Gliedmaßen; all das machte den Menschen Ushikawa aus, diesen skeptischen, wissbegierigen, redebegabten, aber schweigsamen Jungen.

Im Laufe der Jahre wurde aus dem hässlichen Jungen ein hässlicher Jüngling. Und irgendwann ein hässlicher Mann in mittlerem Alter. Ganz gleich, in welcher Lebensphase Ushikawa war, die Leute drehten sich auf der Straße nach ihm um, und die Kinder glotzten ihm ungeniert ins Gesicht. Manchmal fragte er sich, ob er, wenn er einst ein hässlicher alter Mann geworden war, noch immer so viele Blicke auf sich ziehen würde. Oder ob seine angeborene, individuelle Hässlichkeit dann vielleicht weniger auffallen würde als in seiner Jugend, da alte Menschen ohnehin meist hässlich waren. Doch er wusste ja nicht, wie er als alter Mann wirklich aussehen würde. Vielleicht würde ja auch ein besonders unansehnlicher alter Knacker aus ihm.

Jedenfalls war es ihm bei aller Raffinesse nicht möglich, mit einem Hintergrund zu verschmelzen. Außerdem kannte Tengo ihn. Wenn er Ushikawa dabei erwischte, wie dieser um sein Haus herumschlich, ginge alles den Bach herunter.

In der Regel heuerte er in solchen Fällen einen besonders geschulten Ermittler an. Aus seiner Zeit als Anwalt hatte er noch die nötigen Beziehungen. Die meisten waren ehemalige Polizisten und versiert in den Techniken des Abhörens, Beschattens und Bewachens. Aber diesmal wollte er keinen Außenstehenden hinzuziehen. Das Problem war zu heikel, und es ging um ein so schweres Verbrechen wie Mord. Außerdem wusste Ushikawa selbst nicht genau, was es bringen sollte, Tengo zu beschatten.

Natürlich wollte er unbedingt herausfinden, welche Verbindung zwischen Tengo und Aomame bestand, aber er wusste ja nicht einmal, wie Aomame aussah. Obwohl er alles versucht hatte, war es ihm nicht gelungen, ein ordentliches Foto von ihr in die Hände zu bekommen. Nicht einmal die Fledermaus hatte das geschafft. Zwar hatte Ushikawa das Abschlussfoto im Jahrgangsalbum ihrer Schule sehen können, aber ihr Gesicht auf dem Klassenbild war klein, und es war ihm sehr unnatürlich und maskenhaft erschienen. Auf dem Foto von der Softball-Mannschaft ihrer Firma trug sie eine Mütze mit einem großen Schild, sodass ihr Gesicht im Schatten lag. Ushikawa hätte Aomame nicht einmal erkannt, wenn sie auf der Straße direkt an ihm vorbeigegangen wäre. Er wusste, dass sie etwa einen Meter siebzig groß war und eine gute Figur hatte. Die Augen waren groß, die Wangenknochen ausgeprägt, die Haare etwa schulterlang. Ihr Körper war durchtrainiert. Aber diese Beschreibung traf auf viele Frauen zu.

Jedenfalls konnte Ushikawa die Observierung nur selbst übernehmen. Er musste die Augen offen halten und geduldig darauf warten, dass etwas geschah. Und sofort reagieren, wenn etwas geschah. Mit einer so heiklen Operation konnte er niemand anderen beauftragen.

Tengo wohnte im zweiten Stock eines älteren zweistöckigen Mietshauses aus Stahlbeton. Auf einem der Briefkästen, die im Flur neben dem Eingang angebracht waren, stand der Name *Kawana*. Die Briefkästen waren rostig, und die Farbe blätterte ab. Einige waren abgeschlossen, aber die meisten Bewohner machten sich nicht die Mühe. Die Eingangstür war offen, jeder, der ins Haus wollte, konnte hinein.

In dem düsteren Treppenhaus herrschte der charakteristische Geruch älterer Mietshäuser. Er bestand aus einem Gemisch von undichtem Dach, billigem Waschmittel, alter Bettwäsche, ranzigem Tempura-Öl, verwelkten Weihnachtssternen, Katzen-Urin, der aus dem mit Unkraut überwucherten Vorgarten hereinwehte, und weiteren nicht identifizierbaren Gerüchen. Wenn man lange genug dort wohnte, gewöhnte man sich wahrscheinlich daran. Aber auch das änderte nichts an der Tatsache, dass es sich nicht gerade um einen berauschenden Duft handelte.

Tengos Wohnung lag zur Straße hin. Sie war nicht sehr belebt, aber es kamen doch einige Fußgänger vorbei. In der Nähe war eine Grundschule, an der zuweilen buntes Treiben herrschte. Gegenüber reihten sich mehrere kleine Wohnhäuser aneinander, alle einstöckig und ohne Garten. Weiter die Straße entlang gab es eine Kneipe und ein Schreibwarengeschäft, in dem die Schulkinder einkauften. Zwei Querstraßen weiter lag ein kleines Polizeirevier. Nirgendwo in der ganzen Gegend konnte man sich ungesehen aufhalten. Wenn Ushikawa sich an die Straße stellte und zu Tengos Wohnung hinaufsah, würde er, selbst wenn Tengo ihn zufällig nicht entdeckte, den Argwohn der Nachbarn erregen. Bei einer Person von so *anomalem* Äußeren würden die Bewohner ihre Wachsamkeit wahrscheinlich verdoppeln. Womöglich würden sie ihn für einen Perversling halten, der den Schulkindern auflauerte, und die Polizei rufen.

Um jemanden zu beobachten, musste man zuerst einen geeigneten Platz finden, an dem der Beobachtende vor Blicken geschützt und seine Versorgung mit Essen und Trinken gesichert war. Ideal wäre es gewesen, über ein privates Zimmer zu verfügen, von dem aus er Tengos Wohnung im Blick gehabt hätte. Dort hätte er dann einen Fotoapparat mit Teleobjektiv auf einem Stativ installieren und die Bewegungen in der Wohnung, das Kommen und Gehen eventueller Besucher beobachten können. Es war unmöglich, allein jemanden vierundzwanzig Stunden zu beobachten, doch zehn Stunden am Tag waren machbar. Allerdings war ein so ideales Versteck nicht leicht zu finden.

Dennoch klapperte Ushikawa die ganze Nachbarschaft ab. Er war ein Mensch, der nicht so leicht aufgab. Nimmermüde verfolgte er bis zuallerletzt auch noch die winzigste Möglichkeit. Diese Hartnäckigkeit war seine persönliche Spezialität. Doch nachdem er den halben Tag lang in der ganzen Umgebung herumgelaufen war, brach er die Suche ab. Koenji war eine flache, dichtbesiedelte Wohngegend, in der es keine höheren Gebäude gab. Die Anzahl der Orte, von denen man einen Blick auf Tengos Wohnung hatte, war begrenzt, und es war nicht einer darunter, der sich für Ushikawas Zwecke geeignet hätte.

Wenn Ushikawa nichts mehr einfiel, pflegte er ein ausgiebiges Bad zu nehmen. Also ließ er sogleich, als er nach Hause kam, Wasser in seine Plastikwanne ein, nahm darin Platz und hörte das Violinkonzert von Sibelius. Nicht, dass er besonders gern Sibelius hörte. Das Konzert war keine besonders geeignete Hintergrundmusik für jemanden, der am Ende eines langen Tages in der Badewanne saß. Vielleicht, dachte er, liebten die Finnen es, Sibelius zu hören, während sie in langen Nächten in der Sauna saßen. Aber für eine kleine Badezimmereinheit in einer Zweizimmerwohnung in Obinata im Stadtteil Bunkyo war diese Musik zu leidenschaftlich, und es war zu viel Spannung in ihr. Doch das störte Ushikawa nicht besonders. Ihm wäre jede Musik recht gewesen. Weder über ein *Concert* von Rameau noch über Schumanns *Carnaval* hätte er sich beschwert. Nun kam über den UKW-Sender eben zufällig das Violinkonzert von Sibelius, und damit hatte es sich.

Wie immer ließ Ushikawa die eine Hälfte seines Bewusstseins ruhen. Mit der anderen dachte er nach. Das von David Oistrach dirigierte Stück strich hauptsächlich durch den leeren Bereich. Wie eine sanfte Brise flog es zum weit geöffneten Eingang hinein und zum weit geöffneten Ausgang hinaus. Wahrscheinlich war das keine besonders lobenswerte Art, Musik zu hören. Vielleicht hätte Sibelius, wenn er davon gewusst hätte, seine starken Brauen gerunzelt und sein Kinn in Falten gelegt. Aber Sibelius war schon lange tot, und auch Oistrach zählte bereits zu den Verstorbenen. Daher konnte es auch niemanden stören, wenn Ushikawa seine Gedanken frei durch die eine Hälfte seines Bewusstseins schweifen ließ, während die Musik zum linken Ohr hinein- und zum rechten wieder hinausging.

Nachzudenken, ohne sich auf ein Ziel zu beschränken, gefiel ihm. Er ließ seine Gedanken frei umherschweifen wie Hunde auf einem weiten Feld. Er sagte ihnen, sie dürften laufen, wohin sie wollten, und tun, was ihnen gefiel, und dann ließ er sie los. Er selbst saß, geistesabwesend, die Augen halb geschlossen, bis zum Hals im heißen Wasser und lauschte der Musik, ohne sie zu hören. Die Hunde tollten ziellos umher, kugelten Hänge hinunter, setzten einander unermüdlich nach, machten vergeblich Jagd auf Eichhörnchen, wälzten sich im Schlamm und im Gras, und als sie, müde geworden, zurückkehrten, streichelte Ushikawa ihnen über die Köpfe und

legte sie wieder an die Leine. Zu diesem Zeitpunkt endete auch die Musik. Das Konzert von Sibelius hatte eine Dauer von etwa dreißig Minuten. Genau die richtige Länge. Als Nächstes kündigte der Sprecher die *Sinfonietta* von Janáček an. Ushikawa erinnerte sich, schon einmal irgendwo von diesem Stück gehört zu haben, aber wo das gewesen war, wollte ihm nicht einfallen. Als er sich zu erinnern versuchte, verschwamm aus irgendeinem Grund plötzlich sein Blick und wurde von einer Art gelbem Dunst verschleiert. Bestimmt hatte er zu lange und zu heiß gebadet. Er schaltete das Radio aus. Als er das Bad verlassen hatte, holte er sich, nur ein Handtuch um die Hüften geschlungen, ein Bier aus dem Kühlschrank.

Ushikawa lebte allein. Früher einmal hatte er eine Frau und zwei Töchter gehabt. Sie hatten ein Haus in Chuorinkan, einem Stadtteil von Yamato in der Präfektur Kanagawa, gekauft. Es hatte einen kleinen Garten, und sie hielten sich einen Hund. Seine Frau sah passabel aus, und seine Töchter konnte man sogar als hübsch bezeichnen. Keine von beiden hatte die geringste Ähnlichkeit mit Ushikawa, worüber man natürlich sehr erleichtert war.

Doch plötzlich trat etwas ein, das man als üble Wendung hätte bezeichnen können, und er war allein. Er hatte sich selbst schon gewundert, dass er eine Familie hatte und in einem Haus in der Vorstadt lebte. Bisweilen fragte er sich sogar, ob er nicht einem Irrtum erlegen sei und sich diese Erinnerungen an die Vergangenheit unbewusst zurechtgebastelt hatte. Aber natürlich war all das wirklich passiert. Es gab eine Frau, mit der er das Bett geteilt hatte, und zwei leibliche Kinder. In einer Schublade seines Schreibtischs lag ein Familienfoto, auf dem sie alle fröhlich lachten. Sogar der Hund schien zu lächeln.

Es war ausgeschlossen, dass er wieder mit seiner Familie zusammenkam. Seine Frau und seine Töchter lebten inzwischen in Nagoya. Seine Töchter hatten einen neuen Vater, der ganz normal aussah, sodass die Mädchen sich nicht genieren mussten, wenn er am Elternsprechtag in die Schule kam. Ushikawas Töchter hatten ihren leiblichen Vater schon vier Jahre nicht gesehen, doch sie schienen ihn nicht zu vermissen. Sie schrieben ihm nicht einmal. Ushikawa selbst bedauerte es ebenfalls nicht sehr, dass er seine

Töchter nicht sehen konnte. Was natürlich nicht hieß, dass sie ihm nichts bedeuteten. Nur musste er vor allem auf sich selbst aufpassen und sich schützen. Daher war es notwendig, dass er vorläufig alle überschüssigen Herzensbindungen kappte.

Und eins wusste er immerhin. Nämlich dass in den Adern seiner beiden Töchter sein Blut floss, ganz gleich, wie sehr sie sich von ihm entfernten. Selbst wenn sie ihn völlig vergaßen – dieses Blut würde nie seinen Weg verlieren. Blut hatte ein langes Gedächtnis. Irgendwann, irgendwo würde das *Zeichen des Wasserkopfs* wieder zum Vorschein kommen. Wenn niemand damit rechnete. Und dann würde man sich mit einem Seufzer an Ushikawa erinnern.

Vielleicht würde Ushikawa das Hervorbrechen seines Erbes noch erleben. Vielleicht auch nicht. Ihm war beides recht. Allein der Gedanke daran verschaffte ihm eine gewaltige Befriedigung, die jedoch nichts mit Rachsucht zu tun hatte. Es war die Art von Genugtuung, die die Erkenntnis mit sich gebracht hatte, selbst unabdingbar in das Werden und Vergehen der Welt eingebunden zu sein.

Ushikawa setzte sich auf sein Sofa und streckte die kurzen Beine aus, um sie auf den Tisch zu legen. Während er sein Bier trank, hatte er plötzlich eine Idee. Wahrscheinlich würde es nicht klappen, aber der Versuch lohnte sich. Ushikawa wunderte sich, dass ihm etwas so Naheliegendes nicht schon viel früher eingefallen war. Manchmal sah man einfach den Wald vor lauter Bäumen nicht.

Am nächsten Morgen fuhr Ushikawa noch einmal nach Koenji und betrat das nächstbeste Maklerbüro, um sich zu erkundigen, ob in Tengos Haus eine Wohnung frei sei. Man sei für dieses Gebäude nicht zuständig, erklärte man ihm. Ein Makler am Bahnhof verwalte das Objekt.

»Ich glaube allerdings nicht, dass da etwas frei ist. Da zieht nie einer aus, weil die Miete so günstig ist und die Lage auch.«

»Danke, ich werde trotzdem nachfragen«, sagte Ushikawa.

In dem Maklerbüro am Bahnhof traf er einen jungen Mann von etwa Mitte zwanzig an. Sein dichtes, rabenschwarzes Haar war vor lauter Gel

steif wie ein Vogelnest, und er trug ein schneeweißes Hemd und eine nagelneue Krawatte. Wahrscheinlich hatte er die Stelle noch nicht lange. Auf seinen Wangen waren noch Spuren von Akne zu sehen. Als Ushikawa eintrat, zuckte er ein wenig zusammen, fasste sich aber sofort und setzte ein professionelles Lächeln auf.

»Sie haben Glück, mein Herr«, sagte der junge Mann. »Das Ehepaar, das im Erdgeschoss gewohnt hat, ist ganz plötzlich aus familiären Gründen ausgezogen, und die Wohnung ist seit einer Woche frei. Die Endreinigung wurde erst gestern vorgenommen, daher haben wir noch nicht annonciert. Im Erdgeschoss ist es vielleicht etwas laut wegen der Straße, und mit viel Sonne können Sie auch nicht rechnen, aber die Lage ist wirklich günstig. Allerdings plant der Hausbesitzer, in fünf oder sechs Jahren umzubauen. Und es ist vertraglich festgelegt, dass man nach der entsprechenden Ankündigung innerhalb von einem halben Jahr ausziehen muss. Außerdem gibt es keinen eigenen Parkplatz.«

»Kein Problem«, sagte Ushikawa. Er habe ohnehin nicht die Absicht, so lange dort wohnen zu bleiben. Und ein Auto besitze er auch nicht.

»Gut. Wenn Sie mit diesen Bedingungen einverstanden sind, könnten Sie schon morgen einziehen. Sicher möchten Sie die Wohnung vorher besichtigen, nicht wahr?«

Ja, unbedingt, sagte Ushikawa. Der junge Mann nahm einen Schlüssel aus der Schreibtischschublade und reichte ihn ihm.

»Ich habe etwas Wichtiges zu erledigen. Entschuldigen Sie, aber würde es Ihnen etwas ausmachen, allein zu gehen? Die Wohnung ist geräumt. Den Schlüssel könnten Sie mir dann auf dem Rückweg vorbeibringen.«

»Mache ich«, sagte Ushikawa. »Aber was, wenn ich ein Bösewicht wäre und Ihnen den Schlüssel nicht einfach so zurückbringen würde, sondern ihn nachmachen ließe, um später einzubrechen?«

Der junge Mann sah Ushikawa einen Moment überrascht an. »Ah ja, ich verstehe. Würden Sie mir dann bitte zur Sicherheit eine Visitenkarte oder so etwas geben?«

Ushikawa zog die übliche Karte mit dem Schriftzug *Stiftung für neue japanische Wissenschaften und Künste* aus dem Portemonnaie und reichte

sie ihm.

»Herr Ushikawa«, las der junge Mann mit skeptischer Miene vor. Dann änderte er seinen Gesichtsausdruck. »Sie sehen nicht aus wie jemand, der etwas Schlechtes tun würde.«

»Vielen Dank«, sagte Ushikawa, und auf seine Lippen trat ein Lächeln, das ebenso inhaltsleer war wie der Titel auf seiner Visitenkarte.

Es war das erste Mal, dass jemand so etwas zu ihm sagte. Vielleicht meinte der junge Mann, dass Ushikawas Äußeres zu auffällig sei, um ein Verbrechen zu begehen. Er wäre sehr leicht zu beschreiben, und man könnte mühelos ein Fahndungsbild von ihm anfertigen. Wahrscheinlich würde er in weniger als drei Tagen gefasst werden.

Die Wohnung übertraf seine Erwartungen. Da sie unterhalb von Tengos Wohnung im zweiten Stock lag, war es natürlich unmöglich, diese einzusehen. Aber man hatte vom Fenster aus den Eingang im Blick. Ushikawa konnte beobachten, wann Tengo kam und ging, und ein Auge auf etwaige Besucher haben. Mit einer versteckten Kamera und einem Teleobjektiv konnte er ihre Gesichter fotografieren.

Für die Wohnung musste Ushikawa eine Monatsmiete im Voraus sowie zwei Monatsmieten Kaution und zwei Monatsmieten Provision bezahlen. Obwohl die Miete nicht hoch war und er die Kaution zurückerhalten würde, ergab das doch eine ganz erkleckliche Summe. Abzüglich der Honorarforderungen der Fledermaus hatte er nun zwar nicht mehr viel Geld auf seinem Konto, doch in Anbetracht seiner Lage blieb ihm gar nichts anderes übrig, als die Wohnung zu mieten. Er hatte keine Wahl. Ushikawa ging zu dem Maklerbüro zurück, nahm das Bargeld aus dem vorbereiteten Umschlag und schloss den Mietvertrag im Namen der *Stiftung für neue japanische Wissenschaften und Künste* ab. Eine Kopie des Handelsregisterauszugs würde er später per Post nachreichen. Der junge Mann schien ohnehin nicht besonders erpicht darauf zu sein. Als der Vertrag unterzeichnet war, überreichte er Ushikawa erneut den Schlüssel.

»So, Herr Ushikawa, damit können Sie die Wohnung schon heute beziehen. Strom und Wasser sind bereits angestellt. Allerdings muss der Mieter persönlich anwesend sein, wenn das Gas angeschaltet wird. Deshalb

müssten Sie sich von dort aus mit den Gaswerken in Verbindung setzen. Wie steht es denn mit Telefon?«

»Ich kümmere mich darum«, sagte Ushikawa. Ein Vertrag mit der Telefongesellschaft hätte zu viel Aufwand bedeutet, außerdem wäre ein Techniker in die Wohnung gekommen. Wahrscheinlich war es praktischer, ein öffentliches Telefon in der Nähe zu benutzen.

Ushikawa ging noch einmal in die Wohnung und erstellte eine Liste der Dinge, die er brauchen würde. Besonders dankbar war er dafür, dass seine Vormieter die Vorhänge an den Fenstern gelassen hatte. Es waren altmodische, geblümte Dinger, aber er war froh, dass es überhaupt welche gab, denn für eine Observierung waren Vorhänge unerlässlich.

Die Liste wurde nicht besonders lang. Zunächst einmal brauchte er genügend Lebensmittel und Getränke. Außerdem einen Fotoapparat mit Teleobjektiv und Stativ. Dann noch Toilettenpapier und einen Schlafsack, einen Campingkocher und Gas, ein scharfes Messer, einen Dosenöffner, Mülltüten, einfaches Waschzeug, einen elektrischen Rasierer, ein paar Handtücher, eine Taschenlampe und ein Transistorradio. Ein Minimum an Kleidung und eine Stange Zigaretten. Das war es eigentlich. Einen Kühlschrank, einen Esstisch und ein Bett brauchte er nicht. Er war schon froh, dass er einen vor Wind und Regen geschützten Platz gefunden hatte. Ushikawa kehrte nach Hause zurück, packte seine Spiegelreflexkamera und das Teleobjektiv in seine Fototasche und rüstete sich mit einer großen Menge Filme aus. Dann packte er alles, was auf seiner Liste stand, in eine Reisetasche. Was fehlte, konnte er noch in der Einkaufstraße am Bahnhof Koenji kaufen.

Am Fenster des Sechs-Tatami-Zimmers stellte er das Stativ auf, installierte seine Minolta Automatik mit dem Teleobjektiv und stellte die Brennweite manuell auf die Entfernung der Gesichter von Leuten ein, die den Eingang passierten. Er würde den Apparat mit der Fernbedienung auslösen und den Motorantrieb benutzen. Den Rand der Linse schützte er mit einer Rolle aus festem Papier, um Lichtreflexen vorzubeugen. Eine Ecke des Vorhangs stand dadurch etwas hoch, aber von außen würde das niemand bemerken. Überhaupt käme wahrscheinlich niemand auf die Idee,

dass jemand den Eingang eines so bescheidenen Mietshauses beobachten könnte.

Ushikawa fotografierte versuchsweise mehrere Personen, die durch den Eingang kamen und gingen. Der Motorantrieb ermöglichte es ihm, mit einem Klick dreimal auszulösen. Er umwickelte die Kamera mit einem Handtuch, um das Geräusch zu dämpfen. Als er eine Filmrolle verbraucht hatte, brachte er sie in ein Express-Labor am Bahnhof. Ein Angestellter nahm die Filme dort entgegen und ließ sie anschließend automatisch von einer Maschine entwickeln, die eine große Anzahl Bilder in hoher Geschwindigkeit verarbeitete, sodass niemand darauf achtete, wen oder was sie zeigten.

Die Qualität der Fotos war zufriedenstellend. Künstlerischen Anforderungen entsprachen sie wohl kaum, doch für Ushikawas Zwecke genügten sie vollauf. Immerhin waren sie so scharf, dass man die Gesichter der Leute aus dem Haus gut erkennen konnte. Auf dem Rückweg kaufte Ushikawa Mineralwasser, ein paar Lebensmittel in Dosen und in einem Tabakladen eine Stange Seven Stars. Die Einkäufe so im Arm haltend, dass sie sein Gesicht verbargen, ging er ins Haus zurück und setzte sich wieder hinter die Kamera. Während er den Eingang im Auge behielt, trank er etwas Mineralwasser, aß eine Dose Pfirsiche und rauchte mehrere Zigaretten. Der Strom floss, aber das Wasser nicht. Nur ein Gurgeln kam aus dem Hahn. Ushikawa überlegte, den Makler zu kontaktieren, aber da er nicht zu oft ein und aus gehen wollte, beschloss er, noch ein wenig abzuwarten. Damit fiel auch die Toilette aus, und so urinierte er in einen kleinen alten Eimer, den die Putzleute offenbar vergessen hatten. Zu Beginn des Winters ging die Sonne rasch unter, aber obwohl es ganz dunkel in der Wohnung wurde, schaltete er kein Licht ein. Die Dunkelheit war Ushikawa sogar willkommen. Er fuhr fort, die Leute zu beobachten, die im gelben Schein der Flurbeleuchtung das Haus betraten.

Als der Abend fortschritt, wurde das Kommen und Gehen etwas reger, aber die Anzahl der Leute war nicht groß. Schließlich war es nur ein kleines Haus. Tengo war nicht aufgetaucht und auch keine Frau, die aussah wie Aomame. Es war einer der Tage, an denen Tengo an der Yobiko

unterrichtete. Nach der Arbeit kam er normalerweise direkt nach Hause. Statt auswärts zu essen, kochte er sich etwas und las, während er die Mahlzeit einnahm. Das wusste Ushikawa. Aber an diesem Tag kam Tengo überhaupt nicht nach Hause. Vielleicht hatte er sich nach dem Unterricht doch noch mit jemandem getroffen.

In dem Haus wohnten Menschen aus allen Bereichen: ledige junge Angestellte, Studenten, ein Ehepaar mit einem kleinen Kind, ein alleinstehender alter Mann. Sie waren Ushikawas Teleobjektiv wehrlos ausgeliefert. Auch wenn sie sich in Alter und Lebensumständen mehr oder weniger unterschieden, wirkten sie alle alltagsmüde und resigniert. Nachdem ihre Hoffnungen geschwunden, ihre Ambitionen vergessen und ihre Gefühle verbraucht waren und sie die darauffolgende Leere akzeptiert hatten, blieb nur noch stumpfe Benommenheit. Ihre Gesichter waren düster und ihre Schritte schwer wie bei jemandem, der vor zwei Stunden einen Zahn gezogen bekommen hat.

Aber vielleicht lag Ushikawa auch völlig falsch. Vielleicht freuten sich einige von ihnen in Wirklichkeit ihres Lebens und hatten sich in ihrer Wohnung ihr privates Paradies geschaffen. Oder sie täuschten, um Steuern zu hinterziehen, ein karges Leben vor. Ausgeschlossen war das natürlich nicht. Aber durch die Linse seiner Kamera wirkten sie wie gestrandete Großstadtmenschen, die ständig auf der Stelle traten und sich an dieses billige Mietshaus klammerten, das kurz vor dem Abriss stand.

Am Ende war weder Tengo aufgetaucht, noch jemand, der so aussah, als habe er etwas mit ihm zu tun. Gegen halb elf gab Ushikawa auf. Heute war der erste Tag, und er war noch nicht vollends eingerichtet. Er hatte noch viel Zeit vor sich. Für heute wollte er es gut sein lassen. Er streckte sich langsam und ausgiebig und lockerte seine erstarrten Gliedmaßen. Er aß ein *Ampan*, ein mit süßem Bohnenmus gefülltes Brötchen, und trank einen Becher Kaffee aus seiner Thermoskanne. Diesmal kam Wasser heraus, als er den Hahn am Waschbecken aufdrehte. Er wusch sich das Gesicht mit Seife, putzte sich die Zähne und urinierte lange. An die Wand gelehnt, rauchte er eine Zigarette. Er hätte gern einen Schluck Whiskey getrunken, doch er hatte beschlossen, Alkohol zu meiden, solange er hier war.

Nur mit seiner Unterwäsche bekleidet, schlüpfte er in den Schlafsack. Eine Weile zitterte er vor Kälte. In der leeren Wohnung war es nachts kälter, als er vermutet hatte. Wahrscheinlich würde er einen kleinen Elektroheizer brauchen.

Als er so allein in seinem Schlafsack vor sich hin zitterte, dachte er an die Zeit, die er mit seiner Familie verbracht hatte. Nicht, dass er besondere Sehnsucht danach verspürt hätte. Sie erschien ihm nur als beispielhafter Gegensatz zu der Situation, in der er sich jetzt befand. Natürlich war Ushikawa auch im Kreise seiner Familie einsam gewesen. Er hatte nie jemandem ganz vertraut und stets damit gerechnet, dass sein »normales« Leben nicht von Dauer sein würde. Im Grunde seines Herzens hatte er gewusst, dass es irgendwann in die Brüche gehen musste. Das geschäftige Leben eines gutbezahlten Anwalts mit einem Haus in Chuorinkan, einer Frau von passablem Äußeren, zwei niedlichen Töchtern, die zur Grundschule gingen, und einem Hund mit Stammbaum. Deshalb war er beinahe erleichtert gewesen, als dieses Leben nach und nach zerbrach und er allein zurückblieb. Wenigstens brauchte er sich jetzt um niemanden mehr zu kümmern. Er war wieder dort, wo er einmal angefangen hatte.

Ich stehe also wieder am Anfang?

Ushikawa rollte sich fest in den Schlafsack ein wie eine Zikadenlarve und sah an die dunkle Decke. Seine Gelenke schmerzten vom langen Sitzen in unveränderter Haltung. Vor Kälte zittern, zum Abendessen an einem kalten Ampan nagen, den Eingang eines billigen Mietshauses kurz vor dem Abriss beobachten, heimlich irgendwelche belanglosen Leute fotografieren und in einen Putzeimer urinieren – hieß das »wieder am Anfang stehen«? Ihm fiel ein, dass er etwas vergessen hatte. Er kroch aus dem Schlafsack, leerte den Eimer mit dem Urin in die Toilette und drückte den wackeligen Hebel, um zu spülen. Er hatte keine Lust gehabt, aus dem warmen Schlafsack zu steigen, und überlegt, es zu lassen, aber es wäre unangenehm gewesen, im Dunkeln darüber zu stolpern. Anschließend kroch er in den Schlafsack zurück und zitterte wieder eine Weile vor Kälte.

Ich stehe also wieder am Anfang.

Wahrscheinlich war es so. Er hatte nichts mehr zu verlieren. Nur sein Leben. Es war alles ganz eindeutig. Im Dunkeln erschien ein Lächeln auf Ushikawas Gesicht, schmal und scharf wie eine Klinge.

Kapitel 14

Aomame

Das Kleine

Die meiste Zeit über befand sie sich in einem Zustand der Verwirrung und Ratlosigkeit. Im Jahr 1Q84 hatten die Regeln von Vernunft und Logik so gut wie keine Gültigkeit, und Aomame konnte sich nicht vorstellen, was aus ihr werden sollte. Sie glaubte jedoch, dass sie zumindest noch einige Monate überleben und das Kind zur Welt bringen würde. Natürlich war das nicht mehr als eine Ahnung, doch sie spürte es beinahe als Gewissheit. Aus irgendeinem Grund steuerte alles darauf zu, dass sie das Kind zur Welt brachte. Das spürte sie.

Aomame dachte an das, was der Leader zuletzt gesagt hatte: »Du hast eine schwere Prüfung vor dir. Wenn du sie bestanden hast, wirst du erfahren, wie sich alles verhält.«

Er hat etwas gewusst, dachte sie. Etwas sehr Wichtiges. Und mit diesen vagen Andeutungen hat er es mir zu übermitteln versucht. Die Prüfung, die er meinte, war vielleicht, dass ich an der Schwelle des Todes stehen würde. Ich bin ja damals wirklich mit dem festen Entschluss, mir das Leben zu nehmen, mit der Pistole in der Hand vor diese Esso-Tafel getreten. Aber statt zu sterben, bin ich hierher zurückgekommen. Und habe erfahren, dass ich schwanger bin. Vielleicht war auch das schon vorausbestimmt.

Der Dezember begann mit mehreren stürmischen Nächten. Das Laub des Keyaki-Baums wurde an die Plastikverkleidung des Balkons geschleudert, hinter der Aomame sich verbarg, wo es ein trockenes, scharrendes Geräusch hervorrief. Mahnend blies der kalte Wind durch die kahlen Äste. Auch die Schreie, die die Krähen einander zuwarfen, wurden lauter und schärfer. Es war Winter.

Ihre Ahnung, dass das Kind, das in ihrem Bauch heranwuchs, von Tengo war, wurde von Tag zu Tag stärker und bald zur Gewissheit. Vernünftige Gründe, die eine dritte Person hätten überzeugen können, gab es zwar nicht. Aber sie selbst konnte es sich eindeutig erklären. Es verstand sich sozusagen von selbst.

DENN WER AUSSER TENGO KAM ALS VATER IN FRAGE?

Seit November hatte sie zugenommen. Natürlich verließ sie nie die Wohnung, dafür trainierte sie jeden Tag und hielt eine strenge Diät ein. Doch obwohl sie seit ihrem zwanzigsten Lebensjahr nie mehr als zweiundfünfzig Kilo gewogen hatte, zeigte die Waage eines Tages vierundfünfzig Kilo an, und seitdem war ihr Gewicht nicht mehr heruntergegangen. Sie hatte sogar das Gefühl, ihr Gesicht sei etwas runder geworden. Bestimmt verlangte *das Kleine* von der Mutter, dass sie dicker wurde.

An den Abenden beobachtete Aomame mit *dem Kleinen* weiter den Spielplatz. Hielt Ausschau nach der hünenhaften Silhouette des jungen Mannes auf der Rutschbahn. Streichelte sanft ihren Unterleib unter der Decke, während sie die beiden Monde am frühwinterlichen Himmel betrachtete. Manchmal kamen ihr die Tränen, ohne dass sie gewusst hätte warum. Unversehens rannen sie ihr über das Gesicht und fielen auf die Decke, die sie über ihren Schoß gelegt hatte. Vielleicht weinte sie aus Einsamkeit oder Verunsicherung. Vielleicht machte ihre Schwangerschaft sie auch übermäßig empfindsam. Oder es war nur der kalte Wind, der ihr die Tränen in die Augen trieb. Was auch immer der Grund war, Aomame ließ ihnen freien Lauf, ohne sie abzuwischen.

Wenn sie genug geweint hatte, versiegten die Tränen, und sie setzte ihre einsame Wacht ungehindert fort. Nein, so einsam bin ich ja gar nicht mehr, dachte sie. Ich habe ja *das Kleine*. Wir sind zu zweit. Zu zweit schauen wir zu den beiden Monden hinauf und warten, dass Tengo kommt. Ab und an griff sie nach dem Fernglas und betrachtete die leere Rutschbahn. Dann wieder nahm sie die Pistole, wog sie in der Hand und vergewisserte sich

ihrer Form. Mich schützen, Tengo suchen, *das Kleine* mit Nahrung versorgen. Das sind jetzt meine Aufgaben.

Eines Abends, als sie den von kalten Winden durchwehten Park beobachtete, stellte Aomame fest, dass sie an Gott glaubte. Dieser Umstand war eine unerwartete *Entdeckung*. Als würde sie, in einem Sumpf versinkend, plötzlich festen Grund unter den Fußsohlen verspüren. Die Erkenntnis war unverhofft und das Gefühl verblüffend. Solange sie denken konnte, hatte sie alles, was mit Gott zu tun hatte, verabscheut. Oder, um genauer zu sein, das System und die Menschen, die zwischen ihr und Gott vermittelten. Lange Zeit hatte sie dieses System und seine Vertreter mit Gott identifiziert. Sie zu hassen hieß, Gott zu hassen.

Seit Aomames Geburt hatten die Menschen um sie herum sie keine Sekunde in Ruhe gelassen. Im Namen Gottes hatten sie sie beherrscht, ihr Befehle erteilt, sie in die Enge getrieben. Im Namen Gottes hatten sie ihr all ihre Zeit und ihre Freiheit gestohlen und ihr Herz in eiserne Ketten gelegt. Sie hatten ihr Gottes Gnade gepredigt und zweimal so oft seinen Zorn und seine Unduldsamkeit. Mit elf Jahren hatte Aomame endlich beschlossen, die Zeugen zu verlassen, obwohl sie dafür viel hatte aufgeben müssen.

Ohne Gott wäre mein Leben viel heller, natürlicher und reicher, hatte Aomame oft gedacht. Ohne die ständige Furcht vor seinem Zorn hätte ich mir als ganz normales Kind zahllose schöne Erinnerungen schaffen können. Mein Leben wäre viel schöner, heiterer und erfüllter als mein jetziges.

Und dennoch konnte Aomame, als sie, die Handflächen auf den Unterleib gelegt, durch die Plastikblenden auf den menschenleeren Park spähte, nicht anders, als sich darauf zu besinnen, dass sie in tiefstem Herzen an Gott glaubte. Ihr Glaube ging über die Grenzen ihres Bewusstseins hinaus, und wie von selbst faltete sie die Hände zum Gebet. Dieses Empfinden war ihr bis ins Mark gedrungen und ließ sich weder durch Vernunft noch durch Gewalt austreiben, weder durch Hass noch durch Furcht.

Aber es ist nicht *ihr* Gott. Es ist *mein* Gott. Für ihn habe ich mein Leben geopfert, mir wurde ins Fleisch geschnitten. Meine Haut wurde zerfetzt, mein Blut vergossen, meine Nägel abgerissen, meine Zeit, meine Hoffnung

und meine Erinnerungen wurden mir geraubt. Dieser Gott hat keine Gestalt. Er trägt kein weißes Gewand und auch keinen langen Bart. Dieser Gott hat keine Lehre, keine Schriften und keine Gebote. Er kennt weder Belohnung noch Strafe. Er gibt nicht, und er nimmt nicht. Für ihn gibt es keinen Himmel, in den man auffährt, und keine Hölle, in die man stürzt. Ob es warm ist oder kalt, Gott ist einfach da.

Hin und wieder kam Aomame in den Sinn, was der Leader kurz vor seinem Tod gesagt hatte. Nie würde sie seinen kräftigen Bariton vergessen. Ebenso wenig wie sie vergessen würde, was sie empfunden hatte, als sie ihm die Nadel in den Nacken stieß.

»Wo Licht ist, muss es auch Schatten geben, und wo Schatten ist, gibt es Licht. Es gibt keinen Schatten ohne Licht und kein Licht ohne Schatten. Ob das, was wir als Little People bezeichnen, gut ist oder böse, weiß ich nicht. Es übersteigt gewissermaßen unser Verständnis oder Definitionsvermögen.

Schon seit Ewigkeiten leben wir mit *ihnen* zusammen. Seit der Dämmerung des menschlichen Bewusstseins, lange bevor es Gut und Böse gab.«

Waren Gott und die Little People einander entgegengesetzte Wesenheiten? Oder waren sie verschiedene Seiten desselben Prinzips?

Aomame wusste es nicht. Das Einzige, was sie wusste, war, dass sie *das Kleine* in ihrem Bauch unter allen Umständen beschützen musste, und dazu war es notwendig, an Gott zu glauben.

Aomame dachte über ihren Gott nach. Da er keine eigene Gestalt hatte, konnte er zugleich jede Gestalt annehmen. Zu dem Bild, das sie sich machte, gehörte ein schnittiges Mercedes-Coupé. Ein brandneuer Wagen, frisch vom Händler. Und die elegante, nicht mehr ganz junge Dame, die ihm entstieg. Sie gab der nackten Aomame auf der Stadtautobahn ihren schönen Frühjahrsmantel und schützte sie so vor dem kalten Wind und den rücksichtslosen Blicken der Gaffer. Dann stieg sie, ohne ein Wort zu sprechen, wieder in ihr silberfarbenes Coupé. Sie wusste, dass Aomame ein Kind in sich trug. Und dass sie es schützen musste.

Aomame träumte einen neuen Traum. In diesem Traum wird sie in einem weißen Zimmer gefangen gehalten. Der kleine, würfelförmige Raum hat kein Fenster, nur eine Tür. Sie liegt auf dem Rücken in einem schmucklosen, spartanischen Bett und schläft. Eine Lampe über dem Bett beleuchtet ihren zu einem großen Hügel gerundeten Bauch. Er sieht gar nicht wie ihrer aus, und doch ist er zweifellos ein Teil ihres Körpers. Der Geburtstermin rückt näher.

Der Kahlgeschorene und der mit dem Pferdeschwanz bewachen das Zimmer. Sie sind fest entschlossen, keinen zweiten Fehler zu begehen. Einen haben sie bereits gemacht. Den müssen sie wettmachen. Die ihnen übertragene Aufgabe besteht darin, Aomame nicht aus dem Zimmer heraus- und niemanden zu ihr hineinzulassen. Sie warten darauf, dass *das Kleine* geboren wird. Offenkundig haben sie die Absicht, es ihr wegzunehmen, sobald es auf der Welt ist.

Aomame versucht zu schreien. Verzweifelt ruft sie um Hilfe. Aber Wände, Boden und Decke des Raums bestehen aus einem Spezialmaterial, das jeden Laut sofort erstickt. Nicht einmal ihre eigenen Schreie kann sie hören. Aomame betet, dass die Dame mit dem Mercedes-Coupé ihr zu Hilfe kommt. Ihr und *dem Kleinen.* Doch ihr Rufen ist vergeblich, ihre Stimme wird einfach von den weißen Wänden aufgesogen.

Das Kleine nimmt Nahrung durch die Nabelschnur auf und wird von Moment zu Moment größer. Es verlangt, der dunklen, lauen Wärme des Mutterleibs zu entkommen, und tritt gegen die Wände ihres Bauches. Es sehnt sich nach Licht und Freiheit.

Der Lange mit dem Pferdeschwanz sitzt an der Tür. Er hat die Hände auf die Knie gelegt und starrt auf einen undefinierbaren Punkt im Raum. Vielleicht schwebt dort eine feste kleine Wolke. Der Kahlkopf hat sich neben ihrem Bett postiert. Die beiden tragen dieselben dunklen Anzüge wie damals. Ab und zu hebt der Kahle den Arm und schaut auf die Uhr, wie jemand, der am Bahnhof auf die Ankunft eines wichtigen Zuges wartet.

Obwohl Aomame nicht gefesselt ist, kann sie ihre Arme und Beine nicht bewegen. Kein Glied kann sie rühren, und ihre Finger sind taub. Die Wehen

kündigen sich an. Sie nähern sich so schicksalhaft und planmäßig, wie sich der Zug dem Bahnhof nähert. Sie nimmt schon das leise Vibrieren der Schienen wahr.

Da erwachte sie.

Sie war schweißgebadet. Sie duschte und zog frische Kleidung an. Die feuchten Sachen warf sie in die Waschmaschine. Sie wollte diesen Traum nicht, aber er kam eben ungebeten. Manchmal variierten einige Details in seinem Verlauf, doch der Schauplatz und das Ende blieben immer die gleichen. Das würfelförmige weiße Zimmer. Die anbrandenden Wehen. Die beiden Männer in den unpersönlichen dunklen Anzügen.

Sie wussten, dass Aomame *das Kleine* in ihrem Bauch trug. Oder würden bald davon erfahren. Aomame machte sich innerlich darauf gefasst. Wenn es sein musste, würde sie, ohne zu zögern, ein ganzes Neun-Millimeter-Magazin auf den Pferdeschwanz und den Kahlen abfeuern. Der Gott, der sie beschützte, vergoss bisweilen schließlich auch Blut.

Es klopfte. Aomame setzte sich auf einen Küchenhocker und umklammerte mit der rechten Hand die entsicherte Pistole. Draußen fiel seit dem Morgen ein kalter, winterlicher Regen und hüllte die Welt in seinen Geruch ein.

Das Klopfen hörte auf. »Guten Tag, Frau Takai«, sagte der Mann vor der Tür. »Ich bin's, Ihr lieber Besuch von NHK. Tut mir leid, wenn ich Ihnen lästig werde, aber ich muss wieder mal wegen der Gebühren nachfragen. Ich weiß, dass Sie zu Hause sind, Frau Takai.«

Wir haben bei NHK angerufen, sagte Aomame stumm in Richtung Tür. Du bist nur einer, der sich als Kassierer ausgibt. Wer bist du? Und was willst du?

»Für Dienste, die man in Anspruch nimmt, muss man auch bezahlen. So funktioniert das in unserer Gesellschaft. Sie empfangen elektromagnetische Wellen, für die Sie Gebühren zahlen müssen. Es gehört sich nicht, etwas zu nehmen und nichts dafür zu geben. Das ist nichts anderes als Diebstahl.«

Seine heisere, aber tragende Stimme schallte durch das ganze Treppenhaus. »Nicht, dass ich persönlich etwas gegen Sie hätte. Ich hasse Sie nicht, und ich will Sie auch nicht bestrafen. Nicht im Geringsten. Aber Ungerechtigkeit kann ich partout nicht vertragen. Für das, was man in

Anspruch nimmt, muss man zahlen. Solange Sie nicht aufmachen, Frau Takai, werde ich immer wieder kommen und klopfen. Das können Sie doch nicht wollen. Außerdem bin ich doch kein verbohrter alter Knacker. Wir finden bestimmt eine gemeinsame Ebene, wenn wir miteinander sprechen. Wollen Sie nicht die Tür aufmachen, Frau Takai? Dann können wir uns gütlich einigen.«

Wieder längeres Klopfen.

Aomame umfasste die Pistole mit beiden Händen. Vielleicht weiß er, dass ich schwanger bin? Schweiß bildete sich unter ihren Achseln und auf ihrer Stirn. Er rann ihr bis zur Nasenspitze. Vergiss es, dachte sie. Ich mache nicht auf. Wenn du einen Nachschlüssel hast oder die Tür eintreten willst, versuch's nur. Ich knall dich ab, ob du von NHK bist oder nicht.

Aber sie wusste, dass das nicht geschehen würde. Die Tür ließ sich nicht von außen öffnen. Sie war so konstruiert, dass sie nur von innen aufging. Deshalb war der Kerl so wütend und versuchte, sie mit seinem Gerede aus der Fassung zu bringen.

Zehn Minuten später ging der Mann endlich. Aber erst nachdem er abwechselnd gedroht, geschmeichelt, sie lauthals beschimpft und schließlich angekündigt hatte, dass er auf jeden Fall wiederkommen würde.

»Sie werden mir nicht entkommen, Frau Takai. Solange Sie widerrechtlich Funkwellen empfangen, werde ich immer wieder zurückkommen. Ich bin kein Mann, der leicht aufgibt. Das entspricht nicht meinem Charakter. Also dann, bis bald.«

Sie hörte keine Schritte, aber als sie durch den Spion schaute, war niemand zu sehen. Sie sicherte die Pistole, ging ins Bad und wusch sich das Gesicht. Ihr Hemd war unter den Achseln schweißnass. Sie zog es aus und stellte sich nackt vor den Spiegel, bevor sie ein frisches überstreifte. Ihre Schwangerschaft war noch kaum sichtbar. Dennoch verbarg sich in ihrem Bauch ein bedeutendes Geheimnis.

An diesem Tag sprach sie mit der alten Dame. Nachdem Tamaru verschiedene Punkte mit ihr durchgegangen war, reichte er den Hörer

übergangslos an die alte Dame weiter. Sie sprachen so weit wie möglich in Andeutungen und Umschreibungen. Zumindest am Anfang.

»Ich habe bereits etwas Neues für Sie gefunden«, sagte die alte Dame. »Dort können Sie Ihre *geplante Aufgabe* erledigen. Es ist ein sehr sicherer Ort, ein Spezialist führt dort regelmäßig Untersuchungen durch. Sie können jederzeit dorthin umziehen, wenn Sie möchten.«

Sollte sie der alten Dame anvertrauen, dass jemand es auf *das Kleine* abgesehen hatte? Dass die Vorreiter es in ihren Träumen in die Hände zu bekommen versuchten? Dass der falsche NHK-Kassierer sie, vielleicht aus dem gleichen Grund, mit aller Gewalt dazu bringen wollte, die Tür zu öffnen? Aomame unterdrückte den Impuls. Sie vertraute der alten Dame. Sie liebte sie sogar. Doch darum ging es nicht. Im Augenblick zählte vor allem die Frage, *in welcher Welt* sie lebte.

»Wie geht es Ihnen im Moment?«, fragte die alte Dame.

Im Moment entwickle sich alles völlig reibungslos, erwiderte Aomame.

»Das ist die Hauptsache«, sagte die alte Dame. »Ihre Stimme klingt allerdings ein wenig anders als sonst, etwas argwöhnisch und hart. Vielleicht bilde ich es mir auch nur ein. Aber wenn Sie etwas auf dem Herzen haben, und sei es auch nur die winzigste Kleinigkeit, scheuen Sie sich nicht, es mir zu sagen. Vielleicht können wir etwas tun.«

Aomame war sehr auf ihren Tonfall bedacht, als sie antwortete. »Wahrscheinlich bin ich recht angespannt, weil ich schon so lange an einem Ort bin, und verhalte mich deshalb sehr kontrolliert. Das ist ja auch mein Spezialgebiet.«

»Natürlich«, sagte die alte Dame und machte eine kleine Pause. »Ein verdächtiger Mann ist ein paar Tage lang hier herumgeschlichen. Er schien sich hauptsächlich für das Frauenhaus zu interessieren. Wir haben die drei Frauen dort gebeten, sich die Bilder von der Überwachungskamera anzusehen, aber keine hat ihn erkannt. Vielleicht war es einer von denen, die hinter Ihnen her sind.«

Aomame verzog leicht das Gesicht. »Ist es sicher, dass das etwas mit uns zu tun hatte?«

»Ich weiß es nicht, aber wir müssen die Möglichkeit in Betracht ziehen. Dieser Mann sieht höchst ungewöhnlich aus. Er hat einen riesigen, asymmetrisch geformten Kopf, der oben flach und nahezu kahl ist. Er ist klein und stämmig, mit kurzen Armen und Beinen. Kommt Ihnen das irgendwie bekannt vor?«

Asymmetrische Kopfform? »Ich beobachte häufig vom Balkon aus die Leute, die hier auf der Straße vorbeigehen. Aber so jemand ist mir nicht aufgefallen. Eine solche Erscheinung wäre ja kaum zu übersehen.«

»So ist es, er sieht fast aus wie ein Zirkusclown. Hätten *sie* diesen Menschen geschickt, um uns auszukundschaften, dann hätten sie eine höchst ungeschickte Wahl getroffen.«

Aomame pflichtete ihr bei. Die Vorreiter würden doch wohl keinen dermaßen auffälligen Spion einsetzen. Da müsste es ihnen schon sehr an Personal mangeln. Vielleicht gehörte der Mann auch gar nicht zu den Vorreitern, und sie wussten noch nichts von der Beziehung zwischen Aomame und der alten Dame. Aber warum lungerte er dann am Frauenhaus herum? Vielleicht war es derselbe Mann, der sich als NHK-Kassierer ausgab und so hartnäckig an ihrer Tür klopfte. Für diese Annahme gab es eigentlich keinen vernünftigen Grund, doch das exzentrische Verhalten des falschen Kassierers schien ihr irgendwie zu dem bizarren Äußeren des beschriebenen Mannes zu passen.

»Sollte Ihnen ein solcher Mann auffallen, melden Sie sich bitte. Eventuell müssen wir Maßnahmen ergreifen.« Natürlich würde sie sich umgehend melden, sagte Aomame.

Wieder schwieg die alte Dame. Das kam nicht häufig vor. Normalerweise sprach sie am Telefon sehr dienstlich und fast streng, um keine Zeit zu vergeuden.

»Wie geht es Ihnen denn?«, fragte Aomame beiläufig.

»Wie immer, ich kann nicht klagen«, sagte die alte Dame. Aber aus ihrer Stimme war ein leichtes Zögern herauszuhören. Auch das kam nicht oft vor.

Aomame wartete.

»Nur, dass ich mein Alter inzwischen immer spüre«, sagte sie nach einem Moment resigniert. »Vor allem, seit Sie fort sind.«

»Aber ich bin doch nicht fort«, sagte Aomame betont heiter. »Ich bin doch hier.«

»Natürlich. Sie sind da, und wir können am Telefon miteinander reden. Aber als ich Sie regelmäßig sehen und mit Ihnen trainieren konnte, habe ich mich viel vitaler gefühlt. Das war Ihr Verdienst.«

»Sie sind von Natur aus sehr vital. Ich habe Ihnen nur geholfen, diese Eigenschaft systematisch zum Vorschein zu bringen. Sie haben auch ohne mich viel Lebenskraft.«

»Ehrlich gesagt habe ich das bis vor kurzem auch noch gedacht«, sagte die alte Dame und lachte leise. Doch ihrem Lachen fehlte der Glanz. »Ich habe mir eingebildet, ich sei etwas Besonderes, eine Ausnahme. Aber das Alter raubt allen Menschen das Leben. Ganz allmählich. Kein Mensch stirbt einfach, wenn seine Zeit gekommen ist. Man stirbt langsam, von innen her, und irgendwann ist dann Schluss – Zahltag. Dem kann niemand entkommen. Der Mensch muss für das, was er bekommen hat, bezahlen. Erst jetzt erkenne ich das.«

Der Mensch muss für das, was er bekommen hat, bezahlen. Aomame runzelte die Stirn. Etwas ganz Ähnliches hatte der NHK-Kassierer auch gesagt.

»Dieser Gedanke kam mir ganz plötzlich an jenem Abend im September bei diesem schweren Unwetter«, sagte die alte Dame. »Ich saß allein in meinem Salon und dachte an Sie. Ich beobachtete das Zucken der Blitze, und es war, als erhellten sie mit ihrem Licht die Wahrheit für mich. An diesem Abend habe ich Sie verloren und zur gleichen Zeit einige Dinge, die in mir waren. Dinge, die der Mittelpunkt meiner Existenz waren und mein ganzes Dasein beherrschten.«

»War Zorn eines davon?«, fragte Aomame kühn. Eine Stille entstand, wie auf dem Grund eines ausgetrockneten Sees. Dann ergriff die alte Dame wieder das Wort. »Sie meinen, ob mein Zorn zu den Dingen gehörte, die ich damals eingebüßt habe?«

»Ja.«

Die alte Dame holte langsam Luft. »Die Antwort ist Ja. Mitten in diesem verheerenden Gewitter verschwand plötzlich der brennende Zorn in mir.

Zumindest ist er in weite Ferne gerückt. Er hatte sich in eine Art bleiche Traurigkeit verwandelt. Ich hatte geglaubt, dass ein so glühender Zorn niemals vergehen könne … Aber woher wissen Sie das?«

»Weil mir das Gleiche passiert ist. An diesem Gewitterabend.«

»Sie sprechen von Ihrem Zorn, nicht wahr?«

»Ja. Ich kann den reinen, starken Zorn, den ich in mir hatte, nicht mehr spüren. Nicht, dass er verschwunden wäre, aber er ist, wie Sie es ausgedrückt haben, in weite Ferne gerückt. Lange Zeit hat dieser Zorn großen Raum in mir eingenommen. Er hat mich angetrieben.«

»Wie ein erbarmungsloser Kutscher, der weder Rast noch Ruhe kennt«, sagte die alte Dame. »Doch nun hat er seine Macht verloren, und Sie sind schwanger. ›Stattdessen‹, könnte man fast sagen.«

Aomame bemühte sich, ruhig zu atmen. »Ja, stattdessen habe ich *das Kleine* in mir. Es steht in keiner Beziehung zu diesem Zorn.« Und es wächst jeden Tag, fügte sie in Gedanken hinzu.

»Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, dass Sie sehr auf sich achten müssen«, sagte die alte Dame. »Schon aus diesem Grund ist es wichtig, dass Sie sich so schnell wie möglich an einen sicheren Ort begeben.«

»Sie haben völlig recht. Aber es gibt etwas, das ich unbedingt vorher noch erledigen muss.«

Nachdem sie ihr Telefonat beendet hatten, ging Aomame auf den Balkon und beobachtete durch die Plastikblenden die nachmittägliche Straße und den Spielplatz. Die Sonne senkte sich bereits. Ich muss Tengo finden, dachte sie, bevor das Jahr 1Q84 zu Ende geht und bevor sie mich finden. Unter allen Umständen.

Kapitel 15

Tengo

Etwas, worüber man nicht sprechen darf

Tengo verließ den Gerstenkopf und schlenderte eine Weile durch die Straßen, um seinen Gedanken nachzuhängen. Irgendwann beschloss er, sich noch einmal auf den Weg zu dem kleinen Spielplatz zu machen, wo er zum ersten Mal die beiden Monde gesehen hatte. Er würde wie damals auf die Rutschbahn steigen und sich die Monde anschauen. Vielleicht hatten sie ihm etwas zu erzählen.

Im Gehen überlegte Tengo, wann er das erste Mal dort gewesen war, aber er musste feststellen, dass er es nicht mehr wusste. Die Zeit verlief nicht mehr regelmäßig, und sein Gefühl für Abstände war unsicher. Wahrscheinlich war es im Frühherbst gewesen. Er erinnerte sich, dass er ein langärmliges T-Shirt getragen hatte. Und jetzt war Dezember.

Ein kalter Wind blies Scharen von Wolken in Richtung der Bucht von Tokio. Die einzelnen Wolken wirkten formlos und erstarrt, wie aus Gips. Hinter ihnen schauten hin und wieder die beiden Monde hervor. Der vertraute gelbe Mond und der neue, kleine grüne. Beide waren zu zwei Dritteln voll. Der kleine Mond mutete an wie ein Kind, das sich am Rocksaum seiner Mutter festklammert. Die Monde standen etwa an der gleichen Stelle wie beim ersten Mal, als hätten sie reglos auf Tengos Rückkehr gewartet.

Der Spielplatz war menschenleer. Das weiße Licht der Laterne schien kälter als damals im Herbst. Die kahlen Äste des Keyaki-Baums erinnerten an von Wind und Wetter gebleichte Knochen. Es war ein Abend wie geschaffen für den Ruf einer Eule. Aber natürlich gab es in der Großstadt keine Eulen. Tengo zog sich die Kapuze seines dünnen Anoraks über den

Kopf und vergrub beide Hände in den Taschen seiner Lederjacke. An der Rutschbahn angelangt, erklomm er die Leiter und sah, an das Geländer gelehnt, zu den beiden immer wieder zwischen den Wolken auftauchenden Monden hinauf. Hinter ihnen blinkten stumm ein paar Sterne. Der Wind hatte den schmutzigen Dunstschleier, der häufig über der Stadt hing, davongeblasen, und die Luft war klar.

Wie viele Menschen hatten, von ihm abgesehen, die beiden Monde inzwischen bemerkt? Fukaeri natürlich. Aber sie hatte es von Anfang an gewusst. Wahrscheinlich. Darüber hinaus schien in Tengos Umgebung niemandem aufgefallen zu sein, dass ein Mond hinzugekommen war. Sahen die Leute das nicht, oder handelte es sich um eine so allgemein bekannte Tatsache, dass man einfach nicht darüber sprach? Tengo hatte bisher außer dem Freund, der ihn an der Yobiko vertreten hatte, niemanden auf den Mond angesprochen. Vielmehr hatte er sich gehütet, ihn überhaupt zu erwähnen. Als sei es ein moralisches Tabuthema.

Warum eigentlich?

Vielleicht wollten die Monde nicht, dass er über sie sprach. Womöglich waren sie eine an ihn persönlich gerichtete Botschaft, und es war ihm *nicht gestattet*, diese Information mit anderen zu teilen.

Aber auch das war ein seltsamer Gedanke. Warum sollte die Anzahl der Monde eine persönliche Botschaft an ihn sein? Und wie hätte sie gelautet? Eher erschien es Tengo wie ein kompliziertes Rätsel. Aber wenn es so war, wer gab ihm dieses Rätsel dann auf? Und wer war es, der ihm *nicht gestattete*, darüber zu sprechen?

Der Wind heulte in den Ästen des Keyaki-Baums. Es klang wie das zwischen zusammengebissenen Zähnen hervorgequälte Stöhnen eines Menschen, der jede Hoffnung verloren hatte. Den Wind in den Ohren, blieb Tengo auf der Rutschbahn sitzen und starrte hinauf zu den Monden, bis er ganz steifgefroren war. Ungefähr fünfzehn Minuten lang. Vielleicht auch etwas länger. Er hatte kein Zeitgefühl. Vom Whiskey war ihm einigermaßen warm gewesen, aber jetzt war sein Körper kalt wie ein einsamer Stein auf dem Meeresgrund.

Der Wind trieb die Wolken zügig gen Süden, doch es kamen immer neue nach. Hoch oben im Norden musste es eine Quelle mit einem unerschöpflichen Vorrat an Wolken geben. Ausdauernde, entschlossene Menschen in dicken grauen Uniformen produzierten dort unablässig neue. Wie Bienen Honig, Spinnen Netze und Kriege Witwen.

Tengo sah auf die Uhr. Kurz vor acht. Der Park war leer. Ab und zu eilte jemand die nahegelegene Straße entlang. Die Menschen hatten alle einen ähnlichen Gang, wenn sie auf dem Heimweg von der Arbeit waren. In dem neuen fünfstöckigen Apartmentgebäude auf der anderen Straßenseite brannte nur in etwa der Hälfte der Fenster Licht. An stürmischen Winterabenden wie diesem strahlten hellerleuchtete Fenster eine besonders anheimelnde Wärme aus. Tengo ließ seinen Blick darübergleiten. Es war, als würde er von einem kleinen Fischerboot auf dem nächtlichen Ozean zu einem prächtigen Luxusdampfer hinaufsehen. Von seinem Platz auf der kalten Rutschbahn in dem dunklen Park aus erschienen ihm die Fenster wie Tore zu einer anderen Welt. Einer Welt, in der andere Prinzipien und Regeln herrschten. Wie auf Verabredung waren überall die Vorhänge zugezogen. Gewiss führten die Menschen dahinter ein ganz alltägliches Leben und waren heiter und glücklich dabei.

Ein ganz alltägliches Leben?

Tengos Bild von einem *ganz alltäglichen Leben* war nur ein Stereotyp, dem es an Tiefenschärfe und Farbe mangelte. Ein Ehepaar, vielleicht zwei Kinder. Die Mutter trug eine Schürze. Dampfende Schlüsseln, Gespräche am Esstisch – und schon stieß Tengo an die Grenzen seiner Vorstellungskraft. Worüber unterhielt sich eine *ganz normale Familie*, wenn sie beim Abendessen saß? Er konnte sich nicht erinnern, sich beim Essen jemals mit seinem Vater unterhalten zu haben. Stets hatte jeder für sich, zu einem selbstgewählten Zeitpunkt, schweigend sein Essen in sich hineingestopft. Eigentlich war auch das, was sie aßen, gar nicht richtig als Mahlzeit zu bezeichnen.

Nachdem Tengo seinen Blick über sämtliche erleuchtete Fenster des Apartmenthauses hatte wandern lassen, schaute er wieder zu den Monden hinauf. Doch alles Warten half nicht, keiner der beiden Monde ließ sich dazu

herab, ihm etwas mitzuteilen. Sie wandten ihm ihre ausdruckslosen Gesichter zu wie ein hinkendes Verspaar, das der Verbesserung bedurfte. Heute keine Botschaft – das war die einzige Botschaft, die sie Tengo übermittelten.

Unermüdlich zogen die Wolken auf ihrer Reise gen Süden über den Himmel. Sie kamen und gingen in verschiedensten Formen und Größen. Darunter waren interessante Gebilde, die wie der Ausdruck ihrer eigenen ungewöhnlichen Gedanken schienen. Kleiner, fester, deutlich umrissener Gedanken. Aber Tengo wollte nicht wissen, was die Wolken dachten. Ihn interessierten nur die Monde.

Irgendwann gab er auf und erhob sich, streckte sich ausgiebig und kletterte von der Rutschbahn. Mehr konnte er nicht tun. Immerhin wusste er nun, dass es noch immer zwei Monde waren. Die Hände in den Taschen seiner Lederjacke, verließ er den Park und machte sich langsam ausschreitend auf den Heimweg. Unterwegs musste er plötzlich an Komatsu denken. Es wurde Zeit, wieder einmal mit ihm zu sprechen. Dinge, die zwischen ihnen passiert waren, in Ordnung zu bringen. Auch Komatsu hatte ihm sicher einiges zu sagen. Tengo hatte ihm die Telefonnummer des Sanatoriums in Chikura hinterlassen, aber er hatte sich nicht gemeldet. Er nahm sich vor, Komatsu morgen von sich aus noch einmal anzurufen. Zuvor musste er jedoch den Brief lesen, den Fukaeri in der Schule für ihn hinterlegt hatte.

Fukaeris Brief lag noch ungeöffnet in seiner Schreibtischschublade. Ein ziemlich nüchterner, kurzer Brief von einer halben Seite. Sie hatte ihn mit blauem Kugelschreiber in ihren üblichen keilschriftartigen Zeichen verfasst, sodass er eigentlich eher einer Tontafel glich als einer Nachricht auf Papier. Tengo wusste, dass sie sehr lange brauchte, um solche Zeichen zu schreiben.

Er las den Brief mehrmals. Darin stand, sie habe seine Wohnung verlassen *müssen. Jetzt sofort,* schrieb sie, da Tengo und sie *beobachtet* würden. Diese drei Stellen waren mit einem weichen Bleistift dick unterstrichen, was ihnen erschreckenden Nachdruck verlieh. Wer es war, von dem sie *beobachtet* wurden, und woher Fukaeri das wusste, wurde nicht erklärt. In der Welt, in

der sie lebte, konnten Fakten anscheinend nicht so dargestellt werden, wie sie waren. Die Dinge erschlossen sich durch Anspielungen und Rätsel oder durch fehlende Glieder und Variationen. Als habe man eine Karte vor sich, die zu einem vergrabenen Piratenschatz führte. Oder das ursprüngliche Manuskript von *Die Puppe aus Luft*.

Dabei hegte Fukaeri keineswegs die Absicht, sich in Anspielungen und Rätseln zu ergehen. Für sie war diese Ausdrucksweise das Natürlichste auf der Welt. Sie konnte ihre Gedanken und Vorstellungen eben nur mit diesem Wortschatz und in dieser Grammatik übermitteln. Um sich mit ihr auszutauschen, musste man sich an diesen Stil gewöhnen. Um eine Botschaft von ihr zu entschlüsseln, musste man unter Einsatz seiner gesamten Fähigkeiten und Begabungen mit der Reihenfolge des Gesagten experimentieren und das Fehlende ergänzen.

Doch inzwischen war Tengo so weit, die konkreten Aussagen Fukaeris versuchsweise in ihrer bestehenden Form anzunehmen. Wenn sie sagte, dass sie *beobachtet* wurden, dann wurden sie wohl tatsächlich beobachtet. Wenn sie das Gefühl hatte, gehen zu *müssen*, dann war es tatsächlich Zeit für sie zu verschwinden. Das durfte er als gegeben annehmen. Fraglich war nur, ob er die Hintergründe und Einzelheiten später noch herausfinden würde. Oder ob er diese Hoffnung von vornherein aufgeben konnte.

Wir werden *beobachtet*.

Ob die Vorreiter Fukaeri aufgespürt hatten? Sie wussten von der Verbindung zwischen Tengo und Fukaeri, und sie wussten, dass er von Komatsu beauftragt worden war, *Die Puppe aus Luft* zu überarbeiten. Genau deshalb war ihm auch dieser Ushikawa auf den Pelz gerückt. Offenbar versuchten sie über raffinierte Umwege, Tengo unter ihren Einfluss zu bringen. Warum, das wusste er noch nicht, aber damit bestand durchaus auch die Möglichkeit, dass sie Tengos Haus beobachten ließen.

Doch wenn dem wirklich so war, dann hatten sie eigentlich zu lange gebraucht, um sie zu finden. Fukaeri wohnte bereits seit fast drei Monaten bei ihm. Die Vorreiter waren hochorganisiert, sie verfügten über große Macht. Falls sie Fukaeri in ihre Hände bekommen wollten, konnten sie das jederzeit tun und mussten ihre Zeit nicht damit vergeuden, sein Haus zu

beobachten. Und wenn sie Fukaeri wirklich beschattet hatten, hätten sie sie doch nicht einfach so gehen lassen. Trotzdem war Fukaeri, nachdem sie ihre Sachen gepackt und seine Wohnung verlassen hatte, nach Yoyogi zu seiner Schule gefahren, hatte den Brief bei seinem Freund hinterlegt und sich an irgendeinen anderen Ort begeben.

Je mehr Tengo nach einer logischen Begründung suchte, desto verwirrter wurde er. Er konnte sich nur vorstellen, dass es gar nicht Fukaeri war, die die Vorreiter *in ihre Hände bekommen* wollten. Vielleicht hatten sie irgendwann ihren Aktionsradius verlagert und jetzt ein anderes Ziel im Visier. Jemanden, der nur mit Fukaeri zu tun hatte. Vielleicht stellte sie selbst aus irgendeinem Grund keine Bedrohung mehr für die Vorreiter dar. Doch warum sollten sie dann Tengos Wohnung beobachten lassen?

Tengo rief vom öffentlichen Telefon in der Schule aus in Komatsus Büro an. Es war Sonntag, aber er wusste, dass Komatsu sich am Wochenende gern im Verlag aufhielt. Ein Büro, in dem sonst keiner war, sei ein wunderschöner Ort, pflegte er zu sagen. Aber es ging niemand an den Apparat. Tengo sah auf die Uhr. Erst elf Uhr am Vormittag. Zu früh für Komatsu. Er fing erst an, wenn die Sonne ihren Zenit überschritten hatte, ganz gleich, an welchem Tag. Also setzte Tengo sich in die Cafeteria und las bei einem dünnen Kaffee noch einmal Fukaeris Brief. Wie üblich war die Schrift sehr klein, und es fehlten Zeichensetzung und Absätze.

> *tengo wenn sie aus der stadt der katzen zurück sind lesen sie diesen brief alles gut aber wir werden beobachtet deshalb muss ich die wohnung verlassen und das sofort machen sie sich keine sorgen um mich aber ich kann nicht hierbleiben wie ich gesagt habe können sie zu der frau die sie suchen zu fuß gehen aber passen sie gut auf dass sie von niemandem gesehen werden*

Nachdem er den Brief, der eher an ein Telegramm erinnerte, dreimal gelesen hatte, faltete er ihn zusammen und steckte ihn in die Tasche. Es ging ihm wie immer bei Fukaeris Mitteilungen: Je öfter er ihre Sätze las, desto stärker gewannen sie an Überzeugungskraft. Tengo erkannte es nun als erwiesene

Tatsache an, dass jemand ihn beobachtete. Er hob den Kopf und schaute sich in der Cafeteria um. Es war gerade Unterrichtszeit, und sie war fast leer. Nur wenige Schüler saßen über ihren Lehrbüchern und schrieben in ihre Hefte. Niemand zu sehen, der ihn verstohlen ansah.

Die grundsätzliche Frage lautete: Wenn sie nicht Fukaeri beobachteten, wen oder was dann? Tengo selbst oder Tengos Haus? Er überlegte. Natürlich waren das alles nur Vermutungen, aber er konnte sich nicht vorstellen, dass er es war, für den man sich interessierte. Er war doch nicht mehr als ein Befehlsempfänger, der Handlanger, der das Manuskript von *Die Puppe aus Luft* überarbeitet hatte. Das Buch war erschienen, hatte Aufsehen erregt und war dann vergessen worden. Tengos Auftritt war längst beendet. Es gab keinen Grund, sich jetzt noch für ihn zu interessieren.

Fukaeri hatte seine Wohnung nie verlassen. Dass sie sich *beobachtet* glaubte, musste also bedeuten, dass die Wohnung überwacht wurde. Doch von wo aus konnte man das tun? Sie lag zwar in einem engen Stadtviertel, war aber wie durch ein Wunder von nirgendwo einsehbar. Ein weiterer Grund, weshalb es Tengo dort so gefiel und er schon so lange dort wohnte. Auch seine ältere Freundin hatte die Wohnung damals sehr geschätzt. »Von außen sieht die Wohnung nach nichts aus«, hatte sie oft gesagt. »Aber sie ist erstaunlich ruhig. Wie ihr Bewohner.«

Kurz vor Sonnenuntergang kam eine große Krähe an sein Fenster. Es war die Krähe, von der Fukaeri am Telefon gesprochen hatte. Sie ließ sich auf dem schmalen, für Blumentöpfe vorgesehenen Fensterbrett nieder und rieb ihre großen schwarzen Flügel an der Scheibe. Die Krähe hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, jeden Tag, ehe sie in ihr Nest zurückkehrte, bei Tengo Station zu machen. Sie zeigte erhebliches Interesse am Inneren der Wohnung. Mit ihren großen schwarzen Augen spähte sie durch den Spalt zwischen den Vorhängen und sammelte Informationen. Krähen sind kluge Tiere. Und sehr neugierig. Fukaeri hatte behauptet, sie habe sich mit der Krähe unterhalten und glaube nicht, dass sie in irgendjemandes Auftrag Tengos Wohnung auskundschafte.

Aber von wo aus beobachtete man ihn dann?

Auf dem Weg vom Bahnhof zu seiner Wohnung ging er in einen Supermarkt und kaufte Gemüse, Eier, Milch und Fisch. Vor seinem Haus angekommen, blieb er, die Papiertüte im Arm, sicherheitshalber stehen und sah sich um. Nichts Verdächtiges zu entdecken. Die übliche Szenerie. Die Stromleitungen, die wie dunkle Eingeweide in der Luft hingen, der winterlich braune Rasen im winzigen Vorgarten, die rostigen Briefkästen. Er lauschte. Doch außer dem immerwährenden Rauschen des Großstadtverkehrs war nichts zu hören.

Nachdem er in seiner Küche die Lebensmittel eingeräumt hatte, ging er zum Fenster, zog die Vorhänge zurück und sondierte die Straße. Gegenüber standen drei alte einstöckige Häuser, alle auf kleinem Raum errichtet. Auch die Besitzer waren alt und alteingesessen. Sie blickten mürrisch drein und verabscheuten jede Art von Veränderung. Fremde und Neuankömmlinge waren ihnen daher äußerst unwillkommen. Außerdem hätte man selbst vom ersten Stock aus höchstens ein Stück von Tengos Decke sehen können, und wenn man sich noch so verrenkte.

Tengo schloss das Fenster und kochte sich Kaffee. Während er ihn am Tisch sitzend trank, spielte er verschiedene Szenarien durch: Irgendjemand in der Nähe beobachtet ihn. Und Aomame hielt sich in Gehweite von ihm auf. Stand das eventuell in Verbindung miteinander? Oder war das alles nur purer Zufall?

Doch er gelangte zu keinem Schluss. Seine Gedanken drehten sich im Kreis. Er kam sich vor wie eine bedauernswerte Maus, die den Käse zwar riecht, aber keinen Ausgang aus ihrem Labyrinth findet.

Er gab das Grübeln auf und blätterte in der Zeitung, die er an einem Bahnhofskiosk gekauft hatte. Präsident Ronald Reagan, der in diesem Herbst wiedergewählt worden war, nannte den Premierminister Yasuhiro Nakasone jetzt »Yasu«, und Premierminister Nakasone nannte den Präsidenten »Ron«. Vielleicht lag es nur an der Aufnahme, aber die beiden wirkten darauf wie zwei Bauunternehmer, die darüber berieten, wie sie ihr Baumaterial gegen ein billigeres, schlechteres austauschen könnten. In Indien dauerten die Unruhen nach dem Attentat auf die Staatschefin Indira Gandhi an, und überall hatte es Massaker an Sikhs gegeben. In Japan war die Apfelernte

außergewöhnlich gut ausgefallen. Es gab nicht einen Artikel, der Tengos persönliches Interesse erregt hätte.

Er wartete, bis die Zeiger der Uhr auf zwei standen, und wählte noch einmal Komatsus Nummer im Verlag.

Er musste es zwölfmal klingeln lassen, bis Komatsu sich meldete. Wie immer. Aus irgendeinem Grund konnte er nicht einfach normal den Hörer abnehmen.

»Ah, Tengo, mein Freund, lange nichts gehört«, sagte Komatsu. Dem Tonfall nach war er wieder ganz der Alte. Ungerührt, ein wenig theatralisch und nicht greifbar.

»Ich hatte zwei Wochen Urlaub und war in Chiba. Bin erst gestern Abend zurückgekommen.«

»Deinem Vater geht es schlecht, oder? Muss ganz schön anstrengend für dich sein.«

»So anstrengend auch wieder nicht. Er liegt im Koma. Ich habe ihm nur beim Schlafen zugesehen und die Zeit totgeschlagen. Ansonsten habe ich in der Pension gesessen und an meinem Roman gearbeitet.«

»Tja, der Mensch lebt allein und stirbt allein. Aber hart ist so was schon.«

Tengo wechselte das Thema. »Sie sagten doch letztes Mal, Sie müssten mit mir reden. Das ist jetzt schon eine Weile her.«

»Stimmt«, sagte Komatsu. »Ich würde mich gern mal ganz in Ruhe mit dir unterhalten. Hast du Zeit?«

»Wenn es wichtig ist, sollte es bald sein, oder?«

»Ja, ist vielleicht besser.«

»Heute Abend könnte ich.«

»Heute Abend ist gut. Wie wäre es mit sieben Uhr?«

»Sieben Uhr, geht in Ordnung«, sagte Tengo.

Komatsu nannte eine Bar in der Nähe des Verlags. Tengo war schon öfter dort gewesen. »Sie haben auch am Sonntag geöffnet. Da ist es angenehm leer, und wir haben unsere Ruhe.«

»Wird es länger dauern?«

Komatsu überlegte. »Keine Ahnung, das werden wir erst sehen, wenn es so weit ist.«

»Kein Problem. Wir können so lange reden, wie Sie wollen. Ich richte mich ganz nach Ihnen. Schließlich sitzen wir ja in einem Boot. Oder sind Sie inzwischen in ein anderes Boot umgestiegen, Herr Komatsu?«

»Durchaus nicht«, sagte Komatsu ungewöhnlich fügsam. »Wir sitzen noch immer im selben Boot. Also, wir sehen uns um sieben. Dann erstatte ich dir ausführlich Bericht.«

Tengo legte auf und setzte sich an den Schreibtisch. Er schaltete das Textverarbeitungsgerät ein und übertrug die Aufzeichnungen, die er in der Pension in Chikura handschriftlich auf Manuskriptpapier gemacht hatte. Dabei kam ihm die kleine Stadt wieder in den Sinn. Der Ausblick vom Sanatorium und die Gesichter der drei Krankenschwestern. Der Wind vom Meer, der durch das schützende Kiefernwäldchen strich, die weißen Möwen, die darüber hinwegsegelten. Tengo stand auf, zog die Vorhänge zurück, öffnete das Fenster und atmete die kühle Luft ein.

tengo wenn sie aus der stadt der katzen zurück sind lesen sie diesen brief alles gut

Das hatte Fukaeri in ihrem Brief geschrieben. Aber die Wohnung, in die er zurückgekehrt war, wurde beobachtet. Er wusste nicht, wer ihn von wo aus sah. Vielleicht war in der Wohnung eine Kamera versteckt? Der Gedanke beunruhigte ihn, und er suchte jeden Winkel danach ab. Natürlich entdeckte er weder eine Kamera noch ein Abhörgerät. Wie sollte derlei auch in einer so winzigen Wohnung versteckt sein? Es wäre sofort aufgefallen.

Tengo fuhr fort, seinen Text einzutippen, bis die Dämmerung hereinbrach. Da er ihn nicht einfach abschrieb, sondern immer auch Änderungen vornahm, brauchte er länger als erwartet. Als er die Arbeit unterbrach, um die Schreibtischlampe einzuschalten, fiel ihm nebenbei ein, dass die Krähe nicht gekommen war. Normalerweise hörte er sie, weil sie mit ihren großen Flügeln gegen die Scheibe schlug. Dabei hinterließ sie leichte Talgspuren. Wie einen Code, den er entziffern sollte.

Gegen halb sechs machte er sich eine Kleinigkeit zu essen. Er hatte keinen Appetit, aber er hatte den ganzen Tag kaum etwas gegessen, und es war besser, etwas im Magen zu haben. Also machte er sich einen Salat aus Tomaten und Wakame und aß eine Scheibe Toast dazu. Um Viertel nach sechs zog er seine olivgrüne Cordjacke über den schwarzen Rollkragenpullover und verließ die Wohnung. Vor dem Haus blieb er stehen und sah sich um. Aber er konnte nichts Auffälliges entdecken. Niemand lauerte hinter einem Strommast. Nirgends parkte ein verdächtiger Wagen. Nicht einmal die Krähe war gekommen. Dennoch fühlte Tengo sich unsicher, weil auf einmal alle *den Anschein erweckten*, als würden sie ihn verstohlen beobachten. Die Hausfrau, die mit einem Einkaufskorb an ihm vorbeiging, der stille alte Mann, der seinen Hund Gassi führte, und sogar die Oberschüler, die, ihre Tennisschläger über der Schulter, an ihm vorbeiradelten, ohne ihn anzusehen – sie alle konnten geschickt getarnte Kundschafter der Vorreiter sein. Ich werde paranoid, dachte Tengo. Ich muss zwar vorsichtig sein, aber ich darf dabei nicht nervös werden. Mit raschen Schritten ging er in Richtung Bahnhof. Ab und zu drehte er sich hastig um und vergewisserte sich, dass niemand sich an seine Fersen geheftet hatte. Tengo war sich sicher, dass er es merken würde, wenn ihn jemand beschattete. Wegen seiner Größe hatte er naturgemäß einen guten Überblick, und gute Augen hatte er auch. Nachdem er sich ungefähr dreimal umgedreht hatte, beschloss er, dass er nicht verfolgt wurde.

Um fünf Minuten vor sieben traf er in der verabredeten Bar ein. Komatsu war noch nicht da, und Tengo schien der erste Gast des Abends zu sein. Auf der Theke prunkte ein frisch geschnittener Strauß in einer großen Vase und erfüllte den ganzen Raum mit seinem Duft. Tengo setzte sich in eine Nische und bestellte ein Bier vom Fass. Dann zog er ein Taschenbuch aus seiner Jacke und las.

Um Viertel nach sieben betrat Komatsu das Lokal. Er trug einen dünnen Kaschmirpullover, ein Tweedjackett, einen Kaschmirschal, eine Wollhose und Wildlederschuhe. Er sah aus wie immer. Gute Qualität, guter Geschmack und gerade richtig abgetragen. Seine Garderobe wirkte stets wie ein organischer Teil von ihm. Tengo hatte noch nie erlebt, dass Komatsu

etwas anhatte, das neu aussah. Vielleicht schlief er ja in seinen neuen Sachen oder wälzte sich darin auf dem Boden, damit sie wie getragen wirkten. Oder er wusch sie mehrmals und ließ sie im Schatten trocknen. In Gesellschaft zeigte er sich nur in dieser gut eingetragenen Kleidung und tat so, als gebe er überhaupt nichts auf seine Garderobe. Jedenfalls sah er in ihr aus wie der Prototyp des altgedienten, erfahrenen Redakteurs. Er setzte sich Tengo gegenüber und bestellte ebenfalls ein gezapftes Bier.

»Äußerlich hast du dich nicht verändert«, sagte Komatsu. »Kommst du mit deinem neuen Roman voran?«

»Ja, einigermaßen.«

»Sehr gut. Ein Schriftsteller entwickelt sich nur, indem er kontinuierlich schreibt. Genau wie eine Raupe unentwegt Blätter frisst. Habe ich es nicht gesagt? Die Bearbeitung von *Die Puppe aus Luft* hat sich günstig auf dein eigenes Schaffen ausgewirkt. Oder etwa nicht?«

Tengo nickte. »Doch, doch. Ich habe dabei eine Menge gelernt. Mir sind Dinge aufgefallen, die mir bis dahin gar nicht bewusst waren.«

»Ich will mich ja nicht loben, aber ich habe das genau gewusst. Du brauchtest eine *Gelegenheit*, Kleiner.«

»Aber ich hatte ja auch eine Menge Unannehmlichkeiten, wie Sie wissen.«

Komatsu verzog den Mund zu einer fein geschwungenen winterlichen Mondsichel. Die Bedeutung dieses Lächelns war schwer zu ermessen.

»Große Taten verlangen große Opfer. Ein Naturgesetz.«

»Mag sein. Aber ich kann so schlecht auseinanderhalten, was die große Tat und was das große Opfer ist. Denn es wurde alles ziemlich kompliziert.«

»Gewiss, überaus kompliziert. Du sagst es, Kleiner. Als würde man über ein Gewirr von mehreren Telefonleitungen sprechen«, sagte Komatsu. Dann runzelte er die Stirn. »Übrigens, weißt du, wo Fukaeri im Moment ist?«

»Im Moment weiß ich es nicht«, sagte Tengo bedachtsam.

»Im Moment«, wiederholte Komatsu vielsagend.

Tengo schwieg.

»Aber vor kurzem hat sie noch bei dir gewohnt«, sagte Komatsu. »Habe ich jedenfalls gehört.«

Tengo nickte. »Genau. Ungefähr drei Monate lang.«

»Drei Monate sind eine lange Zeit«, sagte Komatsu. »Und doch hast du niemandem etwas davon gesagt.«

»Sie wollte nicht, dass ich jemandem – Sie eingeschlossen – etwas sage, also habe ich es auch nicht getan.«

»Aber jetzt ist sie nicht mehr da.«

»Genau. Sie hat mir einen Brief hinterlassen und ist ausgezogen, als ich noch in Chikura war. Mehr weiß ich nicht.«

Komatsu nahm eine Zigarette, steckte sie in den Mund und zündete sie mit einem Streichholz an. Er musterte Tengo mit zusammengekniffenen Augen.

»Fukaeri ist wieder bei Professor Ebisuno. Auf diesem Berg in Futamatao«, sagte er. »Der Professor hat die Polizei informiert und die Vermisstenanzeige zurückgezogen. Sie sei nur irgendwohin gefahren und nicht entführt worden. Die Polizei hat sie bestimmt befragt. Über den Grund ihres Verschwindens und darüber, was sie wo getan hat. Schließlich ist sie noch minderjährig. Vermutlich erscheinen bald ein paar Artikel: Lange vermisste Jungautorin wohlbehalten wieder aufgetaucht, etwas in der Art. Keine großen Meldungen wie bei ihrem Verschwinden. Denn es liegt ja kein Verbrechen vor.«

»Meinen Sie, es kommt heraus, dass sie bei mir gewohnt hat?«

Komatsu schüttelte den Kopf. »Nein, wie ich Fukaeri kenne, würde sie deinen Namen nicht preisgeben. Da können Polizei, Gestapo, Revolutionsrat oder Mutter Teresa kommen, wenn sie einmal beschlossen hat, nichts zu sagen, macht sie den Mund nicht auf. Spar dir die Sorgen.«

»Ich mache mir keine Sorgen. Ich möchte nur wissen, was mir möglicherweise bevorsteht.«

»Dein Name taucht nicht auf. Es ist alles in Ordnung«, sagte Komatsu. Er setzte eine ernsthafte Miene auf. »Jedenfalls muss ich dir eine Frage stellen. Eine, die mir nicht ganz leicht über die Lippen kommt.«

»So etwas gibt es?«

»Ja, es ist etwas Persönliches.«

Tengo nahm einen Schluck Bier und stellte das Glas wieder auf den Tisch. »Also gut. Ich werde Ihre Frage beantworten, soweit ich kann.«

»Hattest du eine sexuelle Beziehung zu Fukaeri? Als sie bei dir gewohnt hat. Es reicht, wenn du Ja oder Nein sagst.«

Nach einer kurzen Pause schüttelte Tengo langsam den Kopf. »Die Antwort lautet Nein. Ich hatte keine solche Beziehung zu ihr.« Sein Instinkt sagte ihm, dass er unter keinen Umständen erzählen durfte, was sich an jenem Gewitterabend zwischen Fukaeri und ihm zugetragen hatte. Es war ein Geheimnis, das nicht ans Licht kommen durfte. Er durfte auf keinen Fall darüber sprechen. Außerdem war das Vorgefallene kaum als Geschlechtsakt zu bezeichnen. Um sexuelles Verlangen im herkömmlichen Sinn war es nicht gegangen. Auf keiner Seite.

»Nein«, sagte er noch einmal in nüchternem Ton.

Komatsu zog ein wenig die Nase kraus. »Nicht dass ich dir misstraue, aber vor deinem Nein hast du eine oder zwei Sekunden gezögert. Vielleicht wart ihr nahe dran? Ich werfe dir nichts vor, darum geht es nicht. Ich möchte nur die Wahrheit wissen.«

Tengo sah Komatsu direkt in die Augen. »Das war kein Zögern. Ich habe mich nur ein bisschen gewundert. Dass es Sie interessiert, ob zwischen Fukaeri und mir eine sexuelle Beziehung besteht. Sie sind normalerweise nicht gerade der Typ, der seine Nase in die Privatangelegenheiten anderer Leute steckt. Eher im Gegenteil.«

»Das stimmt wohl«, sagte Komatsu.

»Und wieso fragen Sie mich dann plötzlich so was?«

»Natürlich interessiert es mich im Grunde nicht, mit wem du schläfst oder was Fukaeri mit wem macht.« Komatsu rieb sich mit einem Finger die Nase. »Du hast völlig recht. Aber bekanntermaßen ist Fukaeris Entwicklung anders verlaufen als bei einem normalen Mädchen. Alles, was sie tut, kann – wie soll ich sagen – von besonderer Bedeutung sein.«

»Ach ja?«, sagte Tengo.

»Rational betrachtet, hat das, was ein Mensch tut, letztlich immer eine Bedeutung«, sagte Komatsu. »Aber bei Fukaeri ist es eine *tiefere Bedeutung*.

Sie verfügt über außergewöhnliche Eigenschaften. Daher müssen wir uns über die Umstände, die sie betreffen, Gewissheit verschaffen.«

»Und wen meinen Sie konkret mit ›wir‹?«, fragte Tengo.

Komatsu wirkte ausnahmsweise ziemlich verlegen. »Ehrlich gesagt bin gar nicht ich es, der wissen will, ob ihr eine sexuelle Beziehung hattet, sondern Professor Ebisuno.«

»Der Professor weiß also, dass Fukaeri bei mir gewohnt hat?«

»Natürlich. Er weiß es seit dem Tag, an dem sie bei dir eingezogen ist. Sie hat ihm natürlich gesagt, wo sie sich aufhält.«

»Davon hatte ich keine Ahnung«, sagte Tengo erstaunt. Ihm hatte Fukaeri gesagt, sie habe niemandem verraten, wo sie sei. Aber das war ja nun auch schon egal. »Trotzdem verstehe ich das nicht. Professor Ebisuno ist ihr Vormund und ihr Erziehungsberechtigter, also ist es vielleicht bis zu einem gewissen Grad normal, sich um so etwas zu kümmern. Aber in diesem Fall finde ich das etwas albern. Seine größte Sorge sollte doch vielmehr sein, dass Fukaeri wohlbehalten und in Sicherheit ist. Es ist schwer vorstellbar, dass ihre sexuelle Reinheit solchen Vorrang für ihn hat.«

Komatsu zog einen Mundwinkel hoch. »Mag sein. Mit so was kenne ich mich nicht aus. Der Professor hat mich nur gebeten, dich zu fragen, ob zwischen dir und Fukaeri eine körperliche Beziehung bestanden hat. Also habe ich dich gefragt, und deine Antwort lautet Nein.«

»Genau so ist es. Es gab keine körperliche Beziehung zwischen mir und Fukaeri«, sagte Tengo und sah Komatsu dabei scharf in die Augen. Er hatte nicht das Gefühl zu lügen.

»Dann ist es ja gut.« Komatsu steckte sich eine Marlboro zwischen die Lippen, kniff die Augen zusammen und zündete sie mit einem Streichholz an. »Gut zu wissen.«

»Fukaeri ist wirklich ein auffallend hübsches Mädchen. Aber wie Sie wissen, wurde ich in ernsthafte Unannehmlichkeiten verwickelt. Gegen meinen Willen. Ich will nichts mehr damit zu tun haben. Außerdem gab es da eine Frau, mit der ich zusammen war.«

»Ich habe verstanden«, sagte Komatsu. »Du verfährst in diesen Dingen sehr klug. Du hast feste Grundsätze. Ich werde es dem Professor ausrichten.

Entschuldige die blöde Frage. Mach dir keine Gedanken darüber.«

»Mache ich nicht. Ich habe mich nur gewundert, wieso wir auf einmal über solche Dinge reden«, sagte Tengo und hielt kurz inne. »Aber Sie wollten doch eigentlich über etwas Bestimmtes mit mir reden?«

Als Komatsu sein Bier getrunken hatte, bestellte er einen Scotch Highball beim Bartender.

»Was bekommst du?«, fragte er Tengo.

»Auch einen«, sagte dieser.

Zwei hohe Gläser wurden an den Tisch gebracht.

»Also, erstens«, sagte Komatsu nach längerem Schweigen, »muss das ganze Wirrwarr, in das wir geraten sind, so gut wie möglich entwirrt werden. Schließlich sitzen wir alle im selben Boot. Mit ›wir‹ meine ich uns vier: dich, Fukaeri, Professor Ebisuno und mich.«

»Eine interessante Kombination«, sagte Tengo. Aber Komatsu schien seinen ironischen Tonfall nicht zu bemerken. Offenbar war er ganz und gar auf das konzentriert, was er Tengo erzählen wollte.

»Jeder hat seine eigenen Absichten verfolgt. Wir standen weder auf der gleichen Ebene, noch hatten wir alle das gleiche Ziel vor Augen. Mit anderen Worten, wir haben die Ruder nicht synchron und nicht im Takt bewegt.«

»Die Kombination erwies sich als ungeeignet für eine Zusammenarbeit.«

»So könnte man es sagen.«

»Leider geriet das Boot in ein paar Stromschnellen und trieb auf einen Wasserfall zu.«

»So war es«, gab Komatsu zu. »Ich will mich nicht herausreden, aber am Anfang schien der Plan doch ganz einfach. Der von Fukaeri verfasste und von dir bearbeitete Roman *Die Puppe aus Luft* gewinnt den Debütpreis unserer *Zeitschrift für Literatur und Kunst*. Das Werk erscheint als Buch und verkauft sich prima. Wir haben die Welt an der Nase herumgeführt. Und mehr oder weniger Kohle gemacht. Spaß und Gewinn in einem. Das war das Ziel. Aber als Professor Ebisuno dazukam, wurde es kompliziert. Ein paar unterschwellige Handlungsstränge beschleunigten die Strömung. Außerdem ist deine Bearbeitung viel besser ausgefallen, als ich es erwartet

hatte. Auch deshalb hat das Buch so eingeschlagen. Und unser Boot wurde in eine etwas riskante Richtung getrieben.«

Tengo schüttelte leicht den Kopf. »Etwas riskant – Sie sind gut. *Äußerst gefährlich.*«

»Na schön, so könnte man es vielleicht auch sagen.«

»Nun tun Sie mal nicht so, als ginge es um die Probleme anderer Leute. Immerhin war von Anfang an alles Ihre Idee, oder, Herr Komatsu?«

»Theoretisch ja. Ich hatte den Einfall und habe den Startknopf gedrückt. Zuerst ist es ja auch ganz gut gelaufen. Leider habe ich mit der Zeit die Kontrolle verloren. Natürlich fühle ich mich verantwortlich. Besonders, weil ich dich mit in die Sache hineingezogen und quasi mit Gewalt überredet habe. Jedenfalls müssen wir hier Halt machen und unseren Kurs korrigieren. Wir werfen Ballast ab und vereinfachen die Geschichte, soweit es geht. Wir müssen bestimmen, wo wir jetzt stehen und wie wir weiter agieren können.«

Als Komatsu zu Ende gesprochen hatte, holte er Luft und trank von seinem Highball. Dann nahm er den gläsernen Aschenbecher und strich mit seinen langen Fingern aufmerksam darüber wie ein Blinder, der sich eine Form genau einprägt.

»Ehrlich gesagt wurde ich siebzehn oder achtzehn Tage lang gefangen gehalten«, sagte Komatsu unvermittelt. »Von Ende August bis Mitte September. Eines Tages ging ich gegen Mittag auf dem Weg zum Verlag die Straße entlang, die zum Bahnhof Gotokuji führt. Eine schwarze Limousine hielt neben mir am Straßenrand. Das Fenster ging runter, und jemand rief meinen Namen: ›Ach, da ist ja Herr Komatsu!‹ Als ich noch überlegte, wer das sein könnte, sprangen zwei Männer aus dem Wagen und zogen mich hinein. Kräftige Kerle. Einer nahm mich von hinten in den Schwitzkasten, der andere hielt mir einen Lappen mit Chloroform oder so was vor die Nase. Wie im Film, was? Aber das Zeug funktioniert wirklich. Als ich aufwachte, war ich in einem kleinen, fensterlosen Raum eingesperrt. Er hatte die Form eines Würfels, die Wände waren komplett weiß. Ein schmales Bett und ein kleiner Schreibtisch aus Holz standen darin. Einen Stuhl gab es nicht. Ich lag auf dem Bett.«

»Sie wurden wirklich entführt?«, fragte Tengo.

Nachdem Komatsu die Form des Aschenbechers hinreichend erkundet hatte, stellte er ihn wieder auf den Tisch und sah Tengo an. »Ja, so nennt man das wohl. Es war genau wie in diesem alten Film *Der Fänger*. Den meisten Menschen kommt wahrscheinlich nie der Gedanke, dass sie irgendwann einmal entführt werden könnten. Nicht eine Sekunde denkt man daran. Stimmt's? Aber wenn man entführt wird, dann wird man auch richtig entführt. Das bringt, wie soll ich sagen, ein surreales Gefühl mit sich. Ich wurde *wirklich entführt*. Das ist doch kaum zu glauben, oder?«

Komatsu sah Tengo an, als erwarte er eine Antwort. Aber letztlich war es eine rein rhetorische Frage. Tengo wartete schweigend darauf, dass er fortfuhr. Sein noch unberührtes Glas war beschlagen. Tropfen sammelten sich und rannen auf den Untersetzer.

Kapitel 16

Ushikawa

Eine leistungsstarke, ausdauernde, gefühllose Maschine

Am nächsten Morgen setzte sich Ushikawa wieder vor dem Fenster auf den Fußboden und fuhr fort, durch den Spalt im Vorhang den Eingang zu beobachten. Die Leute, die am Abend zuvor nach Hause gekommen waren, verließen jetzt das Gebäude. Ihre Mienen waren düster, und sie gingen gebeugt. Obwohl der neue Tag kaum begonnen hatte, wirkten sie schlecht gelaunt und erschöpft. Ushikawa fotografierte sie alle. Er hatte genügend Filme, und er brauchte etwas praktische Übung. Tengo war nicht dabei.

Als die Zeit des morgendlichen Aufbruchs vorüber war und Ushikawa sicher sein konnte, dass alle gegangen waren, verließ er die Wohnung und suchte ein öffentliches Telefon auf, um bei der Schule in Yoyogi anzurufen und sich nach Tengo zu erkundigen. »Herr Kawana hat sich vor etwa zehn Tagen beurlauben lassen«, sagte die Dame am Telefon.

»Er ist doch nicht krank?«

»Nein, aber er musste wegen eines Krankheitsfalls in der Familie nach Chiba.«

»Wissen Sie, wann er zurückkommt?«

»Darüber kann ich Ihnen leider keine Auskunft geben«, sagte die Frau.

Ushikawa bedankte sich und legte auf.

Der Jemand aus Tengos Familie konnte nur sein Vater sein. Der Vater, der früher Gebührenkassierer bei NHK gewesen war. Von seiner Mutter wusste Tengo ja noch nichts. Soweit Ushikawa bekannt war, hatte Tengo sich nie gut mit seinem Vater verstanden. Dennoch hatte er schon zehn Tage Urlaub genommen, um bei dem Kranken sein zu können. Das ergab eigentlich keinen Sinn. Wieso hatte sich Tengos Abneigung gegen seinen Vater so

schnell gelegt? Welche Krankheit hatte der Vater wohl? Und in welchem Krankenhaus lag er? Um das herauszufinden, hätte er einen halben Tag opfern müssen. Und seine Überwachung abbrechen.

Ushikawa zögerte. Da Tengo Tokio verlassen hatte, war es eigentlich unsinnig, den Eingang seines Hauses zu beobachten. Vielleicht war es tatsächlich klüger, die Überwachung abzubrechen und sich in eine andere Richtung vorzutasten. Er konnte recherchieren, in welches Krankenhaus Tengos Vater eingewiesen worden war. Oder seine Nachforschungen über Aomame noch etwas vorantreiben, indem er ein paar ehemalige Kommilitonen und Kollegen aus der Firma, in der sie gearbeitet hatte, nach persönlichen Dingen ausfragte. Vielleicht würde er eine neue Spur entdecken.

Doch nach reiflicher Überlegung beschloss Ushikawa, die Beobachtung des Hauses fortzusetzen. Wenn er sie jetzt abbrach, würde er erstens den Lebensrhythmus durchbrechen, den er gerade erst mühsam begonnen hatte, und mit allem noch einmal von vorne anfangen müssen. Und zweitens war es fraglich, ob es sich lohnen würde zu recherchieren, wo Tengos Vater sich aufhielt und mit wem Aomame befreundet war. Bis zu einem gewissen Punkt konnte es sehr produktiv sein, sich bei Nachforschungen die Hacken abzulaufen, aber wenn man diesen Punkt überschritt, landete man häufig in einer Sackgasse. Das wusste Ushikawa aus Erfahrung. Und drittens riet ihm sein guter alter Instinkt, sich *nicht von der Stelle zu rühren*. Sondern auf der Lauer zu liegen und aufmerksam zu beobachten, was an ihm vorüberzog, ohne das Mindeste zu verpassen.

Er beschloss, die Observierung des Hauses mit oder ohne Tengo fortzuführen. Bis Tengo zurückkehrte, konnte er sich die Gesichter ausnahmslos aller Bewohner einprägen. Sobald er wusste, wer hier wohnte, würde er auf einen Blick erkennen, wer nicht ins Haus gehörte. Ich bin ein Raubtier, dachte Ushikawa. Und Raubtiere brauchen unendlich viel Geduld. Sie müssen eins sein mit ihrem Revier und alles über ihre Beute wissen.

Vor zwölf Uhr, wenn die wenigsten Leute ein und aus gingen, verließ Ushikawa die Wohnung. Er trug eine Wollmütze und wickelte sich bis unter die Nase in einen Schal, um zumindest sein Gesicht zu verbergen. Leider zog

er trotz – oder eher wegen – dieser Aufmachung die Blicke auf sich. Die beigefarbene Mütze nahm sich auf seinem großen Kopf aus wie der Schirm von einem Pilz. Der grüne Schal erweckte die Assoziation einer Schlange, die sich um seinen Hals ringelte. Besonders erfolgreich war seine Verkleidung nicht. Überdies passten Mütze und Schal wirklich kein bisschen zusammen.

Ushikawa gab zwei Filme in dem Fotolabor am Bahnhof ab. Dann ging er in ein Nudelrestaurant und bestellte Tempura-Soba – eine Buchweizennudelsuppe mit ausgebackenem Gemüse. Es war schon eine Weile her, seit er etwas Warmes gegessen hatte. Ushikawa verzehrte seine Suppe mit großem Genuss und trank die Brühe bis zum letzten Tropfen aus. Danach war ihm so warm, dass er zu schwitzen begann. Dennoch setzte er die Wollmütze auf und wickelte sich den Schal um, als er zurück zur Wohnung ging. Dort angekommen legte er die entwickelten Fotos in einer Reihe auf dem Boden aus und rauchte dabei eine Zigarette. Er verglich die abendlichen Heimkehrer mit den Leuten, die morgens gegangen waren, und konnte alle Gesichter zuordnen. Um sich leichter merken zu können, wer wer war, gab er jedem einen passenden Namen, den er mit Filzstift auf die Rückseiten der Fotos schrieb.

Sobald die morgendliche Aufbruchszeit beendet war, wurde es still im Treppenhaus. Gegen zehn Uhr vormittags eilte ein junger Mann mit Umhängetasche, der wie ein Student aussah, aus dem Haus. Eine etwa siebzigjährige Frau und eine Mittdreißigerin verließen ebenfalls das Haus, kehrten jedoch bald darauf mit Einkaufstüten vom Supermarkt zurück. Ushikawa machte Aufnahmen von allen dreien. Kurz vor Mittag warf der Briefträger die Post ein. Ein Eilzusteller brachte ein Paket und kam etwa fünf Minuten später wieder mit leeren Händen aus dem Haus.

Nach jeweils einer Stunde stand Ushikawa auf, um etwa fünf Minuten Gymnastik zu machen. Dazu musste er seine Beobachtung unterbrechen, aber für eine Person allein war es ohnehin unmöglich, alles Kommen und Gehen im Auge zu behalten. Und es war schließlich unerlässlich, dafür zu sorgen, dass seine Gliedmaßen nicht einschliefen. Verharrte er über zu lange Zeit in der gleichen Haltung, versteifte sich die Muskulatur, und dann hätte

er, wenn es darauf ankam, nicht mehr schnell genug reagieren können. Wie Gregor Samsa nach seiner Verwandlung wand Ushikawa seine rundliche und unproportionierte Gestalt auf dem Boden, schaukelte und zappelte, um seine Muskeln zu lockern.

Zum Zeitvertreib setzte er sich Kopfhörer auf und lauschte einem Mittelwellensender. Das Mittagsprogramm richtete sich hauptsächlich an Hausfrauen und ältere Zuhörer. Sprecher und Studiogäste alberten herum, lachten hysterisch und äußerten ihre banalen, dümmlichen Ansichten. Die Musik, die gespielt wurde, war so grässlich, dass er sich am liebsten die Ohren zugehalten hätte. Dazwischen wurde aufdringlich und schrill für Waren geworben, die niemand brauchte. So zumindest empfand es Ushikawa. Aber das war egal, ihm kam es darauf an, menschliche Stimmen zu vernehmen. Deshalb ertrug er solche Sendungen, auch wenn er sich fragte, warum um alles in der Welt man solchen albernen Kram produzieren und ihn dann noch eigens mittels elektromagnetischer Wellen bis in die entlegensten Gegenden verbreiten musste.

Andererseits übte Ushikawa ja selbst keine sehr vornehme Tätigkeit aus, sondern bespitzelte in einem billigen Mietshaus hinter einer Gardine versteckt irgendwelche Leute. Er war eigentlich nicht in der Position, auf andere herabzuschauen.

Und so verhielt es sich nicht erst seit heute. In seiner Zeit als Anwalt war es ähnlich gewesen. Er konnte sich nicht erinnern, der Gesellschaft jemals einen nützlichen Dienst erwiesen zu haben. Sein erster Klient war ein mittlerer Geldverleiher gewesen, der mit einem Verbrecher-Syndikat zusammenarbeitete. Ushikawa hatte dabei geholfen, die Gewinne möglichst geschickt zu verteilen. Im Grunde nichts als Geldwäsche. Auch an Bodenspekulationen war er beteiligt gewesen. Wenn seine Auftraggeber sich ein Wohnviertel unter den Nagel reißen wollten, half er ihnen dabei, die alteingesessenen Anwohner zu vertreiben, damit ihre Häuser abgerissen und die Grundstücke an Bauherren von Luxuswohnungen weiterverkauft werden konnten. Dadurch fielen ihnen riesige Summen in den Schoß. Außerdem verteidigte er mit großem Geschick Personen, die wegen des Verdachts auf Steuerhinterziehung angeklagt waren. Der Großteil seiner

Klienten bestand aus zwielichtigen Gestalten, die zu vertreten sich jeder seriöse Anwalt zweimal überlegt hätte. Ushikawa aber nahm jeden Auftrag an, ganz gleich von wem (solange die Kasse stimmte). Er war gerissen und meist erfolgreich. So mangelte es ihm nie an Klienten. Auch seine Beziehung zu den Vorreitern stammte aus dieser Zeit. Aus unerfindlichen Gründen hatte der Leader persönlich Gefallen an ihm gefunden.

Wahrscheinlich hätte Ushikawa als gewöhnlicher Anwalt gar nicht seinen Lebensunterhalt bestreiten können. Er hatte zwar einen Universitätsabschluss, das Staatsexamen und eine Anwaltslizenz, verfügte jedoch nicht über die notwendigen Beziehungen. Wegen seiner äußeren Erscheinung stellte ihn keine der renommierten Anwaltskanzleien ein. Selbst wenn er eine eigene Kanzlei eröffnet hätte, hätte er vermutlich kaum Aufträge bekommen. Es gab nicht viele Menschen auf der Welt, die bereit waren, sich einen Anwalt von Ushikawas bizarrem Aussehen zu nehmen und ihm ein hohes Honorar zu zahlen. Vielleicht waren auch die Gerichtsshows im Fernsehen schuld; jedenfalls überwog landläufig die Ansicht, ein erstklassiger Anwalt müsse stets ein Mann mit regelmäßigen, intelligenten Gesichtszügen sein.

So ergab es sich fast zwangsläufig, dass Ushikawa mit der Unterwelt in Berührung kam. Dort scherte man sich nicht um sein Äußeres. Vielmehr trug diese Eigenart dazu bei, dass die Ganoven Ushikawa vertrauten und ihn als einen der ihren anerkannten. Denn wie sie wurde auch er von der Gesellschaft abgelehnt. Sie schätzten Ushikawas rasche Auffassungsgabe, seine praktische Intelligenz und seine Verschwiegenheit. Man übertrug ihm den Auftrag, gewaltige Geldsummen zu bewegen, und zahlte ihm großzügige Provisionen. Ushikawa seinerseits eignete sich schnell die nötigen Tricks an, um am Rande der Legalität und an den Behörden vorbei zu operieren. Sein untrüglicher Instinkt und seine Wachsamkeit kamen ihm dabei zugute. Doch wie es der Teufel wollte, unterlief ihm eines Tages aus Gier eine Fehleinschätzung, und er überschritt die feine Grenze zur Illegalität. Mit knapper Not entging er einer Verurteilung, wurde aber aus der Tokioter Anwaltskammer ausgestoßen.

Ushikawa schaltete das Radio ab und rauchte eine Seven Stars. Er sog den Rauch tief in die Lungen ein und ließ ihn langsam wieder entweichen. Als Aschenbecher benutzte er die leere Pfirsichdose. Wenn er diese Lebensweise fortführte, läge sein Tod vielleicht gar nicht so fern. Er würde ausgleiten und allein in die Dunkelheit stürzen. Es kümmerte niemanden, wenn er aus dieser Welt verschwand. Er konnte weinen und schreien in der Finsternis, niemand würde ihn hören. Was blieb ihm also übrig als zu leben, bis er eben starb, und zwar auf seine Weise, auch wenn sie vielleicht nicht sehr rühmlich war. Denn eine andere Art zu leben kannte er nicht. Und in Angelegenheiten, die nicht gerade *rühmlich* waren, war Ushikawa so tüchtig wie kaum ein anderer auf der Welt.

Um halb drei kam eine junge Frau mit Baseballmütze aus der Haustür. Sie trug nichts bei sich und durchquerte eilig Ushikawas Blickfeld. Er drückte auf den Auslöser, und die Kamera machte drei Bilder. Er sah das Mädchen zum ersten Mal. Ein schönes Mädchen mit langen schlanken Armen und Beinen. Sie hatte eine gute Haltung und sah aus wie eine Ballerina. Sie war sechzehn oder siebzehn Jahre alt, trug verwaschene Jeans, weiße Turnschuhe und eine maskulin wirkende Lederjacke. Ihre Haare verschwanden im Kragen der Jacke. Als sie das Haus verlassen hatte, blieb sie nach ein paar Schritten stehen und blickte mit zusammengekniffenen Augen an den Strommasten hinauf. Dann schaute sie wieder zu Boden und setzte sich erneut in Bewegung. Sie bog nach links ab und verschwand.

Das Mädchen sah jemandem ähnlich. Jemandem, den Ushikawa kannte. Den er vor kurzem gesehen hatte. Vielleicht jemandem aus einer Talentsuche im Fernsehen? Aber Ushikawa sah so gut wie nie fern, nur die Nachrichten. Er konnte sich nicht erinnern, jemals Interesse an hübschen weiblichen Fernsehstars gehabt zu haben.

Ushikawa brachte sein Gedächtnis auf Hochtouren. Die Augen zusammengekniffen, wrang er seine Gehirnzellen aus wie einen Wischlappen. Seine Nerven schmerzten vor Anstrengung. Und dann wusste er plötzlich, dass dieses Mädchen Eriko Fukada war. Er hatte sie noch nie leibhaftig gesehen, nur auf einem Foto im Feuilleton einer Zeitung. Dennoch

stimmte die erhabene Klarheit, die diesem Mädchen zu eigen war, ganz genau mit dem Eindruck überein, den das kleine schwarzweiße Foto ihm vermittelt hatte. Eriko Fukada und Tengo hatten sich natürlich bei der Überarbeitung von *Die Puppe aus Luft* kennengelernt. Es war durchaus möglich, dass sie sich mit ihm angefreundet hatte und sich in seiner Wohnung versteckt hielt.

Bei diesem Gedanken stülpte sich Ushikawa fast automatisch seine Wollmütze über, zog seinen dunkelblauen Stutzer an und wickelte sich den Schal um den Hals. Er verließ das Haus und ging in die Richtung, in die das Mädchen gelaufen war.

Ihre Schritte waren so schnell gewesen, dass es vermutlich keinen Sinn hatte, ihr jetzt noch zu folgen. Aber sie hatte nichts bei sich gehabt. Ein Hinweis, dass sie nicht beabsichtigte, sich sehr weit zu entfernen. Sicher wäre es profitabler, in Ruhe auf ihre Rückkehr zu warten, statt zu versuchen, sie zu beschatten, und das Risiko einzugehen, ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Aber Ushikawa konnte nicht anders, als ihr zu folgen. Dieses junge Mädchen hatte etwas an sich, das ihn entgegen alle Vernunft erschütterte. So wie die geheimnisvolle Färbung des Lichts im Moment des Sonnenuntergangs besondere Erinnerungen wachrufen kann.

Nach einer Weile sah er sie. Sie stand am Straßenrand und spähte eifrig ins Schaufenster eines kleinen Papiergeschäfts. Offenbar erregte etwas darin ihr Interesse. Ushikawa blieb, den Rücken zu ihr gekehrt, unauffällig vor einem Getränkeautomaten stehen. Er nahm Kleingeld aus der Hosentasche und zog sich einen Becher heißen Kaffee.

Kurz darauf setzte sie sich wieder in Bewegung. Ushikawa stellte den halb ausgetrunkenen Becher zu seinen Füßen ab und folgte ihr in angemessener Distanz. Sie konzentrierte sich ganz und gar auf die Tätigkeit des Gehens. Es wirkte, als würde sie zu Fuß einen großen See überqueren, ohne die kleinste Welle zu verursachen. Mit ihrem besonderen Gang konnte sie übers Wasser schreiten, ohne zu versinken oder sich auch nur die Schuhe nasszumachen. Sie schien genau zu wissen, wie sie ihre Füße setzen musste.

Diese junge Frau hatte etwas Besonderes, etwas, das gewöhnliche Menschen nicht besaßen. Das spürte Ushikawa. Er wusste nicht viel über

Eriko Fukada. Was er bisher erfahren hatte, war, dass sie, die einzige Tochter des Leaders, mit zehn Jahren aus der Sekte der Vorreiter geflohen und bei dem bekannten Wissenschaftler Ebisuno aufgewachsen war, um schließlich den Roman *Die Puppe aus Luft* zu schreiben, der es mit Tengo Kawanas Hilfe zum Bestseller gebracht hatte. Jetzt war sie verschwunden, und die Polizei fahndete nach ihr, weshalb sie auch kürzlich das Hauptquartier der Vorreiter durchsucht hatte.

Offenbar war der Inhalt von *Die Puppe aus Luft* problematisch für die Vorreiter. Ushikawa hatte sich das Buch gekauft und es aufmerksam gelesen, aber welche Teile darin die problematischen waren, hatte sich ihm nicht erschlossen. Die Geschichte an sich war spannend und sehr gut geschrieben; leicht zu lesen und feinsinnig, teilweise war sie ihm richtig zu Herzen gegangen. Aber letzten Endes handelte es sich doch nur um eine harmlose phantastische Geschichte. Gewiss war das auch die in der Öffentlichkeit vorherrschende Meinung. Aus dem Maul einer toten Ziege kamen Little People und sponnen eine Puppe aus Luft. Die Heldin war in Mother und Daughter gespalten, und am Himmel erschienen zwei Monde. Wo sollten sich da Informationen verbergen, die den Vorreitern schaden konnten, wenn sie an die Öffentlichkeit gelangten? Aber die Vorreiter schienen überzeugt, gegen das Buch vorgehen zu müssen. Zumindest war es eine Zeitlang so gewesen.

Aber im Hinblick auf die öffentliche Aufmerksamkeit, die Eriko Fukada erregt hatte, war es wohl ziemlich gefährlich, sich, ganz gleich in welcher Form, an ihr zu vergreifen. Deshalb (so vermutete Ushikawa) sollte er als Außenagent der Sekte sich an Tengo heranmachen. Man hatte ihn damit beauftragt, irgendeine Beziehung zu diesem Mathematiklehrer herzustellen.

Aus Ushikawas Sicht spielte Tengo bei der ganzen Angelegenheit nur eine untergeordnete Rolle. Er hatte auf Bitte eines Redakteurs das Manuskript von *Die Puppe aus Luft* in eine leicht lesbare und stimmige Geschichte umgeschrieben. Er hatte sehr gute Arbeit geleistet, aber letztlich hatte er nur die Rolle eines Handlangers gespielt. Warum die Sektenleute ein so großes Interesse an Tengo hatten, war Ushikawa völlig unbegreiflich. Aber

Ushikawa war nicht mehr als ein einfacher Soldat, der seinen Befehlshabern widerspruchslos gehorchte.

Doch Tengo hatte das von Ushikawa fingierte großzügige Angebot rundheraus zurückgewiesen, womit der Plan, auf diese Weise eine Verbindung zu ihm zu schaffen, gescheitert war. Während Ushikawa noch überlegt hatte, was er als Nächstes tun konnte, war der Leader – Eriko Fukadas Vater – gestorben. Das war der Stand der Dinge.

Welche Richtung die Vorreiter nun einschlagen würden und was sie vorhatten, ging Ushikawa nichts an. Er wusste auch nicht, wer ihr Oberhaupt werden würde, jetzt, nachdem sie den Leader verloren hatten. Jedenfalls wollten sie Aomame finden, den Mord an ihrem Leader aufklären und herausbekommen, wer dahintersteckte. Vermutlich, um die Person streng zu bestrafen und Rache zu nehmen. Und sie waren entschlossen, die Gerichtsbarkeit zu umgehen.

Was war mit Eriko Fukada? Was bedeutete *Die Puppe aus Luft* momentan für die Sekte? Stellte das Buch noch immer eine Bedrohung für sie dar?

Eriko Fukada strebte, ohne ihren Schritt zu verlangsamen oder sich umzuwenden, wie eine Taube auf dem Weg zu ihrem Nest schnurstracks auf ihr Ziel zu, das sich bald als ein mittlerer Supermarkt der Kette Marusho herausstellte. Sie schritt mit einem Korb über dem Arm durch die Gänge und wählte Fertignahrung in Dosen sowie frische Lebensmittel aus. Einen Salat, den sie kaufen wollte, nahm sie gründlich von allen Seiten in Augenschein. Ushikawa erkannte, dass es länger dauern würde. Deshalb verließ er den Laden und beschloss, sich an eine Bushaltestelle auf der anderen Seite der Straße zu stellen. So konnte er den Ausgang im Auge behalten, während er so tat, als warte er auf den Bus.

Er wartete und wartete, aber sie kam nicht heraus, und er wurde allmählich unruhig. Vielleicht war sie durch einen anderen Ausgang entwischt. Doch soweit Ushikawa erkennen konnte, war der Ein- und Ausgang zur Hauptstraße der einzige. Vielleicht brauchte sie einfach so viel Zeit für ihre Einkäufe. Ushikawa rief sich ihren ernsthaften, seltsam starren Blick vor Augen, als sie über den Salat in ihrer Hand nachgedacht hatte. Er

entschied sich, geduldig zu warten. Drei Busse hielten und fuhren wieder ab. Natürlich ohne Ushikawa. Er bereute es, keine Zeitung mitgenommen zu haben, hinter der er sein Gesicht hätte verbergen können. So etwas gehörte eigentlich zur Grundausstattung eines Detektivs. Aber er war ja Hals über Kopf aus dem Haus gestürzt.

Als Fukaeri endlich aus dem Supermarkt kam, zeigte seine Armbanduhr fünf Minuten nach halb vier an. Ohne auch nur einen Blick in Ushikawas Richtung zu werfen, ging sie den gleichen Weg zurück, den sie gekommen war. Er ließ einen Moment verstreichen, bevor er ihr folgte. Ihre beiden Einkaufstüten schienen recht schwer zu sein, aber sie trug sie mühelos in beiden Armen und tänzelte die Straße entlang, leichtfüßig wie ein Wasserläufer, der eine Pfütze überquert.

Was für ein seltsames Mädchen, dachte Ushikawa abermals, während er ihr nachsah. Sie erschien ihm wie ein seltener exotischer Schmetterling, den man anschauen, aber nicht berühren durfte. Sobald man ihn berührte, würde er sterben, und sein Leuchten wäre dahin. Damit wäre der exotische Traum beendet.

Ushikawa überlegte hastig, ob er den Vorreitern mitteilen sollte, dass er entdeckte hatte, wo Fukaeri sich aufhielt. Schwer einzuschätzen. Wenn er ihnen Fukaeri auslieferte, würde er vielleicht Punkte machen. Zumindest wäre es kein Minus. Er konnte zeigen, dass er ständig am Ball war und Ergebnisse erzielte. Aber vielleicht würde ihm Aomame, die ja sein wahres Ziel war, entwischen, während er sich mit Fukaeri abgab. Dann wäre alles umsonst gewesen. Was sollte er tun? Er vergrub beide Hände in seinen Stutzer, zog den Schal bis zur Nasenspitze hoch und folgte Fukaeri mit einigem Abstand.

Dabei wurde ihm plötzlich bewusst, dass er ihr nur folgte, *weil er sie anschauen wollte*. Allein der Anblick dieses Mädchens, das mit den Einkaufstüten im Arm vor ihm die Straße entlangging, rief ein Gefühl der Enge in seiner Brust hervor. Als sei er zwischen zwei Mauern eingeklemmt, ohne ausbrechen zu können. Seine Lungentätigkeit wurde unregelmäßig und stockte. Es fühlte sich an, als nehme ihm ein lauwarmer Windstoß den Atem. So etwas hatte er noch nie erlebt.

Ushikawa beschloss, das junge Mädchen für den Moment in Ruhe zu lassen und sich, wie es ursprünglich sein Plan gewesen war, auf Aomame zu konzentrieren. Sie war eine Mörderin. Ganz gleich, aus welchem Grund sie ihre Tat begangen hatte, sie sollte bestraft werden. Sie den Vorreitern auszuliefern würde Ushikawa nicht den Schlaf rauben. Aber dieses junge Mädchen war ein weiches, stilles Geschöpf, das im Wald lebte. Mit blassen Schwingen wie der Schatten einer Elfe. Man sollte es nur aus der Ferne betrachten.

Als Fukaeri mit ihren Papiertüten im Haus verschwunden war, wartete Ushikawa noch einen Moment und ging dann hinein. In der Wohnung nahm er Mütze und Schal ab und nahm wieder hinter der Kamera Platz. Sein Gesicht war kalt vom Wind. Er rauchte eine Zigarette und trank Mineralwasser. Er verspürte großen Durst, als habe er etwas sehr Salziges gegessen.

Die Dämmerung setzte ein. Die Straßenbeleuchtung flammte auf, und es kamen allmählich die Leute nach Hause. Noch im Mantel, griff Ushikawa nach der Fernbedienung seiner Kamera und beobachtete aufmerksam den Hauseingang. Mit der Nachmittagssonne schwand auch die Wärme aus der leeren Wohnung. Vermutlich würde die kommende Nacht noch kälter als die vorherige. Ushikawa bereute, dass er sich nicht in einem der Elektroläden am Bahnhof einen Heizstrahler und eine Heizdecke gekauft hatte.

Als Eriko Fukada das Haus wieder verließ, war es laut seiner Armbanduhr vier Uhr fünfundvierzig. Wieder trug sie den schwarzen Rollkragenpullover und die Jeans. Aber nicht die Lederjacke. Der enge Pullover betonte die Form ihres Busens. Sie hatte volle Brüste für ein so schlankes Mädchen. Während er die hübsche Wölbung durch den Sucher betrachtete, verspürte Ushikawa erneut diese Enge in seiner Brust, und das Atmen fiel ihm schwer.

Sie trug keine Jacke, also hatte sie wahrscheinlich nicht die Absicht, sehr weit zu gehen. Wie beim letzten Mal blieb sie vor dem Eingang stehen und sah mit zusammengekniffenen Augen zu dem Strommast hinauf. Es wurde schon dunkel, aber wenn man die Augen anstrengte, konnte man noch die Schemen der Dinge unterscheiden. Eine Weile schien sie nach etwas dort oben Ausschau zu halten. Aber offenbar konnte sie das Gesuchte nicht

entdecken. Schließlich wandte sie den Blick von dem Strommast ab und sah sich um, indem sie den Kopf bewegte wie ein Vogel. Ushikawa drückte die Fernbedienung und machte drei Aufnahmen von ihr.

Plötzlich, als habe sie das Klicken gehört, blickte Fukaeri in Richtung der Kamera. Sie und Ushikawa standen einander sozusagen durch den Sucher gegenüber. Natürlich konnte Ushikawa ihr Gesicht durch sein Teleobjektiv deutlich sehen. Doch gleichzeitig starrte Fukaeri ihm durch die Linse frontal ins Gesicht. Ihre Augen bannten ihn, sein Gesicht spiegelte sich in ihrer blanken Schwärze. Es kam zu einem seltsam unmittelbaren Blickkontakt. Ushikawa musste schlucken. Das konnte doch nicht sein. Von dort, wo sie stand, konnte sie ihn unmöglich sehen. Das Objektiv hatte er getarnt, und das durch das Handtuch gedämpfte Klicken des Auslösers hatte sie unmöglich hören können. Dennoch stand sie dort vor der Haustür und starrte in seine Richtung, hielt ihren ausdruckslosen Blick fest auf ihn gerichtet. Wie das Licht der Sterne einen namenlosen Felsbrocken beleuchtet.

Lange – wie lange, wusste Ushikawa nicht – sahen die beiden sich an. Dann wandte Fukaeri sich plötzlich mit einer Art Drehbewegung ab und ging eilig ins Haus. Als habe sie gesehen, was sie sehen wollte. Als sie fort war, blieben Ushikawas Lungen einen Moment lang leer, und es dauerte ein wenig, bis sie sich mit neuer Luft füllten. Die kalte Luft schnitt ihm von innen in die Brust wie unzählige Splitter.

Die Nachbarn kehrten heim und gingen, wie auch am Abend zuvor, einer nach dem anderen unter der Türlampe hindurch ins Haus, aber Ushikawa blickte nicht mehr durch den Sucher. Er hielt auch die Fernbedienung nicht mehr in der Hand. Es war, als habe der offene, unverstellte Blick des jungen Mädchens seinem Körper sämtliche Kraft entzogen. Was für ein Blick. Er hatte sein Herz durchbohrt wie ein langer scharfer Nagel aus Stahl. So tief, dass er am Rücken wieder ausgetreten war.

Sie wusste es. Das junge Mädchen wusste, dass es heimlich von Ushikawa beobachtet und fotografiert wurde. Wie sie es wissen konnte, war ihm ein Rätsel, aber es war so. Vielleicht verfügte sie über eine besondere Wahrnehmung, die sie in die Lage versetzte, seine Präsenz zu spüren.

Ushikawa hätte jetzt einen kräftigen Schluck brauchen können. Am liebsten hätte er sich einen Whiskey eingeschenkt und ihn in einem Zug hinuntergekippt. Er überlegte sogar, sich welchen zu kaufen. Um die Ecke war ein Spirituosengeschäft. Doch am Ende gab er den Gedanken auf. Alkohol würde jetzt auch nicht helfen. Das schöne Mädchen, dachte er, hat mich durch den Sucher gesehen. Sie hat gesehen, wie ich mit meinem schiefen Schädel und meiner schwarzen Seele im Hinterhalt lauere und andere Menschen ausspioniere. An dieser Tatsache kann nichts und niemand jemals etwas ändern.

Ushikawa verließ seinen Posten hinter der Kamera und blickte, den Rücken an die Wand gelehnt, zur dunklen, fleckigen Decke hinauf. Währenddessen kamen ihm allerlei vergebliche Gedanken. Noch nie hatte er sich so völlig allein auf der Welt gefühlt. Noch nie war ihm die Dunkelheit so dunkel erschienen. Er dachte an sein Haus in Chuorinkan, an den Rasen des Gartens, an den Hund, an seine Frau und an seine beiden Töchter. Er dachte an die Sonne, die dort geschienen hatte. Und an seine Gene, die er an die beiden Mädchen weitergegeben hatte. Die Gene, die seinen hässlichen, schiefen Kopf und seine verschrobene Seele transportierten.

Es kam ihm vor, als sei alles, was er getan hatte, sinnlos gewesen. Als habe er alle seine Trümpfe ausgespielt und nichts mehr auf der Hand gehabt. Er war bemüht gewesen, sein schlechtes Blatt bis zum Äußersten auszureizen, hatte klug und geschickt seinen Einsatz gemacht. Eine Zeitlang hatte es ja auch ganz gut ausgesehen, aber nun waren seine Hände leer. Die Lampe am Spieltisch war ausgeschaltet, alle Spieler waren gegangen.

An diesem Abend machte Ushikawa kein Bild mehr. Er saß mit geschlossenen Augen an der Wand, rauchte mehrere Seven Stars und verspeiste noch eine Dose Pfirsiche. Gegen neun Uhr ging er ins Bad, putzte sich die Zähne, zog sich aus, kroch in den Schlafsack und versuchte, vor Kälte zitternd, einzuschlafen. Die Nacht war bitterkalt, aber sein Zittern rührte nicht allein daher. Ihm war, als komme die eisige Kälte aus dem Inneren seines Körpers. Wohin gehe ich nur?, fragte er sich in der Dunkelheit. Im Grunde wohl dorthin, woher ich gekommen bin.

Er spürte noch immer den Schmerz in seiner Brust, den der bohrende Blick des Mädchens hervorgerufen hatte. Vielleicht würde er nie verschwinden. Oder war er vielleicht schon immer dort gewesen, und er hatte bisher nur noch nichts davon bemerkt?

Am nächsten Tag, als Ushikawa sein aus Käse, Crackern und Instantkaffee bestehendes Frühstück beendet hatte, raffte er sich auf und bezog erneut seinen Posten. Wie am Tag zuvor machte er mehrere Aufnahmen von den schon bekannten gebeugten Gestalten, die in den neuen Tag hinaustrotteten. Doch weder Tengo noch Eriko Fukada ließen sich blicken. Es war ein schöner, windiger Morgen. Der Atem der Passanten gefror zu weißem Hauch und wurde davongeweht.

Ushikawa nahm sich vor, überflüssige Grübeleien zu vermeiden. Er würde sich wappnen, sich ein dickes Fell anschaffen und so einen Tag auf den anderen folgen lassen. Ich bin nichts weiter als eine Maschine, dachte er. Eine leistungsstarke, ausdauernde, gefühllose Maschine. Durch die eine Öffnung sauge ich neue Zeit ein, und aus der anderen Öffnung stoße ich die alte, verbrauchte Zeit wieder aus. Der Daseinszweck dieser Maschine war ihre Existenz an sich. Er musste wieder zu seinem reinen, unverfälschten Rhythmus zurückfinden – der ewigen Bewegung, die irgendwann ihr Ende finden würde. Er nahm seine ganze Willenskraft zusammen, um Fukaeris Bild aus seinem Kopf zu verbannen, und dichtete sein Herz ab. Der Schmerz, den ihr bohrender Blick in seiner Brust zurückgelassen hatte, wurde schwächer und verwandelte sich in ein gelegentliches scharfes Stechen. Das genügt, dachte Ushikawa. Besser braucht es nicht zu werden. Ich bin ein einfaches System aus komplizierten Einzelteilen.

Am Vormittag erstand er in einem kleinen Kaufhaus am Bahnhof ein Heizgerät. Dann ging er zu dem gleichen Nudel-Imbiss wie am Tag zuvor und aß noch einmal eine Schale heiße Tempura-Soba. Bevor er wieder das Haus betrat, blieb er stehen und fasste den Strommast ins Auge, den Fukaeri so eingehend gemustert hatte. Aber er konnte nichts Auffälliges entdecken. Nichts als dicke Leitungen, die wie schwarze Schlangen über ihm hingen,

und die dazugehörigen Transformatoren. Was hatte sie dort gesehen? Oder was hatte sie *gesucht*?

Er ging in die Wohnung und schaltete das Heizgerät ein. Kaum hatte er den Schalter betätigt, begann der Ofen orange zu glühen, und Ushikawa verspürte eine angenehme Wärme auf der Haut. Natürlich beheizte das Gerät das Zimmer nicht ausreichend, aber es war doch etwas ganz anderes, als ganz ohne Heizung zu leben. Ushikawa setzte sich auf die Tatami, lehnte sich an die Wand und verschränkte locker die Arme. Er fiel in einen kurzen, traumlosen, ganz und gar leeren Schlaf.

Ein scharfes Klopfen beendete diesen glücklichen Zustand. Als Ushikawa aufschreckte und sich umsah, wusste er einen Augenblick lang nicht, wo er sich befand. Dann fiel sein Blick auf das Stativ mit der Minolta-Spiegelreflexkamera neben ihm, und ihm wurde bewusst, dass er sich in dem Haus in Koenji befand, in dem Tengo wohnte. Jemand schlug mit der Faust gegen die Wohnungstür. Ushikawa kam rasch zu sich und wunderte sich, warum geklopft wurde, wo es doch an der Tür eine Klingel gab, die man nur zu drücken brauchte, ganz einfach. Trotzdem machte jemand sich die Mühe zu klopfen. Und auch noch so laut. Stirnrunzelnd sah Ushikawa auf seine Uhr. Viertel vor zwei. Viertel vor zwei am Tag natürlich, es war hell draußen.

Ushikawa reagierte selbstverständlich nicht auf das Klopfen. Niemand wusste, dass er hier war. Er erwartete keinen Besuch. Wahrscheinlich war es ein Vertreter oder ein Zeitungsverkäufer oder so was. Er mochte vielleicht etwas von Ushikawa wollen, aber Ushikawa wollte sicher nichts von ihm. Grimmig und stumm blickte er von seinem Platz an der Wand zur Tür. Irgendwann würde der Kerl schon aufgeben und verschwinden.

Aber der andere gab nicht auf und klopfte in gewissen Abständen immer wieder. Eine Reihe von Klopfern ertönte, dann machte er zehn oder fünfzehn Sekunden Pause, und dann ging es weiter. Es war kein zaghaftes, sondern ein sehr resolutes, fast unnatürlich einförmiges Klopfen. Hartnäckig und fordernd. Ushikawa wurde allmählich unruhig. Womöglich stand Eriko Fukada vor der Tür, um ihn wegen der aus dem Hinterhalt gemachten Fotos zur Rechenschaft zu ziehen. Bei diesem Gedanken schlug sein Herz

schneller. Er fuhr sich mit seiner dicken Zunge rasch über die Lippen. Aber was er hörte, klang doch eher, als würde ein erwachsener Mann mit der Faust gegen die Stahltür schlagen. Das war nicht die Hand eines jungen Mädchens.

Oder Eriko Fukada hatte jemandem von Ushikawas Umtrieben berichtet, und der stand nun vor seiner Tür. Zum Beispiel der Mann vom Maklerbüro oder ein Polizist. In dem Fall könnte es unangenehm für ihn werden. Aber der Makler hatte einen Ersatzschlüssel, und ein Polizist hätte sich doch als solcher zu erkennen gegeben. Außerdem würde er nicht klopfen, sondern klingeln. »Herr Kozu«, rief eine Männerstimme. »Herr Kozu!«

Ushikawa erinnerte sich, dass Kozu der Name des Vormieters war. Er hatte das Namensschild am Briefkasten gelassen, denn das war günstiger für ihn. Der Mann vor der Tür dachte, dieser Kozu würde noch hier wohnen.

»Herr Kozu!«, rief die Stimme. »Ich weiß, dass Sie da sind. Es ist nicht gesund, sich ständig in der Wohnung zu verbarrikadieren und den Atem anzuhalten, wie Sie es tun!«

Die Stimme gehörte einem Mann mittleren Alters. Sie war nicht sehr laut und ein bisschen heiser. Aber sie hatte eine Art harten Kern. Hart wie ein sorgfältig getrockneter und fest gebrannter Ziegelstein. Deshalb besaß sie eine so starke Resonanz, dass sie durchs ganze Haus schallte.

»Herr Kozu, ich komme von NHK, um die monatlichen Rundfunkgebühren einzusammeln. Machen Sie also bitte auf.«

Ushikawa hatte natürlich nicht die Absicht, irgendwelche Gebühren zu zahlen. Unter normalen Umständen wäre die Sache schnell erledigt gewesen. Er hätte dem Kassierer die Wohnung zeigen können: Hier, überzeugen Sie sich selbst, nirgendwo ein Fernseher. Aber ein Mann von Ushikawas ungewöhnlicher Erscheinung, der sich in einer völlig unmöblierten Wohnung verschanzte, würde natürlich Argwohn erregen.

»Herr Kozu, es ist gesetzlich vorgeschrieben, dass jeder, der ein Fernsehgerät besitzt, Gebühren zahlen muss. Viele sagen: ›Ich sehe kein NHK, deshalb zahle ich auch nicht.‹ Aber das lassen wir nicht gelten. Wer einen Fernsehapparat besitzt, der muss Gebühren zahlen, ob er NHK nun sehen will oder nicht.«

Lass ihn reden, dachte Ushikawa. Wenn er keine Antwort bekommt, zieht er schon irgendwann ab. Aber wie konnte der Mann so sicher sein, dass sich in dieser Wohnung jemand aufhielt? Seit Ushikawa vor ungefähr einer Stunde zurückgekommen war, hatte er die Wohnung nicht mehr verlassen. Er hatte so gut wie keine Geräusche gemacht, und die Vorhänge waren dicht zugezogen.

»Herr Kozu, ich weiß ganz genau, dass Sie da drin sind«, sagte der Mann, als habe er Ushikawas Gedanken gelesen. »Und Sie fragen sich gerade, woher ich das weiß. Nun, ich weiß es eben. Sie sind da drin und verhalten sich still, weil es Ihnen widerstrebt, Gebühren zu zahlen. Das liegt doch auf der Hand.«

Abermals monotones Klopfen. Hin und wieder trat eine kurze Pause ein, als ob jemand, der ein Blasinstrument spielt, Atem hole, dann wurde im gleichen Rhythmus weitergeklopft.

»Also schön, Herr Kozu. Anscheinend sind Sie entschlossen, sich totzustellen. Nun, für heute will ich es gut sein lassen. Schließlich habe ich noch andere Dinge zu erledigen. Aber ich komme wieder. Und das ist keine leere Drohung. Wenn ich sage, ich komme wieder, dann komme ich auch wieder. Ich bin nicht wie andere Gebührenkassierer. Ich gebe niemals auf, solange ich nicht bekomme, was mir zusteht. Das ist ebenso sicher, wie der Mond ab- und zunimmt und auf das Leben der Tod folgt. Sie werden mir nicht entrinnen.«

Langes Schweigen. Als Ushikawa schon annahm, der Kassierer sei gegangen, fuhr dieser fort. »Sie werden bereits in allernächster Zeit wieder von mir hören, Herr Kozu. Sie dürfen sich schon darauf freuen. Wenn Sie es am wenigsten erwarten, klopft es an Ihrer Tür. Klopf, klopf, klopf. Und das bin dann ich.«

Stille trat ein. Ushikawa lauschte und meinte, sich entfernende Schritte zu vernehmen. Rasch ging er zu seiner Kamera und nahm durch den Spalt zwischen den Vorhängen die Haustür ins Visier. Der Kassierer musste ja herauskommen, sobald er seine Tätigkeit im Haus beendet hatte. Ushikawa musste sich davon überzeugen, ob der Mann wirklich von NHK kam. In diesem Fall würde man das sofort an seiner Kleidung erkennen. Vielleicht

war er gar kein echter Gebührenkassierer und gab sich nur als solcher aus, um Ushikawa dazu zu bringen, die Tür zu öffnen. Auf jeden Fall musste es jemand sein, den er bisher noch nicht gesehen hatte. Ushikawa hielt die Fernbedienung des Auslösers in der rechten Hand und wartete darauf, dass der Unbekannte in der Haustür erschien.

Dreißig Minuten verstrichen, in denen weder jemand kam noch ging. Dann erschien eine Frau in mittlerem Alter, die er schon mehrmals gesehen hatte, und fuhr mit ihrem Fahrrad davon. Wegen ihres Doppelkinns nannte Ushikawa sie »Frau Kinn«. Nach einer halben Stunde kehrte Frau Kinn mit ihren Einkäufen zurück. Sie stellte das Fahrrad ab und schleppte ihre Tüten ins Haus. Als Nächstes kam ein Junge von der Schule nach Hause. Wegen seiner schräg stehenden Augen hatte Ushikawa ihm den Namen »Fuchs« gegeben. Aber es tauchte niemand auf, der der Kassierer hätte sein können. Das ging über Ushikawas Verstand. Das Haus besaß nur diese eine Tür, und er hatte sie keine Sekunde aus den Augen gelassen. Das bedeutete, der Kassierer musste *noch im Haus sein.*

Ushikawa ließ die Haustür weiterhin nicht aus den Augen. Nicht einmal auf die Toilette ging er. Der Tag neigte sich, es wurde dunkel, im Flur schaltete sich das Licht ein. Aber der Kassierer kam nicht heraus. Gegen sechs Uhr gab Ushikawa auf. Er ging auf die Toilette und urinierte. Dieser Mann musste sich noch im Haus befinden, da gab es keinen Zweifel. Wo und warum, das war Ushikawa ein Rätsel. Er hatte auch keine Theorie. Offenbar hatte der sonderbare Kassierer beschlossen zu bleiben.

Ein schneidender Wind, der die Kälte noch verstärkte, pfiff zwischen den vereisten Stromleitungen hindurch. Ushikawa schaltete den Heizofen ein und rauchte eine Zigarette. Dabei stellte er Vermutungen über den rätselhaften Kassierer an. Warum hatte er auf diese provozierende Weise gesprochen? Warum war er so sicher gewesen, dass sich jemand in der Wohnung aufhielt? Und warum hatte er das Haus nicht verlassen? Und wenn er es nicht verlassen hatte, wo hielt er sich dann jetzt auf?

Ushikawa verließ seinen Posten an der Kamera, setzte sich an die Wand und starrte lange auf den orange leuchtenden Heizstrahler.

Kapitel 17

Aomame

Man hat nur ein Paar Augen

An einem stürmischen Donnerstag klingelte das Telefon. Es ging auf acht Uhr zu. Aomame saß in einer Daunenjacke und mit ihrer Decke über den Knien auf dem Balkon und behielt durch die Sichtblenden die von der Laterne beleuchtete Rutschbahn im Auge. Sie fühlte sich an das Skelett eines in der Eiszeit ausgestorbenen Sauriers erinnert. Die Hände hatte sie unter der Decke, damit sie in der Kälte nicht abstarben.

Vielleicht war es nicht gut für das Kind, an kalten Abenden allzu lange im Freien zu sitzen. Aber bei diesen Temperaturen bestand sicher noch keine Gefahr. Auch wenn ihr Körper äußerlich abkühlte, würde das Fruchtwasser ungefähr die gleiche Wärme bewahren wie ihr Blut. Es gab so viele Orte auf der Welt, an denen eine viel strengere Kälte herrschte. Und auch dort bekamen die Frauen Kinder. Außerdem würde keine Kälte der Welt sie davon abhalten, Tengo wiederzusehen.

Am winterlichen Himmel waren der große gelbe und der kleine grüne Mond aufgegangen. Der Wind blies Wolken in verschiedenen Formen und Größen vor sich her. Weiß und dicht, wirkten sie wie Eisschollen, die auf Schmelzwasser in Richtung Meer trieben. Der Anblick der ziehenden Wolken gab ihr das Gefühl, etwas habe sie selbst an den Rand der Welt getragen. Ich bin am Nordpol der Vernunft gelandet, dachte Aomame. Nördlich von hier existiert nichts mehr, nur leeres Chaos.

Da sie die Glastür zum Balkon geschlossen hatte, war das Telefon nur leise zu hören. Außerdem war sie tief in Gedanken versunken. Dennoch entging es ihr nicht. Nach dreimaligem Läuten verstummte das Telefon und läutete erst nach zwanzig Sekunden erneut. Tamaru. Aomame nahm die

Decke von den Knien, öffnete die beschlagene Glastür und betrat die Wohnung. Sie war dunkel und mäßig geheizt. Mit noch kalter Hand hob sie den Hörer ab.

»Liest du noch Proust?«

»Ja, aber komme nicht richtig voran«, antwortete Aomame, als sei das ihre Parole.

»Nicht nach deinem Geschmack?«

»Daran liegt es nicht. Aber – wie soll ich sagen – die Welt, die dort beschrieben wird, ist eben eine ganz andere.«

Tamaru wartete schweigend, dass sie weitersprach. Er hatte es nicht eilig.

»Mir ist, als würde ich einen ausführlichen Bericht über einen Planeten lesen, der Lichtjahre von der Welt entfernt ist, in der ich lebe. Ich kann mir die Szenen vorstellen, die Schilderungen sind ja auch sehr lebhaft und anschaulich. Aber ich kann das, was im Buch geschieht, nicht zu meiner eigenen Lage in Beziehung setzen. Weil es mir physisch so fern ist, muss ich immer wieder zurückblättern und die gleichen Stellen noch einmal lesen.«

Aomame suchte nach Worten. Tamaru wartete.

»Nicht, dass es langweilig wäre. Alles ist so feinfühlig und detailliert geschildert, dass auch jemand wie ich die Vorgänge auf diesem einsamen Planeten gut verstehen kann. Nur komme ich einfach nicht voran. Es ist, als würde ich in einem Boot flussaufwärts rudern. Ich rudere ein Stück, aber sobald ich aufhöre, um über etwas nachzudenken, treibt das Boot unversehens wieder zurück«, sagte Aomame. »Aber diese Art zu lesen entspricht mir im Augenblick sehr. Sie gefällt mir besser, als einer fortlaufenden Handlung zu folgen, zu lesen, um zu erfahren, was als Nächstes passiert. Wie soll ich es beschreiben – die Zeit verhält sich unregelmäßig und sprunghaft. Als spiele es eigentlich keine Rolle, was vorher und was nachher geschieht oder umgekehrt. Die Reihenfolge ist irgendwie egal.«

Aomame rang um eine präzisere Ausdrucksweise.

»Fast kommt es mir vor, als würde ich die Träume eines anderen Menschen lesen. Simultan miterleben, was er fühlt. Ohne verstehen zu

können, worum es eigentlich geht. Obwohl die Empfindungen mir sehr nah sind, ist die wirkliche Distanz riesig.«

»Ob Proust das beabsichtigt hat?«

Das wusste Aomame natürlich nicht.

»Jedenfalls«, sagte Tamaru, »schreitet die Zeit in der Realität unaufhaltsam voran. Sie steht weder still, noch läuft sie rückwärts.«

»Ja, natürlich.« Aomame warf einen Blick auf die Glastür. War es wirklich so? Konnte man sich auf das stetige Fortschreiten der Zeit verlassen?

»Die Jahreszeit hat sich geändert, und das Jahr 1984 geht allmählich dem Ende zu«, sagte Tamaru.

»Ja, dieses Jahr werde ich *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* wohl nicht mehr auslesen können.«

»Macht nichts«, sagte Tamaru. »Du kannst dir so viel Zeit nehmen, wie du willst. Der Roman ist vor siebzig Jahren geschrieben worden. Er steckt nicht gerade voller brandheißer Neuigkeiten.«

Wahrscheinlich nicht, dachte Aomame. Oder vielleicht doch? Sie hatte kein großes Vertrauen mehr in den Fortgang der Zeit.

»Und wie geht es deinem Bauch?«, fragte Tamaru.

»Im Augenblick habe ich keine Probleme.«

»Das hört man gern«, sagte Tamaru. »Hat Madame dir übrigens von diesem zwielichtigen kleinen Glatzkopf erzählt, der um die Villa gestrichen ist?«

»Ja. Ist er noch mal aufgetaucht?«

»Nein, er hat sich nicht mehr blicken lassen. Er hat zwei Tage hier herumgeschnüffelt und ist dann verschwunden. Aber er hat sich bei ein paar Maklern in der Gegend als Wohnungssuchender ausgegeben und sie über das Frauenhaus ausgefragt. Er ist ja ein ziemlich auffälliger Typ und außerdem nicht gerade dezent gekleidet. Alle, mit denen er gesprochen hat, erinnern sich an ihn. Es ist keine Kunst, seiner Spur zu folgen.«

»Keine gute Voraussetzung für einen Detektiv oder einen Spion.«

»Du sagst es. Äußerlich ist der Mann völlig ungeeignet für seinen Beruf. Vor allem, weil er diesen seltsamen Riesenschädel hat. Aber wir sollten ihn nicht unterschätzen, denn er scheint eine Menge auf dem Kasten zu haben

und hat einiges herausgefunden. Er geht ziemlich geschickt und systematisch vor, weiß genau, wo er was erfragen muss. Er ist intelligent, übersieht nichts Wichtiges und tut nichts Überflüssiges.«

»Und was hat er über das Frauenhaus herausgekriegt?«

»Er weiß, dass das Haus von Madame unterhalten wird. Vielleicht weiß er mittlerweile sogar, dass sie Mitglied in dem Sportstudio ist, in dem du gearbeitet hast, und dass du ihr häufig Privatstunden in der Villa gegeben hast. Ich an seiner Stelle hätte das auch in Erfahrung gebracht.«

»Willst du damit sagen, der Mann ist so gut wie du?«

»Das könnte jeder, der in der Lage ist, logisch zu denken, und keine Mühe scheut, um an Informationen heranzukommen.«

»Aber ich kann mir nicht vorstellen, dass es viele solche Leute auf der Welt gibt.«

»Ein paar schon. Im Allgemeinen nennt man sie Profis.«

Aomame setzte sich auf einen Stuhl und legte einen Finger an die Nase. Sie war noch kalt von draußen.

»Und der Mann hat sich nicht mehr in der Nähe der Villa gezeigt«, sagte sie.

»Bestimmt ist ihm klar, dass er zu sehr auffällt. Auch dass wir Überwachungskameras haben, wird er mitbekommen haben. Er hat recherchiert, was in der kurzen Zeit möglich war, und ist in andere Jagdgründe weitergezogen.«

»Das heißt also, der Mann weiß von der Beziehung zwischen Madame und mir. Dass sie über das normale Verhältnis zwischen Trainerin und Klientin hinausgeht, dass es eine Verbindung zum Frauenhaus gibt und dass wir ein gemeinsames Projekt hatten.«

»Vermutlich«, sagte Tamaru. »Wie ich es sehe, ist er auf dem besten Weg, zum Kern der Sache vorzudringen.«

»All das klingt eher, als würde der Mann auf eigene Faust arbeiten und nicht im Auftrag einer größeren Organisation.«

»Ganz meiner Meinung. Sofern keine besondere Absicht dahintersteckt, ist es so gut wie ausgeschlossen, dass eine Organisation einen derart auffälligen Typ zu verdeckten Ermittlungen einsetzt.«

»Wozu spioniert er dann bei euch herum. Und für wen?«

»Tja«, sagte Tamaru. »Wir wissen nur, dass er gerissen und gefährlich ist. Alles andere sind bloß Vermutungen. Aber wenn du mich fragst, hat er in irgendeiner Form mit den Vorreitern zu tun.«

Aomame überlegte. »Und jetzt hat er sein Jagdrevier gewechselt.«

»Ja. Wir wissen nur nicht, wohin er sich begeben hat. Aber es wäre logisch anzunehmen, dass er sich jetzt deinem Versteck zuwendet oder es zumindest vorhat.«

»Aber du hast doch gesagt, es sei so gut wie unmöglich, mich ausfindig zu machen.«

»Das stimmt auch. Durch bloße Nachforschungen kann niemand dein Apartmenthaus mit Madame in Verbindung bringen. Wir haben jeden Zusammenhang getilgt. Aber so etwas funktioniert immer nur kurzfristig. Dauert die Belagerung länger an, entstehen Risse in der Verteidigung. An ganz unerwarteten Stellen. Angenommen, du gehst mal einen Augenblick nach draußen, und jemand sieht dich zufällig. Das wäre eine Möglichkeit.«

»Ich gehe nicht raus«, sagte Aomame schroff, obwohl das natürlich nicht der Wahrheit entsprach. Sie hatte die Wohnung ja bereits zweimal verlassen. Einmal, als sie auf der Suche nach Tengo auf den Spielplatz gerannt war, und ein zweites Mal, als sie mit dem Taxi zu dem Pannenstreifen bei Sangenjaya auf der Stadtautobahn Nr. 3 gefahren war, um die Treppe und damit einen Fluchtweg aus dem Jahr 1Q84 zu finden. Aber das konnte sie Tamaru nicht anvertrauen.

»Wie könnte der Mann noch herausfinden, dass ich hier bin?«

»Wenn ich er wäre, würde ich alle deine Person betreffenden Informationen noch einmal durchgehen. Was für ein Mensch du bist, woher du kommst, was du bisher gemacht hast, was du denkst, was du erreichen willst und was nicht. Ich würde jedes noch so kleine Detail vor mir auf dem Tisch ausbreiten und es gründlich überprüfen und analysieren.«

»Mich also völlig bloßlegen, ja?«

»Ja, und dich splitternackt unter einer grellen, kalten Lichtquelle betrachten. Dich mit Pinzette und Mikroskop von oben bis unten sezieren, deine Denkweise und deine Verhaltensmuster analysieren.«

»Meinst du wirklich, dass eine solche Analyse meiner Verhaltensmuster am Ende Aufschluss über meinen Aufenthaltsort geben könnte?«

»Das weiß ich nicht«, sagte Tamaru. »Vielleicht, vielleicht aber auch nicht. Das ist von Fall zu Fall anders. Ich sage nur, dass *ich* es so machen würde, wenn ich er wäre. Ein anderes Vorgehen fiele mir nicht ein. Jeder Mensch denkt und agiert in bestimmten, eigenen Bahnen, und wo es feste Muster gibt, entstehen Schwachpunkte.«

»Klingt sehr wissenschaftlich.«

»Ohne feste Formen kann der Mensch nicht leben. Sie sind wie das Thema in einem Musikstück. Zugleich legen sie seinem Denken und Handeln Fesseln an und beschränken seine Freiheit. Prioritäten verschieben sich, und in manchen Fällen leidet die Vernunft. Du weigerst dich zum Beispiel, den Ort, an dem du jetzt bist, vor Ende des Jahres zu verlassen. Ungeachtet der Gefahr. Weil du *etwas* suchst und nicht fortkannst – oder fortwillst –, bevor du es gefunden hast.«

Aomame schwieg.

»Natürlich weiß ich nicht, was es ist und wie sehr du es willst, und ich werde mir auch nicht erlauben, dich zu fragen. Aber aus meiner Sicht entwickelt sich dieses *Etwas* allmählich zu deinem persönlichen Schwachpunkt.«

»Kann sein«, gab Aomame zu.

»Dieser Typ mit dem Wasserkopf wird diesem Aspekt vielleicht nachgehen. Der Kerl wird deine Schwäche gnadenlos ausnutzen. Wenn er so gerissen ist, wie ich vermute, und eins und eins zusammenzählt, wird er uns auf die Schliche kommen.«

»Ich glaube das nicht«, sagte Aomame. »Er kann den Weg, der mich mit diesem *Etwas* verbindet, nicht finden. Denn es ist tief in meinem Herzen eingeschlossen.«

»Kannst du das mit hundertprozentiger Sicherheit sagen?«

Aomame überlegte. »Nicht zu hundert Prozent. Aber zu achtundneunzig.«

»Dann sollten wir uns ernsthafte Sorgen um die verbleibenden zwei Prozent machen. Wie gesagt, der Mann ist meiner Ansicht nach ein Profi. Sehr gewandt und ausdauernd.«

Aomame schwieg.

»So ein Profi ist wie ein ausgebildeter Jagdhund. Er wittert Dinge, die normale Menschen nicht wahrnehmen können, hört Geräusche, die normale Menschen nicht hören. Wer sich in allem verhält wie ein normaler Mensch, der wird es niemals zum Profi bringen. Und selbst wenn einer es geschafft hat, dann wird er nicht alt. Wir müssen sehr auf der Hut sein. Du bist sehr vorsichtig, das weiß ich. Aber du musst jetzt noch vorsichtiger sein als bisher. Die wichtigsten Dinge werden nicht nach Prozentsatz bestimmt.«

»Darf ich dir eine Frage stellen?«, sagte Aomame.

»Welche denn?«

»Was willst du tun, wenn der Mann mit dem Riesenschädel wieder auftaucht?«

Tamaru schwieg einen Moment. Anscheinend war er auf diese Frage nicht vorbereitet gewesen. »Wahrscheinlich nichts. Ich lasse ihn laufen. Hier kann er nichts ausrichten.«

»Aber wenn er anfängt zu nerven?«

»Wie zum Beispiel?«

»Ich weiß nicht. Wenn er irgendwie stört.«

Tamaru grunzte. »Dann schicke ich ihm eine Botschaft.«

»Von Profi zu Profi?«

»So ungefähr«, sagte Tamaru. »Aber bevor ich etwas Konkretes unternehme, muss ich wissen, ob er mit jemandem zusammenarbeitet. Falls er Unterstützung hat, könnte es umgekehrt auch gefährlich für mich werden. Ich kann erst gegen ihn vorgehen, wenn ich weiß, wie der Hase läuft.«

»Bevor man in ein Schwimmbassin springt, sollte man sich vergewissern, dass das Wasser tief genug ist.«

»So ungefähr.«

»Aber eigentlich vermutest du, dass er allein arbeitet. Ohne Hilfe.«

»Ja. Nur hat mich die Erfahrung gelehrt, dass mein Instinkt auch trügen kann. Leider habe ich keine Augen im Hinterkopf«, sagte Tamaru. »Tu mir also den Gefallen und behalte deine Umgebung genau im Auge. Treiben sich verdächtige Personen in der Nähe herum? Ist irgendetwas anders als sonst?

Sobald du auch nur die kleinste Veränderung bemerkst, sagst du mir Bescheid.«

»Verstanden. Ich passe auf«, sagte Aomame. Das brauchst du mir nicht zu sagen, fügte sie in Gedanken hinzu, schließlich suche ich Tengo und darf nicht das kleinste Detail übersehen. Allerdings habe auch ich nur ein Paar Augen.

»Das war's von meiner Seite.«

»Wie geht es Madame?«, fragte Aomame.

»Gut«, sagte Tamaru. »Aber in letzter Zeit ist sie ziemlich schweigsam geworden«, fügte er hinzu.

»Sie war doch nie ein Mensch, der sehr viel redet.«

Ein leiser Laut drang aus Tamarus Kehle. Als habe er ein besonderes Instrument darin, um bestimmte Gefühle auszudrücken. »Das hat sich noch *verstärkt*, wollte ich sagen.«

Aomame stellte sich vor, wie die alte Dame allein in ihrem Liegestuhl im Gewächshaus saß und unentwegt das lautlose Flattern der Schmetterlinge beobachtete. Zu ihren Füßen stand eine große Gießkanne. Aomame wusste, wie leise sie atmete.

»Ins nächste Paket lege ich dir eine Schachtel Madeleines«, sagte Tamaru zum Schluss. »Sie könnten sich positiv auf den Fluss der Zeit auswirken.«

»Danke«, sagte Aomame.

Aomame stand in der Küche und kochte sich einen Kakao. Bevor sie wieder ihren Beobachtungsposten auf dem Balkon bezog, musste sie sich aufwärmen. Sie erhitzte die Milch in einer Kasserolle und rührte Kakaopulver hinein. Den Kakao goss sie in einen großen Becher und gab die Sahne darauf, die sie vorher geschlagen hatte. Dann setzte sie sich an den Tisch und trank langsam. Dabei ließ sie sich durch den Kopf gehen, was Tamaru gesagt hatte. Sie wurde unter einem hellen, kalten Licht von diesem grotesken Wasserkopf unter die Lupe genommen. Er war ein echter Profi und gefährlich.

In ihrer Daunenjacke, einen Schal um den Hals gewickelt und den zur Hälfte geleerten Becher mit Kakao in der Hand, kehrte Aomame auf den

Balkon zurück, setzte sich auf ihren Gartenstuhl und legte sich die Decke über die Knie. Die Rutschbahn war noch immer leer. Sie sah gerade noch, wie ein Kind den Park verließ. Wie seltsam. Was machte ein Kind um diese Zeit allein im Park? Es war ziemlich stämmig und trug eine gestrickte Mütze. Sie sah es nur ganz kurz durch die Lücke zwischen den Sichtblenden des Balkons, dann verschwand es sogleich hinter den Häusern. Für ein Kind hatte sein Kopf zu groß gewirkt, aber vielleicht hatte sie sich das auch nur eingebildet.

Tengo war es auf alle Fälle nicht gewesen. Also dachte Aomame nicht weiter nach und richtete ihr Augenmerk wieder auf die Rutschbahn und die vorüberziehenden Wolkenfelder. Sie trank ihren Kakao und wärmte sich die Hände am Becher.

Natürlich hatte es sich bei der Person, die Aomame flüchtig gesehen hatte, nicht um ein Kind, sondern um Ushikawa gehandelt. Wäre es etwas heller gewesen oder hätte sie ihn etwas länger sehen können, wäre ihr gewiss aufgefallen, dass sein Kopf tatsächlich viel zu groß für einen kleinen Jungen war. Ihr wäre klar geworden, dass es der zwergenhafte Mann mit dem großen Kopf war, vor dem Tamaru sie gewarnt hatte. Doch Aomame hatte ihn nur wenige Sekunden und aus einem ungünstigen Blickwinkel gesehen. Glücklicherweise hatte Ushikawa aus den gleichen Gründen nicht beobachten können, wie Aomame auf den Balkon hinauskam.

An dieser Stelle tauchen einige »Wenns« auf. Wenn Tamaru sich etwas kürzer gefasst hätte oder wenn Aomame bei ihren anschließenden Überlegungen nicht Kakao gekocht hätte, dann hätte sie Tengo, der in diesem Moment von der Rutschbahn aus den Himmel betrachtete, noch entdeckt. Sie wäre sofort hinausgelaufen, und nach zwanzig Jahren hätte endlich das Wiedersehen der beiden stattgefunden.

Zugleich hätte Ushikawa, der Tengo beschattete, Aomame sofort erkannt, damit herausgefunden, wo sie lebte, und es im Nu den beiden Vorreitern berichtet.

So vermag niemand zu beurteilen, ob es eine glückliche oder eine unglückliche Fügung war, dass Aomame Tengo nicht gesehen hatte, der wie

schon einmal zuvor auf die Rutschbahn gestiegen war und die beiden Monde durch die ziehenden Wolken hindurch betrachtet hatte. Ushikawa hatte sich in einiger Entfernung versteckt gehalten und ihn dabei beobachtet. Unterdessen hatte Aomame den Balkon verlassen, um mit Tamaru zu telefonieren, bevor sie sich Kakao kochte und ihn trank. Währenddessen waren etwa fünfundzwanzig Minuten vergangen. Entscheidende fünfundzwanzig Minuten. Als Aomame in ihrer Daunenjacke mit dem Kakao in der Hand auf den Balkon zurückkam, hatte Tengo den Park bereits verlassen. Ushikawa war ihm nicht direkt gefolgt. Er war allein im Park zurückgeblieben, um sich von etwas zu überzeugen. Erst dann war er davongeeilt. Und Aomame war von ihrem Balkon aus Zeugin dieser letzten Sekunden geworden.

Die Wolken bewegten sich in der gleichen Geschwindigkeit über den Himmel wie zuvor. Sie zogen nach Süden, überquerten die Bucht von Tokio und erreichten bald die Weiten des Stillen Ozeans. Welches weitere Schicksal ihnen beschieden war, wusste niemand, ebenso wenig, wie jemand den Zustand der Seele nach dem Tod kannte.

Jedenfalls begann der Kreis sich zu schließen. Doch weder Tengo noch Aomame wussten, mit welcher Geschwindigkeit er sich um sie zusammenzog. Ushikawa hatte die Bewegung leicht gespürt, weil er so aktiv daran mitwirkte. Aber selbst für ihn war noch nicht das ganze Bild sichtbar. Das Entscheidende war ihm entgangen. Nämlich, dass die Distanz zwischen ihm und Aomame nur wenige Meter betrug. Denn es hatte sich etwas ereignet, was bei Ushikawa höchst selten vorkam – als er den Park verließ, war er fassungslos und vermochte nicht in geordneten Bahnen zu denken.

Gegen zehn Uhr wurde die Kälte so streng, dass Aomame sich fügte und in die warme Wohnung zurückkehrte. Sie zog sich aus und nahm ein Bad. Während das heiße Wasser die durchdringende Kälte aus ihrem Körper vertrieb, legte sie die Hände flach auf ihren Unterleib. Sie spürte nun schon eine leichte Rundung. Sie schloss die Augen und versuchte, die Präsenz *des Kleinen* zu spüren. Ihr blieb nicht mehr viel Zeit. Sie musste Tengo

unbedingt sagen, dass sie ein Kind von ihm bekam. Und dass sie es mit all ihren Kräften schützen wollte.

Sie machte sich fertig fürs Bett und schlief auf der Seite liegend ein. Bevor sie in Tiefschlaf fiel, träumte sie von der alten Dame.

Aomame sitzt mit der alten Dame im Gewächshaus der Weidenvilla, und sie betrachten die Schmetterlinge. Es ist dämmrig dort und warm wie in einer Gebärmutter. Auch der Gummibaum, den sie in ihrer Wohnung zurückgelassen hat, ist hier. Er sieht gepflegt aus, gesund und so saftig grün, dass sie ihn kaum wiedererkennt. Ein tropischer Schmetterling, den sie nie zuvor gesehen hat, ruht auf einem der fleischigen Blätter. Er hat seine großen bunten Flügel eingefaltet und scheint ruhig zu schlafen. Der Anblick beglückt Aomame.

In ihrem Traum ist Aomames Bauch viel dicker. Die Geburt des Kindes steht offenbar kurz bevor. Sie kann den Herzschlag *des Kleinen* hören. Er verbindet sich mit ihrem eigenen, und gemeinsam bilden sie einen wohltuenden Rhythmus.

Neben Aomame sitzt die alte Dame, wie immer kerzengerade, mit fest geschlossenen Lippen und atmet leise. Die beiden sprechen nicht, um den schlafenden Schmetterling nicht zu wecken. Die alte Dame wirkt unnahbar und scheint Aomame nicht einmal zu bemerken. Obwohl diese natürlich weiß, dass die alte Dame ihre Beschützerin ist. Dennoch will eine gewisse Unsicherheit nicht aus ihrem Herzen weichen. Die Hände, die im Schoß der alten Dame ruhen, muten allzu schmal und fragil an. Unwillkürlich tastet Aomame nach ihrer Pistole. Doch sie ist nirgends zu finden.

Obwohl der Traum sie fest umfangen hat, weiß Aomame, dass sie träumt. Sie kennt diese Träume, bei denen sie aller Lebendigkeit und aller scheinbaren Wirklichkeit zum Trotz weiß, dass sie nicht real sind. Sie stellen nur detailgetreu die Szenerie eines anderen Planeten dar.

Jemand öffnet die Tür zum Gewächshaus. Ein unheilvoller, kalter Luftzug entsteht. Der große Schmetterling erwacht, breitet die Flügel aus und flattert vom Gummibaum auf. Wer ist das? Sie will den Kopf drehen, um nachzusehen. Doch bevor sie die Person erblickt, endet ihr Traum.

Als Aomame erwachte, war sie in kaltem Schweiß gebadet. Sie zog ihren feuchten Pyjama aus, rieb sich mit einem Handtuch ab und zog ein frisches T-Shirt an. Eine Weile blieb sie aufrecht auf dem Bett sitzen. Vielleicht bahnte sich etwas Unheilvolles an. Jemand hatte es auf *das Kleine* abgesehen. Und dieser Jemand war ganz nah. Sie musste Tengo so schnell wie möglich finden. Aber im Augenblick konnte sie nichts anderes tun, als weiter jeden Abend den Spielplatz zu beobachten. Ihren Blick wachsam, geduldig und unermüdlich auf diesen kleinen Ausschnitt der Welt zu konzentrieren. Auf diese Rutschbahn. Dennoch konnte man immer irgendetwas übersehen. Schließlich hatte auch sie nur zwei Augen.

Aomame hätte gern geweint. Aber es kamen keine Tränen. Sie ging wieder zu Bett, legte sich die Handflächen auf den Unterleib und wartete still darauf, dass der Schlaf kam.

Kapitel 18

Tengo

Wenn rotes Blut fließt

»Dann ist drei Tage lang gar nichts passiert«, sagte Komatsu. »Ich aß das Essen, das man mir brachte, schlief auf der Pritsche, wenn das Licht aus war, wachte auf und benutzte die kleine Toilette, die an das Zimmer angeschlossen war. Sie hatte sogar eine Art Sichtschutz, aber abschließen konnte man nicht. Es war noch ziemlich heiß um die Zeit, aber die Lüftung schien mit einer Klimaanlage verbunden zu sein, sodass ich nichts von der Hitze spürte.«

Schweigend nahm Tengo Komatsus Bericht entgegen.

»Dreimal am Tag bekam ich etwas zu essen. Um welche Uhrzeit, weiß ich nicht. Die Armbanduhr hatten sie mir abgenommen. Das Zimmer hatte keine Fenster, ich wusste nicht mal, ob es Tag oder Nacht war. Kein Laut war zu hören, auch wenn ich noch so sehr die Ohren spitzte. Meine Geräusche drangen sicher auch nicht nach außen. Keine Ahnung, wohin die mich gebracht hatten. Aber irgendwie hatte ich das Gefühl, dass es sehr abgelegen war. Jedenfalls geschah drei Tage lang gar nichts. Zumindest vermute ich, dass es drei Tage waren, denn in entsprechenden Abständen wurde mir neunmal Essen gebracht. Dreimal wurde das Licht im Zimmer gelöscht, und dreimal schlief ich. Ich habe von Natur aus einen leichten und unregelmäßigen Schlaf, aber aus unerfindlichen Gründen hatte ich an diesem Ort nie Einschlafschwierigkeiten und schlief immer tief und fest. Sehr sonderbar, wenn man darüber nachdenkt. Kannst du mir folgen?«

Tengo nickte stumm.

»In diesen drei Tagen habe ich nicht ein einziges Wort gesprochen. Der junge Mann, der mir das Essen brachte, war schlank, er trug eine

Baseballmütze und eine weiße Gesichtsmaske. Außerdem so was wie einen Trainingsanzug und schmutzige Turnschuhe. Das Essen brachte er auf einem Tablett, das er, wenn ich fertig war, wieder abholte. Ich aß von Papptellern und mit läppischem Plastikbesteck. Es war irgendwelches Fertigfutter, aber nicht ungenießbar. Viel war es auch nicht gerade. Also hatte ich immer ziemlichen Kohldampf und aß alles auf. Das wundert mich noch heute. Normalerweise habe ich kaum Appetit, und im schlimmsten Fall vergesse ich schon mal, überhaupt etwas zu essen. Zu trinken gaben sie mir nur Milch und Mineralwasser. Keinen Kaffee, keinen Tee, keinen Single Malt und kein Fassbier. Nicht mal was zu rauchen hatte ich. Aber gut, schließlich war ich ja nicht zur Erholung in einem Luxushotel.«

Wie aufs Stichwort zog Komatsu eine Schachtel rote Marlboro hervor, steckte sich eine in den Mund und zündete sie mit einem Pappstreichholz an. Er sog den Rauch tief in seine Lungen und ließ ihn langsam wieder entweichen.

»Der, der mir das Essen brachte, sprach von Anfang bis Ende kein Wort«, fuhr er mit einem Stirnrunzeln fort. »Bestimmt auf Anweisung seiner Vorgesetzten. Offensichtlich war er weit unten in der Rangordnung, eine Art Mädchen für alles. Aber ich vermute, er beherrschte irgendeine Kampfsportart. Seine Bewegungen wirkten jedenfalls sehr kontrolliert.«

»Und Sie haben ihm keine Fragen gestellt?«

»Mir war sofort klar, dass ich sowieso keine Antwort bekommen würde. Also hielt ich lieber gleich die Klappe. Aß die Mahlzeiten, die er mir brachte, trank brav meine Milch, schlief im Bett, wenn das Licht ausging, und stand auf, wenn es wieder anging. Morgens legte der Junge mir einen elektrischen Rasierapparat und eine Zahnbürste hin. Dann rasierte ich mich und putzte mir die Zähne. Sobald ich fertig war, nahm er die Sachen wieder mit. Außer Klopapier gab es in dem Zimmer nichts, das die Bezeichnung Komfort verdient hätte. Duschen oder Kleidung wechseln war nicht drin, aber ich hatte auch gar nicht das Bedürfnis. Nicht mal einen Spiegel gab es, aber das war nicht mal besonders unangenehm. Das Schlimmste war die Untätigkeit. Vom Aufwachen bis zum Schlafengehen allein in einem weißen Würfel zu hocken kann äußerst langweilig werden. Schließlich bin ich süchtig nach

Gedrucktem und kann ohne nicht leben. Ich brauche was zu lesen, egal was, und sei es die Speisekarte vom Zimmerservice. Aber es gab nichts, kein Buch, keine Zeitung, keine Zeitschrift. Nicht mal Fernsehen, Radio oder irgendein Spiel. Niemanden, mit dem ich reden konnte. Ich konnte nur auf dem Stuhl sitzen und den Fußboden, die Wände oder die Decke anstarren. Ein irres Gefühl. Stell dir doch mal vor, du gehst die Straße entlang, wirst von irgendwelchen Typen gepackt, und sie halten dir einen Lappen mit Chloroform vor die Nase. Dann bringen sie dich betäubt irgendwohin und sperren dich in irgendeinen bescheuerten Raum ohne Fenster. Das würde doch jeder bizarr finden, oder nicht? Und dann noch diese Langeweile, die einen fast wahnsinnig macht.«

Aufgewühlt starrte Komatsu einen Moment auf die brennende Zigarette zwischen seinen Fingern. Dann schnippte er die Asche in den Aschenbecher. »Bestimmt wollten sie mich zermürben, indem sie mich drei Tage lang allein und ohne etwas zu tun in dem Zimmer schmoren ließen. Das ist ihnen auch prima gelungen. Die kennen sich damit aus, wie man jemanden nervlich fertigmacht. Am vierten Tag – das heißt, nach dem vierten Frühstück – kamen zwei Männer. Ich glaube, es waren die, die mich entführt hatten. Weil alles so plötzlich kam, hatte ich ihre Gesichter gar nicht registriert. Aber als ich sie dann sah, dämmerte es mir allmählich. Die beiden hatten mich in einen Wagen gezerrt, mir fast die Arme ausgekugelt und mir einen mit irgendeiner Chemie getränkten Lappen ins Gesicht gedrückt. All das spielte sich in wenigen Augenblicken ab. Gesprochen haben sie kein Wort.«

Bei der Erinnerung verzog Komatsu das Gesicht.

»Der eine war nicht besonders groß und ziemlich kräftig gebaut. Sein Kopf war rasiert, er war sonnengebräunt und hatte vorstehende Wangenknochen. Der andere war ein Langer mit einem schmalen Gesicht. Die Haare hatte er hinten zusammengebunden. Irgendwie erinnerten sie mich an Dick und Doof. Aber ich erkannte auf den ersten Blick, dass sie ziemlich gefährlich waren. Typen, die vor nichts zurückschrecken, wenn es drauf ankommt. An sich war ihr Verhalten sehr ruhig, wirkte aber deshalb umso bedrohlicher. Ihre Augen waren beängstigend kalt. Beide trugen schwarze Baumwollhosen und kurzärmlige weiße Hemden. Altersmäßig

würde ich sie auf Mitte oder Ende zwanzig schätzen. Der Kahle schien der Ältere zu sein. Keiner von beiden trug eine Uhr.«

Wortlos wartete Tengo, dass Komatsu weitererzählte.

»Der Kahlkopf hatte offenbar das Sagen. Der Lange mit dem Pferdeschwanz stand nur an der Tür, als habe er einen Stock verschluckt, und sagte keinen Ton. Er schien das Gespräch zwischen mir und dem Glatzkopf zu verfolgen, aber vielleicht hörte er auch gar nicht zu. Der Glatzkopf setzte sich also auf einen Metallstuhl, den er mitgebracht hatte. Ich saß, weil es keinen weiteren Stuhl gab, auf dem Bett. Das Gesicht des Mannes war völlig ausdruckslos. Natürlich bewegte er beim Sprechen den Mund, aber der Rest blieb absolut reglos. Wie die Puppe eines Bauchredners.«

Als Erstes stellte der Kahle Komatsu folgende Frage: »Haben Sie eine Vermutung, warum Sie hierhergebracht wurden, wer wir sind und wo Sie sich hier befinden?«

Komatsu antwortete, er habe keine Ahnung.

Der Kahlkopf musterte ihn eine Weile mit Augen, denen jede Tiefe fehlte. »Wenn Sie nun aber unbedingt eine Vermutung äußern müssten, welche wäre das?«, fragte er. Seine Ausdrucksweise war höflich, doch sein Tonfall duldete keinen Widerspruch. Seine Stimme klang unendlich hart und kalt, wie ein Lineal aus Metall, das lange in einem Kühlschrank gelegen hatte.

Nach einigem Zögern antwortete Komatsu, er könne sich – wenn er denn also unbedingt eine Vermutung äußern müsse – vorstellen, dass es etwas mit *Die Puppe aus Luft* zu tun habe. Demnach wären die beiden wahrscheinlich Mitglieder der Vorreiter, und sie befänden sich hier auf dem Gelände dieser Gemeinschaft. Natürlich seien dies rein hypothetische Annahmen.

Weder bestätigte noch verneinte der Kahlkopf, was Komatsu gesagt hatte. Stattdessen blickte er ihm nur wortlos ins Gesicht. Auch Komatsu schwieg.

»Dann wollen wir uns mal auf der Grundlage Ihrer Hypothese unterhalten«, setzte der Kahle ruhig an. »Das, worüber wir jetzt sprechen, sind letztlich Folgerungen, die sich aus Ihrer Hypothese ergeben. Also einmal angenommen, Sie hätten recht, ja?«

»Einverstanden«, sagte Komatsu. Offenbar bemühten sie sich, alles weitmöglichst zu verschleiern. Kein schlechtes Zeichen. Hätten sie nicht die Absicht gehabt, ihn lebend davonkommen zu lassen, hätten sie auch nicht solche Umstände zu machen brauchen.

»Sie waren als Redakteur für die Veröffentlichung des Romans *Die Puppe aus Luft* von Eriko Fukada zuständig. Das ist doch richtig?«

Das sei es, gab Komatsu zu. Eine allgemein bekannte Tatsache.

»Nach allem, was wir wissen, ist es bei der Vergabe des Debütpreises der *Zeitschrift für Literatur und Kunst* an *Die Puppe aus Luft* zu gewissen Unregelmäßigkeiten gekommen. Auf Ihre Anweisung gelangte das eingereichte Manuskript, noch bevor es von der Jury begutachtet werden konnte, in die Hände einer dritten Person und wurde in großem Umfang bearbeitet. Das insgeheim überarbeitete Werk erhielt den Preis, erregte ziemlich großes Aufsehen, erschien in Buchform und wurde ein Bestseller. Das stimmt doch?«

»Das kommt auf die Sichtweise an«, sagte Komatsu. »Es kommt praktisch nie vor, dass ein eingereichtes Manuskript nicht nach den Vorgaben eines Lektors oder Redakteurs bearbeitet –«

Der Kahlkopf hob die Hände, um Komatsus Redefluss zu unterbrechen. »Selbstverständlich ist nichts Unlauteres daran, dass ein Autor dem Rat eines Lektors folgend Änderungen an seinem Manuskript vornimmt. Aber dass ein Dritter ein Werk überarbeitet, damit es einen Preis bekommt, verstößt zumindest gegen die guten Sitten. Und sich dann noch mit Hilfe einer Scheinfirma die Beteiligung an dem Buch zu sichern, ist moralisch aufs Schärfste zu verurteilen, auch wenn ich nicht weiß, wie ein solcher Fall juristisch gedeutet werden würde. Jedenfalls gibt es für Ihr Verhalten keine Rechtfertigung. Die Presse würde großes Aufhebens von der Sache machen, und Ihr Verlag würde sehr stark an Glaubwürdigkeit verlieren. Das wissen Sie doch ganz genau, Herr Komatsu. Wir kennen die Umstände bis ins Detail. Wir haben konkrete Beweise und könnten die Öffentlichkeit aufklären. Also verschonen Sie mich mit Ihren schäbigen Ausreden. So was zieht bei uns nicht. Wir verschwenden nur gegenseitig unsere Zeit.«

Komatsu nickte stumm.

»Wenn das alles rauskommt, müssen Sie den Verlag verlassen; und nicht nur das, Sie würden aus dem Literaturbetrieb ausgestoßen werden. Sie würden nie wieder Fuß darin fassen. Zumindest nicht offiziell.«

»Wahrscheinlich nicht«, musste Komatsu eingestehen.

»Im Augenblick ist die Anzahl der Eingeweihten noch begrenzt«, sagte der Kahle. »Bescheid wissen nur Sie, Eriko Fukada, Professor Ebisuno und Tengo Kawana, der für die Bearbeitung des Manuskripts zuständig war. Und noch ein paar andere.«

Komatsu hakte nach. »Meiner Hypothese folgend wären die ›paar anderen‹, von denen sie sprechen, Mitglieder der Vorreiter, oder?«

Der Kahle nickte kurz. »Hypothetisch betrachtet wäre das der Fall.«

Er machte eine Pause, damit Komatsu das Gesagte verarbeiten konnte. Dann fuhr er fort.

»Falls Ihre Hypothese stimmt, müssten *sie* sich hier mit Ihnen befassen. Man könnte Sie als Ehrengast in diesem Raum festhalten, so lange man wollte. Ohne größere Mühe. Es wären auch einige Möglichkeiten vorstellbar, um diese Zeit zu verkürzen. Einschließlich solcher, die für beide Seiten kaum als angenehm zu bezeichnen wären. Jedenfalls haben *sie* sowohl die Macht als auch die Mittel dazu. So weit können Sie mir doch folgen?«

»Ich glaube schon«, erwiderte Komatsu.

»Gut«, sagte der Kahle.

Auf einen Fingerzeig des Kahlen verließ der mit dem Pferdeschwanz den Raum und kam nach einer Weile mit einem Telefon zurück. Er stöpselte das Kabel in eine Dose am Fußboden und reichte Komatsu den Hörer. Der Kahle befahl ihm, im Verlag anzurufen.

»Sie sagen jetzt, Sie lägen seit ein paar Tagen mit einer schweren Grippe und hohem Fieber im Bett und könnten eine Weile nicht zur Arbeit kommen. Anschließend legen Sie bitte sofort auf.«

Komatsu rief im Büro an, sagte kurz, was man ihm aufgetragen hatte, und unterbrach das Gespräch, ohne auf die Fragen seines Kollegen zu antworten. Der Kahle nickte, worauf der Pferdeschwanz das Telefonkabel aus der Buchse zog und mit dem Apparat den Raum verließ. Der Kahlkopf betrachtete einen Moment forschend seine Handrücken.

»Das wär's für heute«, sagte er dann zu Komatsu. Seine Stimme hatte nun beinahe einen Anflug von Herzlichkeit. »Wir reden ein anderes Mal weiter. Bis dahin denken Sie bitte über das nach, was wir heute besprochen haben.«

Damit verschwanden die beiden. Und Komatsu verbrachte die nächsten zehn Tage schweigend in dem kleinen Raum. Dreimal am Tag brachte ihm der junge Mann mit der Maske die üblichen, nicht sehr schmackhaften Mahlzeiten. Am vierten Tag hatte man ihm eine Art baumwollenen Pyjama zum Wechseln gegeben, aber duschen ließ man ihn bis zum Schluss nicht. An dem kleinen Waschbecken im Bad konnte er sich lediglich frischmachen. Er verlor zunehmend das Gefühl für die einzelnen Tage.

Komatsu mutmaßte, dass man ihn in das Hauptquartier der Sekte in Yamanashi gebracht hatte. Er hatte es schon einmal in den Nachrichten im Fernsehen gesehen. Es war ein fremdartig wirkendes, von hohen Zäunen umgebenes Gelände, das tief in den Bergen lag. Die Möglichkeit, zu flüchten oder um Hilfe zu rufen, schien so gut wie ausgeschlossen. Falls sie ihn umbrächten (vermutlich eine der Alternativen, die »für beide Seiten kaum als angenehm zu bezeichnen« waren), würde seine Leiche niemals gefunden werden. Zum ersten Mal in seinem Leben war der Tod für Komatsu als reale Möglichkeit in greifbare Nähe gerückt.

Am (vermutlich) zehnten Tag, nachdem man ihn gezwungen hatte, im Verlag anzurufen, tauchten die beiden endlich wieder auf. Der Kahlkopf schien etwas dünner als beim letzten Mal, seine Wangenknochen standen stärker hervor. Seine kalten Augen waren blutunterlaufen. Er setzte sich wie beim letzten Mal auf einen mitgebrachten Rohrstuhl an den Tisch. Lange Zeit sagte er nichts und starrte Komatsu nur mit seinen geröteten Augen an.

Der Pferdeschwanz wirkte äußerlich unverändert. Wie beim letzten Mal stand er hoch aufgerichtet an der Tür und fixierte ausdruckslos einen Punkt im Raum. Wieder trugen die beiden schwarze Hosen und weiße Hemden. Offenbar handelte es sich um eine Art Uniform.

»Wir wollten unser Gespräch vom letzten Mal fortführen«, begann endlich der Kahlkopf. »Das Gespräch darüber, wo und wie wir uns mit Ihnen befassen.«

Komatsu nickte. »Einschließlich der Vorgehensweisen, die für beide Seiten kaum als angenehm zu bezeichnen sind.«

»Sie haben wirklich ein ausgezeichnetes Gedächtnis«, sagte der Kahlkopf. »Ganz recht. Auch ein unglücklicher Ausgang kommt durchaus in Frage.«

Komatsu schwieg, und der Kahle fuhr fort.

»Doch letztlich ist das eine Sache, die *vernünftig* gelöst werden sollte. Auch *sie* wolllen sich möglichst nicht für eine zu extreme Alternative entscheiden. Wenn Sie, Herr Komatsu, plötzlich verschwänden, könnte das weitere unangenehme Umstände nach sich ziehen. Wie zu der Zeit, als Eriko Fukada verschwand. Vielleicht gibt es nicht sehr viele Menschen, die Ihr Ableben betrauern würden, aber offenbar schätzt man Sie als kompetenten Redakteur. Als solcher sind Sie in der ganzen Branche bekannt. Und selbst Ihre von Ihnen getrennt lebende Gattin würde Ihre monatlichen Zuwendungen sicher ungern missen. All dies sind keine Entwicklungen, die *sie* als günstig bezeichnen würden.«

Komatsu hustete trocken und schluckte.

»*Sie* haben keineswegs den Wunsch, Sie persönlich anzuklagen oder zu bestrafen. *Sie* wissen, dass es nicht in Ihrer Absicht lag, mit der Veröffentlichung von *Die Puppe aus Luft* eine bestimmte religiöse Gemeinschaft anzugreifen. Anfangs wussten Sie ja nicht einmal, dass die Geschichte überhaupt etwas mit ihr zu tun hat. Sie haben Ihren Plan nur aus Übermut und Ehrgeiz entworfen. Außerdem ging es ja auch um eine nicht unerhebliche Summe Geld. Für einen gewöhnlichen Angestellten ist es schließlich nicht einfach, ständig das Geld für die Alimente und die Ausbildung der Kinder aufzubringen. Dann haben Sie noch diesen nichtsahnenden Yobiko-Lehrer mit schriftstellerischen Ambitionen namens Tengo Kawana in ihren Plan mit hineingezogen. Der Plan an sich ist sogar recht originell und witzig, Sie haben sich nur das falsche Werk und die falschen Leute dafür ausgesucht. Und die Geschichte hat den ursprünglich geplanten Rahmen gesprengt. Ihr seid wie Zivilisten, die sich an die Front verirrt haben und in ein Minenfeld getappt sind. Jetzt könnt ihr weder vor noch zurück. Ist es nicht so, Herr Komatsu?«

»Wenn Sie meinen«, erwiderte Komatsu unverbindlich.

»Sie scheinen verschiedene Dinge noch nicht richtig zu verstehen.« Der Kahle musterte Komatsu mit zusammengekniffenen Augen. »Andernfalls würden Sie nicht reden, als ginge Sie das alles nichts an. Im Klartext: Sie stehen mit beiden Beinen in einem Minenfeld.«

Komatsu nickte stumm.

Der Kahlkopf schloss die Augen und öffnete sie nach zehn Sekunden wieder. »So in die Enge getrieben zu sein ist sicher auch für Ihre Seite nicht angenehm, aber für *sie* ist ein viel größeres Problem daraus entstanden.«

Komatsu fasste sich ein Herz und fragte: »Würden Sie mir eine Frage beantworten?«

»Wenn ich kann.«

»Mit der Veröffentlichung von *Die Puppe aus Luft* haben wir also dieser religiösen Gruppe ein paar Unannehmlichkeiten bereitet. Das verstehe ich doch richtig?«

»Nicht nur *ein paar* Unannehmlichkeiten«, sagte der Kahlkopf und verzog leicht das Gesicht. »Die Stimmen haben aufgehört, zu *ihnen* zu sprechen. Verstehen Sie, was das bedeutet?«

»Nein«, sagte Komatsu trocken.

»Das ist gut. Auch für mich ist es unmöglich, Ihnen das konkreter zu erklären. Außerdem ist es für Sie besser, es nicht zu wissen. *Die Stimmen sind verstummt.* Das ist alles, was ich Ihnen im Augenblick sagen kann.« Der Kahle machte eine kurze Pause. »Und dieser unglückselige Zustand ist durch die Veröffentlichung von *Die Puppe aus Luft* entstanden.«

»Haben Eriko Fukada und Professor Ebisuno damit gerechnet, dass die Veröffentlichung diesen ›unglückseligen Zustand‹, wie Sie es nennen, hervorruft?«, fragte Komatsu.

Der Kahlkopf schüttelte den Kopf. »Nein, das hat Herr Ebisuno wohl nicht gewusst. Was Eriko Fukada geplant hat, ist unklar. Aber wir nehmen an, dass es sich nicht um einen vorsätzlichen Akt gehandelt hat. Und selbst wenn, war es sicher nicht ihr Plan.«

»Aber die Leser sehen *Die Puppe aus Luft* nur als Fantasy-Roman«, sagte Komatsu. »Als harmlose phantastische Geschichte, geschrieben von einer Oberschülerin. De facto haben nicht wenige Leser das Buch als zu

unrealistisch kritisiert. Niemand würde von sich aus auf die Idee kommen, dass darin ein großes Geheimnis oder konkrete Informationen preisgegeben werden.«

»Sie sagen es«, sagte der Kahle. »Die meisten Menschen merken überhaupt nichts davon. Aber das ist nicht das Problem. Dieses Geheimnis ist etwas, das in *keiner Form* öffentlich gemacht werden darf.«

Der Pferdeschwanz stand noch immer wie angewurzelt an der Tür, starrte die Wand an und sah etwas, das wohl kein anderer sehen konnte.

»Was *sie* wollen, ist, dass die Stimmen zurückkehren«, sagte der Kahle mit Nachdruck. »Die Quelle ist nicht versiegt. Nur tief verborgen an einem unsichtbaren Ort. Sie wiederzubeleben ist äußerst schwierig, aber nicht unmöglich.«

Der Kahlkopf blickte Komatsu forschend in die Augen. Er schien etwas abzuschätzen. Wie ein Mensch, der per Augenmaß zu bestimmen versucht, ob ein Möbelstück in einem Zimmer Platz findet.

»Ihr habt euch, wie gesagt, in ein Minenfeld verirrt und könnt weder vor noch zurück. Aber *sie* können euch zeigen, wie ihr unbeschadet wieder herauskommt. So könnt ihr mit knapper Not entkommen, und *sie* werden die lästigen Eindringlinge auf sanfte Art los.«

Der Kahle schlug die Beine übereinander.

»Wir bitten Sie, sich ohne Aufhebens zurückzuziehen. Denen ist es völlig egal, ob Sie hier in einem Stück herauskommen. Aber wenn jetzt ein großer Aufruhr entsteht, wird alles viel komplizierter. Deshalb, Herr Komatsu, weisen wir Ihnen einen Ausweg. Führen Sie an einen sicheren Ort. Als Gegenleistung verlangen wir nur, dass Sie die Herausgabe von *Die Puppe aus Luft* einstellen. Es erscheinen keine weiteren Auflagen und keine Taschenbuchausgaben. Sie machen natürlich auch keine Werbung mehr. Und Sie brechen ab sofort jede Verbindung zu Eriko Fukada ab. Wie sieht es aus? So viel Einfluss haben Sie doch, oder?«

»Ganz so einfach ist das nicht, aber vielleicht schaffe ich es«, sagte Komatsu.

»Lieber Herr Komatsu, es ist nicht so, dass wir Sie eigens hierher bemüht haben, um auf der Ebene von *vielleicht* zu diskutieren.« Die Augen des

Kahlen wurden röter und sein Blick bohrender. »Sie sollen ja nicht alle Bücher, die im Umlauf sind, zurückholen. Eine solche Aktion würde bloß wieder die Massenmedien auf den Plan rufen. Außerdem wissen wir, dass das nicht in Ihrer Macht liegt. Wir möchten, dass die Sache möglichst diskret über die Bühne geht. Was geschehen ist, ist geschehen. Entstandener Schaden lässt sich nicht rückgängig machen. Was *sie* möchten, ist, dass das Buch aus dem Blickpunkt des öffentlichen Interesses verschwindet. Verstehen Sie?«

Komatsu nickte.

»Wie ich bereits sagte, würden sich einige Fakten, falls sie bekannt würden, auch für Ihre Seite nachteilig auswirken. Die Beteiligten wären gesellschaftlich ruiniert. Deshalb möchten wir zu unserem beiderseitigen Vorteil einen Waffenstillstand schließen. *Sie* werden euch nicht weiter zur Rechenschaft ziehen und garantieren Ihre Sicherheit. Und Sie lassen die Finger von dem Roman *Die Puppe aus Luft*. Das ist doch kein schlechter Handel.«

Komatsu überlegte. »Also gut. Ich werde dafür sorgen, dass sämtliche Auflagen von *Die Puppe aus Luft* eingestellt werden. Das kann ein bisschen dauern, aber ich werde Mittel und Wege finden. Ich persönlich habe kein Problem damit, die Sache völlig zu vergessen. Tengo Kawana geht es sicher nicht anders. Er hatte von Anfang an kein Zutrauen zu dem Projekt. Ich habe ihn quasi mit Gewalt in die Sache hineingezogen. Seine Aufgabe ist ja auch längst beendet. Eriko Fukada macht uns sicher ebenfalls keine Schwierigkeiten. Sie sagt, sie habe nicht die Absicht, einen weiteren Roman zu schreiben. Ob Professor Ebisuno so einfach aussteigt, kann ich allerdings nicht voraussagen. Ihm ging es letzten Endes darum zu erfahren, ob sein Freund Tamotsu Fukada unversehrt und am Leben ist. Er will wissen, wo Fukada sich aufhält und was aus ihm geworden ist. Solange er das nicht weiß, wird er meiner Ansicht nach nicht aufgeben.«

»Herr Tamotsu Fukada ist verstorben«, sagte der Kahle. Seine Stimme klang monoton und ruhig; dennoch lag eine große Schwere darin.

»Verstorben?«, sagte Komatsu.

»Erst vor kurzem«, sagte der Kahle. Er holte tief Luft und atmete langsam aus. »Die Todesursache war plötzliches Herzversagen, er war sofort tot und hat nicht gelitten. Den Umständen entsprechend haben wir die Feierlichkeiten in aller Stille innerhalb unserer Gemeinschaft abgehalten, ohne etwas von seinem Ableben verlautbaren zu lassen. Wie es in unserer Gemeinschaft üblich ist, wurde sein Leichnam eingeäschert. Die Knochen wurden zermahlen und in den Bergen verstreut. Juristisch gilt so etwas als illegale Bestattung, aber es ist schwierig, offiziell Anklage dagegen zu erheben. Jedenfalls ist das die Wahrheit. Wir lügen nicht, wenn es um den Tod eines Menschen geht. Bitte richten Sie das Herrn Ebisuno aus.«

»Es war also ein natürlicher Tod?«

Der Kahle nickte nachdrücklich. »Herr Fukada war von unendlich großer Bedeutung für uns. Oder nein, mit einem gewöhnlichen Wort wie ›Bedeutung‹ lässt sich das gar nicht ausdrücken. Er war ein großer Mann, in jedem Sinne des Wortes. Sein Tod wurde bisher nur einer begrenzten Anzahl von Menschen bekanntgegeben, aber er erfüllt uns mit tiefster Trauer. Seine Ehefrau, Eriko Fukadas Mutter, ist bereits vor einigen Jahren an Magenkrebs gestorben. Sie lehnte eine Chemotherapie ab und verschied im Hospital unserer Gemeinschaft. Ihr Mann Tamotsu hat sie bis zum Schluss gepflegt.«

»Und auch ihr Tod wurde nicht gemeldet«, sagte Komatsu.

Der Kahle stritt dies nicht ab.

»Und Tamotsu Fukada ist also in jüngster Zeit verstorben.«

»So ist es«, sagte der Kahle.

»Ist das nach dem Erscheinen von *Die Puppe aus Luft* geschehen?«

Der Kahle senkte kurz den Blick auf die Tischplatte und sah dann wieder Komatsu an.

»Ja. Herr Fukada ist nach der Veröffentlichung von *Die Puppe aus Luft* verstorben.«

»Besteht zwischen diesen beiden Ereignissen vielleicht ein Zusammenhang?«, fragte Komatsu beherzt.

Der Kahle schwieg eine Weile. Dann schien er sich für eine Antwort entschieden zu haben. »Also gut. Vielleicht ist es am besten, mit offenen Karten zu spielen, damit Sie auch Ebisuno überzeugen können. Um die

Wahrheit zu sagen, war Tamotsu Fukada der Leader, ›er, der die Stimmen hört‹. Nachdem seine Tochter Eriko *Die Puppe aus Luft* veröffentlicht hatte, hörten die Stimmen auf, zu ihm zu sprechen. Daraufhin hat Tamotsu Fukada seine Existenz verlöschen lassen. Es war ein natürlicher Tod. Oder besser ausgedrückt, er hat sein Dasein auf natürliche Weise beendet.«

»Eriko Fukada ist die Tochter des Leaders«, murmelte Komatsu.

Der Kahle nickte kurz.

»Und hat letzten Endes den Tod ihres Vaters ausgelöst«, fügte Komatsu hinzu.

Der Kahle nickte wieder. »So ist es.«

»Aber Ihre Gemeinschaft besteht weiter.«

»Ja, sie besteht fort«, antwortete der Kahle. Die Augen, mit denen er Komatsu jetzt ansah, glichen urzeitlichen, in einem Gletscher eingeschlossenen Kieseln. »Herr Komatsu, die Veröffentlichung von *Die Puppe aus Luft* hat erhebliches Unheil über unsere Gemeinschaft gebracht, aber ich glaube nicht, dass *sie* euch dafür bestrafen wollen. Denn das würde jetzt auch nichts mehr nützen. *Sie* haben eine Mission zu erfüllen, und dazu brauchen sie Ruhe und Isolation.«

»Und deshalb wollen Sie, dass alle sich zurückziehen und vergessen, was geschehen ist.«

»Vereinfacht gesagt, ja.«

»Und um mir das mitzuteilen, mussten Sie mich entführen?«

Zum ersten Mal zeichnete sich auf dem Gesicht des Kahlen so etwas wie ein leichtes Mienenspiel ab; es schien zwischen Belustigung und Mitgefühl zu schwanken. »Dass wir Sie so lange als Gast beherbergen mussten, geschah, weil *sie* Ihnen die Ernsthaftigkeit Ihrer Lage klarmachen wollen. Uns ist nicht an extremen Maßnahmen gelegen, aber nötigenfalls werden wir nicht zögern. *Sie* wollten Sie das am eigenen Leib spüren lassen. Sollten Sie Ihr Versprechen brechen, wird das sehr unangenehme Folgen haben. Das verstehen Sie doch?«

»Ich verstehe es«, sagte Komatsu.

»Unter uns gesagt: Sie haben großes Glück, Herr Komatsu. Vielleicht können Sie es wegen des dichten Nebels nicht sehen, aber Sie stehen nur

wenige Zentimeter vom Abgrund entfernt. Das sollten Sie sich sehr gut merken. Im Augenblick haben *sie* keine Zeit, sich um euch zu kümmern. *Sie* haben wichtigere Probleme. Auch in dieser Hinsicht haben Sie Glück. Und solange dieses Glück anhält –«

Bei diesen Worten drehte er die Handflächen nach oben, wie um zu prüfen, ob es regnete. Komatsu wartete auf die Worte, die nun folgen würden. Aber es kam nichts. Die Züge des Kahlen wirkten plötzlich erschöpft. Er erhob sich langsam von dem Metallstuhl, klappte ihn zusammen, klemmte ihn unter den Arm und verließ das quadratische Zimmer, ohne sich noch einmal umzuwenden. Die schwere Tür wurde geschlossen und der Schlüssel rasselnd umgedreht. Komatsu blieb allein zurück.

»Danach war ich noch vier Tage lang in diesem Würfelzimmer eingesperrt. Die vertraulichen Gespräche waren beendet, das Abkommen war in beiderseitigem Einvernehmen geschlossen. Warum sie mich dennoch weiter festhielten, kann ich nur vermuten. Jedenfalls ließen die beiden sich nicht mehr blicken, der junge Helfer sagte weiterhin kein Wort, und das Essen wurde auch nicht besser. Ich rasierte mich mit dem elektrischen Rasierapparat und verbrachte die übrige Zeit damit, die Wände und die Decke anzustarren. Wenn das Licht ausging, schlief ich, wenn es anging, wachte ich auf. Dann grübelte ich über alles nach, was der Kahlkopf gesagt hatte. Mir wurde klar, dass wir *wirklich Glück gehabt* hatten. Er hatte ganz recht. Diese Typen können alles machen, wonach ihnen der Sinn steht. Sie können so grausam sein, wie sie wollen. In diesen vier Tagen Zusatzhaft habe ich das kapiert, was sie damit sicher auch bezweckten. Sehr raffiniert.«

Komatsu griff nach seinem Highball und trank.

»Dann bekam ich noch einmal dieses Chloroformzeugs, und als ich aufwachte, wurde es gerade Tag. Sie hatten mich auf einer Bank im Jingu Gaien abgelegt. In der zweiten Septemberhälfte ist es so früh morgens schon recht kühl. So habe ich mich dann wirklich erkältet und lag drei Tage mit Fieber im Bett. Aber damit bin ich eigentlich noch ganz gut weggekommen, oder?«

Hier endete Komatsus Geschichte.

»Haben Sie Professor Ebisuno davon erzählt?«, fragte Tengo.

»Ja, einige Tage nach meiner Freilassung, als das Fieber nachließ, bin ich zu ihm auf den Berg gefahren und habe ihm das Gleiche erzählt wie dir eben.«

»Was hat er gesagt?«

Komatsu trank den letzten Schluck seines Highball aus und bestellte noch einen. Er bot auch Tengo einen zweiten an, der jedoch ablehnte.

»Er hat mich die Geschichte mehrmals wiederholen lassen und alle möglichen detaillierten Fragen gestellt, die ich beantwortet habe, so gut ich konnte. Wenn es verlangt wird, kann ich die gleiche Geschichte immer wieder erzählen. Vor allem, da ich nach dem Gespräch mit dem Kahlkopf vier Tage lang allein in diesem Zimmer eingesperrt war. Ich hatte niemanden zum Reden und Zeit im Überfluss. Also habe ich jedes Wort von diesem Glatzkopf hundert Mal im Geiste gewälzt. Deshalb kann ich mich an jede Kleinigkeit erinnern. Ich bin wie ein menschliches Tonbandgerät.«

»Aber im Grunde war es doch eine reine Behauptung, dass Fukaeris Eltern beide gestorben sind, oder?«, fragte Tengo.

»Genau. Inwieweit es den Tatsachen entspricht, können wir nicht nachprüfen. Sie haben die Todesfälle nicht gemeldet. Aber so, wie der Kahlkopf geredet hat, vermute ich, dass es kein Blödsinn war. Dass ihnen das menschliche Leben heilig ist und so weiter, das nehme ich ihm ab. Als ich zu Ende erzählt hatte, verfiel Professor Ebisuno jedenfalls in ein langes, nachdenkliches Schweigen. Irgendwann hat er, ohne ein Wort zu sagen, das Zimmer verlassen und ist eine Zeitlang fortgeblieben. Er musste sich wohl notgedrungen mit dem Tod der beiden abfinden. Obwohl er es im Grunde seines Herzens sicher schon geahnt hatte und darauf vorbereitet war, dass seine beiden besten Freunde nicht mehr auf der Welt sind. Dennoch ist es nicht ungewöhnlich, dass ihm die Gewissheit großen Schmerz bereitete.«

Tengo dachte an das leere, schmucklose Empfangszimmer, an die tiefe, kalte Stille und an den schrillen Schrei des Vogels, der immer wieder vor dem Fenster zu hören gewesen war. »Wir ziehen uns also tatsächlich aus dem Minenfeld zurück?«, fragte er.

Komatsu bekam seinen zweiten Highball und befeuchtete sich die Kehle damit.

»Professor Ebisuno hat noch keinen Beschluss gefasst. Er brauche Zeit zum Nachdenken, sagt er. Aber was bleibt uns denn anderes übrig, als zu tun, was diese Leute verlangen? Ich habe natürlich sofort gehandelt und alles getan, um jede Neuauflage von *Die Puppe aus Luft* zu unterbinden. Inzwischen ist das Buch tatsächlich vergriffen. Es wird auch keine Taschenbuchausgabe geben. Die bisherigen Auflagen sind verkauft, und der Verlag hat ausreichend Umsatz gemacht. Ein finanzieller Verlust sollte also nicht entstanden sein. Natürlich war es – wie es in einer Firma so ist – nicht ganz einfach, die Zustimmung des Vorstands zu bekommen. Aber man braucht nur flüchtig die Möglichkeit eines Ghostwriter-Skandals aufblitzen zu lassen, dann fangen die da oben schon an zu bibbern. Am Ende haben sie getan, was ich wollte. Jetzt werden sie mir im Verlag eine Weile die kalte Schulter zeigen, aber das bin ich ja gewohnt.«

»Professor Ebisuno hält es also für glaubhaft, dass Fukaeris Eltern gestorben sind?«

»Scheint so«, sagte Komatsu. »Er sagte nur, er brauche etwas Zeit, um ihren Tod als Realität zu begreifen und akzeptieren zu können. Zumindest soweit ich es überblicke, sind die Typen aufrichtig. Ich hatte wirklich den Eindruck, dass sie, um Schwierigkeiten zu vermeiden, zu gewissen Zugeständnissen bereit sind. Deshalb haben sie zu einem so extremen Mittel wie meiner Entführung gegriffen. Sie wollten sichergehen, dass wir die Botschaft verstehen. Sie hätten mir ja nicht sagen müssen, dass sie die Fukadas heimlich auf ihrem Gelände eingeäschert haben. Die illegale Beseitigung von Leichen ist schließlich kein leichtes Vergehen – auch wenn es inzwischen schwer zu beweisen wäre. Aber trotzdem haben sie es mir erzählt. Das heißt, sie haben sich in die Karten schauen lassen. Schon deshalb glaube ich, dass dieser Kahlkopf die Wahrheit gesagt hat. Vielleicht nicht bis ins Detail, aber im Großen und Ganzen schon.«

Tengo fasste noch einmal zusammen, was Komatsu ihm erzählt hatte. »Fukaeris Vater war also ›er, der die Stimmen hört‹. Mit anderen Worten, er erfüllte die Aufgabe eines Propheten. Weil jedoch seine Tochter Fukaeri *Die*

Puppe aus Luft verfasst hat und das Buch zum Bestseller wurde, haben die Stimmen aufgehört, zu ihm zu sprechen. Mit dem Ergebnis, dass der Vater eines natürlichen Todes starb.«

»Oder sich auf ganz *natürliche* Weise das Leben genommen hat«, sagte Komatsu.

»Und jetzt ist es die wichtigste Mission der Sekte, einen neuen Propheten zu finden. Ohne die Stimmen verliert ihre Gemeinschaft ihre existentielle Grundlage. Deshalb können sie auf uns keine Rücksicht nehmen. Darauf läuft es doch ungefähr hinaus, oder?«

»Wahrscheinlich.«

»*Die Puppe aus Luft* beinhaltet Informationen, die für sie von allerhöchster Bedeutung sind. Weil sie gedruckt und in der Öffentlichkeit verbreitet wurde, sind die Stimmen verstummt, und ihre Kanäle sind tief im Untergrund verborgen. Aber welche Informationen sind das konkret?«

»Darüber habe ich in diesen letzten vier Tagen meiner Gefangenschaft unentwegt nachgedacht«, sagte Komatsu. »*Die Puppe aus Luft* ist ja kein langer Roman. Geschildert wird darin eine Welt, in der die Little People ein und aus gehen. Die Heldin ist ein zehnjähriges Mädchen, das in einer isolierten Gemeinschaft lebt. Die Little People erscheinen ihr heimlich des Nachts und fertigen eine Puppe aus Luft an. In der Puppe liegt eine Art Klon des Mädchens, und die Beziehung zwischen Mother und Daughter entsteht. Außerdem hat diese Welt zwei Monde. Einen kleinen und einen großen, vielleicht als Symbole für Mother und Daughter. Das Vorbild für die Heldin der Geschichte ist vermutlich Fukaeri selbst. Sie weigert sich, die Mother zu sein, und flieht aus der Gemeinschaft. Die Daughter lässt sie zurück. Was mit der Daughter geschieht, wird nicht geschildert.«

Tengo betrachtete das in seinem Glas schmelzende Eis.

»›Er, der die Stimmen hört‹, braucht die Daughter als Medium«, sagte Tengo. »Durch sie hat er die Stimmen zum ersten Mal vernommen. Oder sie in irdische Sprache übersetzen können. Um der Botschaft, die die Stimmen verkünden, richtige Form zu geben, müssen beide anwesend sein, Receiver und Perceiver – Wahrnehmende und Empfänger. Dazu ist es notwendig, eine Puppe aus Luft zu fertigen. Denn erst mit Hilfe dieses Gebildes können

sie die Daughter erschaffen. Und um eine Daughter zu produzieren, braucht man die *richtige* Mother.«

»Das ist deine Sichtweise, Tengo?«

Tengo schüttelte den Kopf. »Das ist keine Ansichtssache. Haben Sie bei der Zusammenfassung der Geschichte nicht das Gleiche gedacht, Herr Komatsu?«

Tengo hatte, als er die Geschichte überarbeitete und auch noch lange danach, immer wieder über die Bedeutung von Mother und Daughter nachgedacht, ohne dass sich je ein schlüssiges Gesamtbild eingestellt hätte. Aber während er mit Komatsu sprach, fügten sich die Einzelteile allmählich zu einem Ganzen zusammen. Dennoch blieb eine Frage offen: Warum war auf dem Bett seines Vaters im Sanatorium die Puppe aus Luft aufgetaucht, die Aomame als Mädchen barg?

»Ein interessantes Konstrukt«, sagte Komatsu. »Aber ob es für die Mother nicht problematisch ist, wenn sie sich von der Daughter trennt?«

»Wahrscheinlich ist die Mother ohne ihre Daughter kein vollständiges Wesen. Wir haben keinen konkreten Hinweis, dass es sich bei unserer Fukaeri um eine solche handelt, aber einige wesentliche Bestandteile fehlen ihr jedenfalls. Vielleicht wie bei einem Menschen, der seinen Schatten verloren hat. Was aus einer Daughter ohne ihre Mother wird, weiß ich nicht. Vermutlich ist auch sie ein unvollkommenes Wesen. Denn sie ist ja nicht mehr als eine Kopie. Vielleicht konnte ja in Fukaeris Fall die Daughter auch ohne Mother die Rolle eines Mediums erfüllen.«

Komatsu presste kurz die Lippen aufeinander, bevor er einen Mundwinkel leicht nach oben zog. »Sag mal, Tengo, mein Kleiner, glaubst du etwa, dass alles, was in *Die Puppe aus Luft* steht, wirklich passiert ist?«

»Nicht direkt. Vorläufig sind das nur Vermutungen. Aber gehen wir mal davon aus, es sei passiert.«

»In Ordnung«, sagte Komatsu. »Das heißt, Fukaeris Klon kann auch weit von der ursprünglichen Körpersubstanz entfernt als Medium fungieren.«

»Deshalb haben die Vorreiter die flüchtige Fukaeri auch nicht mit Gewalt zurückgeholt, obwohl sie wussten, wo sie sich aufhielt. Denn aus irgendeinem Grund konnte ihre Daughter ihre Pflichten erfüllen, ohne dass

die Mother in der Nähe war. Vielleicht war das Band zwischen ihnen trotz der großen Entfernung sehr stark.«

»Verstehe.«

»Ich stelle es mir so vor«, fuhr Tengo fort, »dass sie über mehrere Daughters verfügen. Die Little People nutzten wohl jede Gelegenheit, um verschiedene Puppen aus Luft zu schaffen, weil nur eine Perceiver zu unsicher ist. Vielleicht ist die Anzahl der voll funktionsfähigen Daughters auch beschränkt. Möglicherweise gibt es eine mächtige Daughter im Zentrum einiger weniger potenter Hilfs-Daughters, und sie agieren als Gruppe.«

»Und die, die Fukaeri zurückgelassen hat, wäre dann die voll funktionsfähige Haupt-Daughter?«

»Die Wahrscheinlichkeit ist hoch. Fukaeri stand bei den jüngsten Ereignissen immer im Mittelpunkt. Wie im Auge des Orkans.«

Komatsu kniff die Augen zusammen und verschränkte die Hände auf dem Tisch. Wenn er wollte, konnte er in kürzester Zeit die scharfsinnigsten Ideen hervorbringen.

»Weißt du, Tengo«, sagte er, »ich habe nachgedacht. Wäre es denn nicht auch möglich, dass unsere Fukaeri in Wirklichkeit die Daughter ist und die, die in der Sekte geblieben ist, die Mother?«

Komatsus Worte versetzten Tengo einen Schock. Diese Möglichkeit hatte er nie in Betracht gezogen. Für ihn war Fukaeri immer eine reale Person gewesen. Aber möglich war so etwas durchaus. »Mach dir keine Sorgen. Ich werde nicht schwanger. Weil ich keine Periode habe«, hatte Fukaeri in jener Nacht nach ihrem sonderbaren, einseitigen Geschlechtsakt verkündet. Falls sie nur ein Klon war, passte das genau. Ein Klon konnte sich nicht reproduzieren. Nur die Mother konnte das. Tengo war fassungslos angesichts der Möglichkeit, mit einem Klon statt mit der echten Fukaeri Geschlechtsverkehr gehabt zu haben.

»Fukaeri hat ganz klar eine Persönlichkeit«, sagte er. »Sie hat charakteristische Merkmale und Verhaltensmuster. Das hätte doch ein Klon bestimmt nicht.«

»Nein, sicher nicht«, pflichtete Komatsu ihm bei. »Du sagst es. Wenn sie auch sonst nichts hat, Persönlichkeit und ausgeprägte Verhaltensmuster hat sie. Da kann ich dir nur zustimmen.«

Dennoch barg Fukaeri irgendein Geheimnis. Tengo hatte das Gefühl, in das schöne Mädchen sei ein wichtiger Code eingeritzt, den er entschlüsseln musste. Welche war die echte Fukaeri, welche die Kopie? Hatte er womöglich Original und Kopie verwechselt? Oder konnte Fukaeri je nach Bedarf ihr Original oder ihre Kopie einsetzen?

»Natürlich gibt es noch so einiges, das wir nicht wissen«, sagte Komatsu. Er breitete dabei die Hände aus, legte sie auf den Tisch und betrachtete sie. Für einen Mann in mittleren Jahren waren seine Finger sehr lang und schlank. »Die Stimmen sind verstummt, der Brunnen ist versiegt, der Prophet ist tot. Was wird jetzt aus seiner Tochter? Nicht, dass die eine Art Witwenverbrennung wie im alten Indien veranstalten.«

»Wenn der Receiver nicht mehr existiert, ist auch die Aufgabe der Perceiver beendet.«

»Wenn man deine Hypothese weiterverfolgte«, sagte Komatsu, »dann wäre das wohl so. Ob Fukaeri, als sie *Die Puppe aus Luft* geschrieben hat, wusste, zu welchem Ende das führen würde? Der Kahlkopf hat mir gesagt, dass die Sache sicher nicht so geplant gewesen sei. Zumindest nicht von Fukaeri. Aber woher will er das wissen?«

»Natürlich kennen wir die Wahrheit nicht«, sagte Tengo. »Aber ich kann mir nicht vorstellen, dass Fukaeri – aus welchem Grund auch immer – vorsätzlich auf den Tod ihres Vaters hingearbeitet hat. Bestimmt ist ihr Vater aus irgendeinem Grund gestorben, der gar nichts mit ihr zu tun hat. Meinen Sie nicht? Was sie getan hat, könnte sogar eine Art Gegenmaßnahme gewesen sein. Vielleicht wollte ihr Vater sich auch von den Stimmen befreien. Aber das sind letzten Endes nicht mehr als haltlose Spekulationen.«

Komatsu zog die Nase kraus und überlegte lange. Dann seufzte er und schaute sich im Lokal um. »Eine verdammt seltsame Welt. Mit jedem Tag fällt es mir schwerer zu erkennen, wo die Grenze zwischen Realität und Fiktion verläuft. Wo hört das eine auf, wo fängt das andere an? Wie würdest du als Schriftsteller Realität definieren, mein Junge?«

»Wenn man mit einer Nadel zusticht, und rotes Blut fließt heraus, dann befindet man sich in der Realität«, antwortete Tengo.

»Ja, dann muss das hier die reale Welt sein«, sagte Komatsu und rieb sich die Innenseite seiner Unterarme. Die Venen traten blau hervor. Die Blutgefäße, all die Jahre mit Alkohol, Zigaretten, einer unregelmäßigen Lebensweise und zahllosen literarischen Intrigen malträtiert, sahen nicht gerade gesund aus. Komatsu trank den Rest seines Highball in einem Zug aus und ließ die übriggebliebenen Eiswürfel klirren.

»Also weiter im Text. Lass hören, was du sonst noch so vermutest. Allmählich wird es interessant.«

»Sie suchen einen Nachfolger für ›ihn, der die Stimmen hört‹. Aber das ist nicht alles, gleichzeitig brauchen sie eine neue, voll funktionsfähige Daughter. Weil ein neuer Receiver eine neue Perceiver erfordert.«

»Das heißt, sie müssten auch eine neue Mother finden. Und wieder eine Puppe aus Luft zusammenbasteln. Das dürfte keine leichte Aufgabe sein.«

»Gerade deshalb ist es Ihnen auch so ernst.«

»Richtig.«

»Aber ich glaube nicht, dass sie aufs Geratewohl vorgehen«, sagte Tengo. »Bestimmt haben sie irgendeinen in petto.«

Komatsu nickte. »Den Eindruck hatte ich auch. Deshalb wollten sie uns so schnell wie möglich aus dem Weg haben. Wir haben sie gestört. Offenbar waren wir ein echtes Hindernis für sie, ihnen ein Dorn im Auge.«

»Aber wobei haben wir sie behindert?«

Komatsu zuckte die Achseln. Das wusste er auch nicht.

»Welche Botschaften haben ihnen die Stimmen wohl bisher verkündet? Und was haben die Little People mit den Stimmen zu tun?«, fragte Tengo.

Wieder zuckte Komatsu kraftlos mit den Schultern. Das war etwas, das ihrer beider Vorstellungskraft überstieg.

»Hast du mal den Film *2001* gesehen?«

»Ja«, sagte Tengo.

»Wir sind wie die Affen, die darin vorkommen«, sagte Komatsu. »Du weißt schon, die mit dem schwarzen Fell, die kreischend den Monolithen umtanzen.«

Zwei Personen betraten das Lokal, setzten sich wie alte Stammgäste an die Theke und bestellten Cocktails.

»Eins ist jedenfalls sicher«, sagte Komatsu, wie um das Gespräch abzuschließen. »Deine Vermutungen sind überzeugend. Es hat alles Hand und Fuß. Und so ein Gespräch unter Freunden ist wirklich immer etwas Schönes. Aber fest steht, dass wir uns aus diesem grässlichen Minenfeld verkrümeln müssen. Und dass wir uns künftig auch von Fukaeri und Professor Ebisuno fernhalten müssen. *Die Puppe aus Luft* ist ein harmloser Fantasy-Roman, der keine konkreten Informationen enthält. Wofür diese Stimmen stehen und was ihre Botschaften sind, das ist nicht unser Problem. Wir steigen jetzt ganz und gar aus der Sache aus, ja?«

»Wir verlassen das Boot und kehren zu unserem Leben an Land zurück.«

Komatsu nickte. »Genau. Ich gehe jeden Tag ins Büro und widme mich brav meinen belanglosen Manuskripten für die *Zeitschrift für Literatur und Kunst*. Du schreibst in der Zwischenzeit deinen Roman und unterrichtest nebenher vielversprechende junge Menschen in der Kunst der Mathematik. Jeder von uns geht wieder seinem friedlichen Alltag nach. Keine Stromschnellen und kein Wasserfall. Die Tage vergehen, und wir verbringen ein ruhiges Jahr nach dem anderen. Dagegen ist doch nichts einzuwenden, oder?«

»Uns bleibt wohl keine andere Wahl.«

Komatsu glättete mit dem Finger die Falten an seiner Nase. »Ganz recht. Wir haben keine andere Wahl. Ich möchte nicht noch mal entführt werden. Drei Wochen Isolationshaft in so einer Kammer reichen mir. Beim nächsten Mal bekäme ich vielleicht die Sonne nie wieder zu sehen. Außerdem flattern mir allein beim Gedanken an ein Wiedersehen mit diesen beiden Typen die Herzklappen. Leute wie die können mit einem einzigen Blick den Tod eines Menschen herbeiführen.«

Komatsu wandte sich der Theke zu und hob sein Glas, um den dritten Highball zu bestellen. Er steckte sich eine neue Zigarette zwischen die Lippen.

»Aber warum haben Sie mir eigentlich bis jetzt nichts von dieser Sache erzählt?«, fragte Tengo. »Seit Ihrer Entführung ist schon ziemlich viel Zeit

vergangen. Über zwei Monate. Ich wünschte, Sie hätten mich früher eingeweiht.«

»Tja, warum habe ich es nicht getan?«, sagte Komatsu, den Kopf leicht zur Seite geneigt. »Du hast sicher recht. Irgendwie habe ich es immer wieder hinausgeschoben. Vielleicht aus schlechtem Gewissen.«

»Aus schlechtem Gewissen?«, fragte Tengo erstaunt. Nie hätte er geglaubt, so etwas jemals aus Komatsus Mund zu hören.

»Ja, sogar ich habe ein Gewissen«, sagte Komatsu.

»Aber weshalb sollten Sie ein schlechtes Gewissen haben?«

Hierauf gab Komatsu keine Antwort. Er kniff die Augen zusammen und bewegte seine nicht angezündete Zigarette zwischen den Lippen.

»Ob Fukaeri weiß, dass ihre Eltern tot sind?«, fragte Tengo.

»Ich glaube, sie weiß es. Professor Ebisuno hat es ihr bestimmt irgendwann mitgeteilt.«

Tengo nickte. Er hatte das Gefühl, dass Fukaeri es schon seit langer Zeit wusste. Er war der Einzige, dem man nichts gesagt hatte.

»Aber glauben Sie denn, Herr Komatsu, dass wir unser früheres Leben so einfach fortführen können?«

»Wir können uns nur bemühen«, sagte Komatsu und steckte sich mit einem Streichholz die Zigarette an. »Denkst du da an etwas Bestimmtes?«

»Mir kommt es vor, als seien alle möglichen Dinge um uns herum synchron in Bewegung geraten. Vieles hat sich bereits verändert. Vielleicht können wir nicht so einfach zurück.«

»Aber wenn unser kostbares Leben daran hängt?«

Tengo schüttelte vage den Kopf. Er spürte, dass er von einer starken, andauernden Strömung mitgerissen wurde, die im Begriff war, ihn an einen unbekannten Ort zu spülen. Doch das konnte er Komatsu nicht gut erklären.

Tengo hatte Komatsu nicht anvertraut, dass er den Schauplatz für den Roman, an dem er neuerdings schrieb, dem Roman *Die Puppe aus Luft* entlehnt hatte. Komatsu hätte das bestimmt nicht gutgeheißen. Ebenso wenig wie die Vorreiter. Wenn er Pech hatte, würde er erneut in ein Minenfeld tappen. Oder Menschen aus seiner Umgebung mit hineinziehen.

Doch die Geschichte hatte ein Eigenleben und verfolgte ihre eigenen Ziele. Sie entwickelte sich fast von selbst, und Tengo war, ob er nun wollte oder nicht, schon ein Teil ihrer Welt geworden. Für ihn war sie nicht mehr fiktiv, sondern ganz real, eine Welt, in der echtes, rotes Blut hervorquoll, wenn man sich mit einem Messer ritzte. Und an ihrem Himmel standen nebeneinander ein großer und ein kleiner Mond.

Kapitel 19

Ushikawa

Das kann kein normaler Mensch

Es war ein windstiller, ruhiger Donnerstagmorgen. Ushikawa erwachte wie immer kurz vor sechs Uhr und wusch sich mit kaltem Wasser. Während er sich rasierte und seine Zähne putzte, hörte er die Nachrichten im Radio. Anschließend erhitzte er Wasser in einem Topf und machte sich einen Becher Fertignudeln. Nachdem er sie gegessen hatte, trank er eine Tasse Instantkaffee. Er rollte den Schlafsack zusammen, packte ihn in den Wandschrank und nahm dann hinter der Kamera am Fenster Platz. Im Osten wurde es langsam hell. Es würde ein warmer Tag werden.

Inzwischen hatte er sich die Gesichter der Menschen, die morgens zur Arbeit aufbrachen, eingeprägt. Er brauchte nicht mehr jeden einzelnen zu fotografieren. Zwischen sieben und halb acht hasteten sie aus dem Haus und in Richtung Bahnhof. Nur vertraute Gesichter. Ushikawa lauschte dem Geschnatter der Grundschüler, die in Gruppen auf dem Weg zur Schule am Haus vorbeigingen. Die Kinderstimmen erinnerten ihn an die Zeit, als seine Töchter noch klein gewesen waren. Sie waren sehr gern zur Schule gegangen. Hatten Klavier- und Ballettunterricht genommen und viele Freundinnen gehabt. Bis zum Schluss hatte Ushikawa es nicht fassen können, dass er so normale Kinder hatte. Wie war es möglich, dass er der Vater solcher Kinder war?

Als die Zeit des morgendlichen Aufbruchs vorüber war, kam oder ging kaum noch jemand. Das helle Geplapper der Kinder war verstummt. Ushikawa legte die Fernbedienung aus der Hand und rauchte, den Rücken gegen die Wand gelehnt, eine Seven Stars, während er durch den Vorhangspalt auf den Eingang blickte. Wie immer brauste der Postbote um

zehn auf seinem kleinen roten Motorrad heran und verteilte die Post flink und routiniert auf verschiedene Briefkästen. Soweit Ushikawa sehen konnte, war etwa die Hälfte davon Werbung. Das meiste würde wahrscheinlich ungeöffnet weggeworfen werden. Mit steigender Sonne wurde es rasch wärmer, und die meisten Passanten hatten ihre Mäntel ausgezogen.

Es war kurz nach elf, als Fukaeri in der Tür erschien. Über dem schwarzen Rollkragenpullover vom Tag zuvor trug sie einen grauen Kurzmantel, dazu Jeans und Turnschuhe und eine dunkle Sonnenbrille. Außerdem hatte sie eine große grüne Schultertasche dabei, die so vollgestopft war, dass sie sich nach allen Seiten ausbeulte. Ushikawa verließ seinen Sitzplatz an der Wand, kroch zu dem Stativ mit der Kamera und spähte durch den Sucher.

Das Mädchen war dabei, sich aus dem Staub zu machen. Das erkannte Ushikawa sofort. Sie hatte nicht die Absicht, zurückzukommen. Wahrscheinlich hat sie beschlossen, das Weite zu suchen, weil sie mich bemerkt hat, dachte Ushikawa. Der Gedanke ließ sein Herz schneller schlagen.

Als sie aus der Tür getreten war, blieb sie zunächst stehen und blickte wie schon beim letzten Mal zum Himmel. Sie schien zwischen dem Kabelgewirr und den Transformatoren etwas zu suchen. Die Gläser ihrer dunklen Brille blitzten in der Sonne. Wegen der Brille ließ sich an ihrem Ausdruck nicht ablesen, ob sie dieses *Etwas* entdeckt hatte oder nicht. Reglos schaute sie etwa dreißig Sekunden lang nach oben. Dann drehte sie plötzlich den Kopf und blickte zu dem Fenster hinauf, hinter dem Ushikawa sich verbarg. Sie nahm die Sonnenbrille ab und steckte sie in die Manteltasche. Stirnrunzelnd konzentrierte sie sich auf das getarnte Teleobjektiv in der Ecke des Fensters. Sie weiß es, dachte Ushikawa wieder. Sie weiß ganz genau, dass ich hier heimlich auf der Lauer liege und sie beobachte. Und jetzt beobachtete sie Ushikawa ihrerseits durch den Sucher seiner Kamera. Es war, als würde das Wasser in der Leitung zurückfließen. Ushikawas Arme überzogen sich mit einer Gänsehaut.

Fukaeri blinzelte in regelmäßigen Abständen, wobei sich ihre Lider langsam und bedächtig schlossen und wieder öffneten, als führten sie ein

stilles Eigenleben. Sonst rührte sie sich nicht; sie stand bloß da, den Hals gereckt wie ein großer, stolzer, einsamer Vogel, und sah Ushikawa direkt in die Augen. Er konnte den Blick nicht abwenden. Die Welt schien völlig stillzustehen. Kein Windhauch regte sich, und selbst der Schall hatte aufgehört, die Luft in Schwingung zu versetzen.

Wenig später ließ Fukaeri von Ushikawa ab. Noch einmal blickte sie zum Himmel, doch diesmal nur wenige Sekunden lang. Ihr Ausdruck blieb unverändert. Sie holte die dunkle Brille aus der Manteltasche, setzte sie auf und überquerte die Straße. Ihr Gang war geschmeidig und zielstrebig.

Wahrscheinlich hätte er ihr sofort hinterhergehen sollen. Tengo war noch nicht zurück, und er verfügte über die Zeit, herauszufinden, wohin das Mädchen ging. Das zu wissen, konnte nicht schaden. Doch aus irgendeinem Grund schaffte Ushikawa es nicht, sich vom Boden zu erheben. Sein Körper war wie gelähmt. Der scharfe Blick, den sie ihm durch den Sucher zugeworfen hatte, schien ihm jegliche Kraft zum Handeln geraubt zu haben.

Auch gut, sagte Ushikawa auf dem Boden sitzend zu sich selbst. Letzten Endes ist es schließlich Aomame, die ich finden muss. Eriko Fukada mag interessant sein, aber sie lenkt mich nur von der Haupthandlung ab. Sie ist nicht mehr als eine zufällig aufgetauchte Nebendarstellerin. Wenn sie gehen will, muss ich sie eben gehen lassen, wohin sie möchte.

Nachdem Fukaeri die Straße überquert hatte, schritt sie rasch in Richtung Bahnhof davon, ohne sich auch nur ein einziges Mal umzusehen. Ushikawa schaute ihr durch den Spalt in den verblichenen Vorhängen nach. Als er die grüne Schultertasche, die auf ihrem Rücken hin und her schwang, nicht mehr sehen konnte, kroch er von der Kamera zur Wand und wartete darauf, dass die Kraft wieder in seinen Körper zurückkehrte. Er steckte sich eine Seven Stars in den Mund und zündete sie mit seinem Feuerzeug an. Er sog den Rauch tief ein, aber die Zigarette schmeckte nach nichts.

Seine Kraft kehrte nicht zurück. Die Taubheit in seinen Armen und Beinen wollte einfach nicht weichen. Außerdem bemerkte er, dass sich eine sonderbare Leere in ihm aufgetan hatte. Ein Hohlraum, der nur aus einem Mangel und dem reinen Nichts bestand. Ushikawa war in diesen unbekannten Hohlraum, der sich in ihm aufgetan hatte, hinabgesunken und

kam nicht mehr heraus. Er verspürte einen dumpfen Schmerz in der Brust. Das heißt, es war eigentlich kein richtiger Schmerz, sondern eine Art Missverhältnis im Druckausgleich, entstanden an dem Punkt, wo Fehlendes und Vorhandenes aufeinandertrafen.

Lange saß Ushikawa auf dem Grund dieser inneren Höhle und rauchte, an die Wand gelehnt, Zigaretten, die keinen Geschmack hatten. Es war das Mädchen, das diesen Hohlraum zurückgelassen hatte, als es fortgegangen war. Oder nein, dachte Ushikawa. Wahrscheinlich war er schon immer in mir, und sie hat mich erst auf seine Existenz gestoßen.

Ushikawa erkannte, dass das Mädchen namens Eriko Fukada ihn aus der Bahn geworfen hatte. Ein regloser, scharfer Blick hatte genügt, um den durch nichts zu erschütternden Ushikawa in seinen Grundfesten zu erschüttern, so als hätte er sich leidenschaftlich verliebt. So etwas hatte Ushikawa in seinem ganzen Leben noch nie empfunden.

Da stimmt doch etwas nicht, dachte er. Warum sollte ich mich in dieses Mädchen verlieben? Ein so unpassendes Paar wie Eriko Fukada und mich gibt es kein zweites Mal auf der Welt. Da muss ich nicht extra ins Bad gehen und in den Spiegel schauen. Und es ist nicht nur das Äußere. Niemand könnte ihr ferner sein. Auch fühlte er sich nicht erotisch von der jungen Frau angezogen. Ushikawas sexuelle Bedürfnisse waren nicht sehr ausgeprägt, und so genügte es ihm vollauf, ein- oder zweimal im Monat eine ihm bekannte Prostituierte auf ein Hotelzimmer zu bestellen. Es war für ihn nichts anderes, als zum Friseur zu gehen.

Nach längerem Nachdenken kam Ushikawa zu dem Schluss, dass es sich um ein spirituelles Phänomen handeln musste. Was sich zwischen ihm und Fukaeri ereignet hatte, ließ sich vielleicht als seelischer Austausch bezeichnen. Es war kaum zu glauben, aber das schöne Mädchen und Ushikawa hatten einander auf einer tieferen, verborgenen Ebene erkannt, indem sie sich durch ein getarntes Kameraobjektiv angeblickt hatten. Es war nur ein kurzer Moment gewesen, aber zwischen ihm und dem Mädchen hatte sich eine Art gegenseitiger Offenbarung ereignet. Dann war das Mädchen verschwunden, und Ushikawa war allein mit seiner leeren Höhle zurückgeblieben.

Das Mädchen wusste, dass er sie heimlich durch den Spalt im Vorhang beobachtete. Sicher wusste sie auch, dass er ihr bis zu dem Supermarkt am Bahnhof gefolgt war. Damals hatte sie sich kein einziges Mal umgedreht, und dennoch zweifelte er nicht daran, dass sie ihn hatte sehen können. Allerdings hatte er nicht den Eindruck, dass sie ihn wegen seines Tuns verurteilte. Er spürte, dass sie ihn von ferne und auf dieser tieferen Ebene verstand.

Das Mädchen war erschienen und wieder verschwunden. Wir kamen aus verschiedenen Richtungen, dachte Ushikawa, und zufällig kreuzten sich unsere Wege; unsere Blicke berührten sich für einen kurzen Moment, dann ging jeder wieder seines Weges. Sicher wird Eriko Fukada mir kein zweites Mal begegnen. So etwas kann nur einmal geschehen. Und selbst wenn wir uns wiedersehen würden, was könnte ich von ihr erwarten, das über das hinausgeht, was bereits geschehen ist? Wir stehen jetzt wieder an weit voneinander entfernten Enden der Welt. Und Worte, die diese Kluft überbrücken könnten, gibt es nicht.

Den Rücken an die Wand gelehnt, beobachtete Ushikawa durch den Vorhangspalt das Kommen und Gehen im Haus. Vielleicht überlegte Fukaeri es sich ja doch anders und kam zurück. Oder sie hatte etwas Wichtiges in der Wohnung vergessen. Aber natürlich hoffte er vergeblich. Sie hatte sich entschieden, fortzugehen, und würde nie mehr zurückkommen.

Ushikawa verbrachte den Nachmittag in einem Gefühl großer Ohnmacht, die weder Form noch Gewicht hatte. Sein Blut floss langsam und träge. Er sah leicht verschwommen und hatte keine Kraft in seinen Gelenken. Sobald er die Augen schloss, spürte er den Schmerz, den Fukaeris Blick zurückgelassen hatte, bis ins Mark. Dieser Schmerz kam und ging, wie Wellen, die an den Strand schlagen. Hin und wieder schwoll er so stark an, dass Ushikawa das Gesicht verzog. Doch zugleich bemerkte er, dass der Schmerz auch eine nie gekannte Wärme mit sich brachte.

Seine Frau und seine beiden Töchter in dem Haus mit dem kleinen Garten in Chuorinkan hatten Ushikawa nie ein solches Gefühl der Wärme gegeben. In seinem Herzen war immer eine Art Eisklumpen gewesen, der niemals

geschmolzen war. Mit diesem harten, eisigen Kern in der Brust hatte er sein Leben verbracht. Er hatte die Kälte nicht einmal gespürt, denn für ihn war das die normale Temperatur. Doch Fukaeri hatte diesen eisigen Kern in einem einzigen Augenblick zum Schmelzen gebracht. Seither verspürte Ushikawa diesen Schmerz in der Brust. Vielleicht hatte die innere Kälte ihn bisher nur betäubt. Als psychische Selbstschutzmaßnahme sozusagen. Doch nun hatte er diesen Schmerz erhalten. Er begrüßte ihn gewissermaßen sogar. Denn mit dem Schmerz ging die Wärme einher. Solange er den Schmerz nicht verspürt hatte, war auch die Wärme nicht da gewesen. Es war eine Art Tauschhandel.

Ushikawa saß an einem sonnigen Fleckchen in seinem Zimmer und genoss Schmerz und Wärme zugleich. In aller Ruhe, ohne sich zu bewegen. Es war ein schöner, windstiller Wintertag. Die Menschen auf der Straße spazierten durch das heitere Licht, doch die Sonne neigte sich bereits gen Westen und verschwand bald hinter den Gebäuden und mit ihr das sonnige Fleckchen. Sogleich verlor sich die Wärme des Nachmittags, und ein kalter Winterabend brach an.

Mit einem tiefen Seufzer riss Ushikawa sich von der Wand los. Etwas taub fühlten sich seine Gliedmaßen noch an, aber nicht so sehr, dass es ihn daran gehindert hätte, sich im Zimmer zu bewegen. Er stand langsam auf, streckte Arme und Beine und ließ seinen kurzen Hals ausgiebig kreisen. Mehrmals öffnete und schloss er die Hände. Dann machte er seine gewohnten Übungen auf den Tatami-Matten. Sämtliche Gelenke knackten, aber seine Muskeln gewannen allmählich ihre Elastizität zurück.

Es waren die Stunden, in denen die Menschen von der Arbeit oder der Schule nach Hause kamen. Zeit, die Observierung wieder aufzunehmen, ermahnte Ushikawa sich. Hier ging es nicht um Lust oder Unlust und auch nicht um richtig oder falsch. Er musste das, was er begonnen hatte, zu Ende bringen. Umso mehr, als auch noch sein eigenes Schicksal davon abhing. Er konnte schließlich nicht für immer auf dem Grund seiner Höhle hocken und träumen.

Also bezog Ushikawa wieder seinen Posten hinter der Kamera. Inzwischen war es dunkel geworden, und die Flurbeleuchtung hatte sich

eingeschaltet. Wahrscheinlich geschah das mit Hilfe eines Timers. Die Bewohner kehrten ins Haus zurück wie irgendwelche gewöhnlichen Vögel in ihre Nester. Tengo Kawana war nicht dabei. Aber in nicht allzu ferner Zeit würde auch er wieder auftauchen. Er konnte sich ja nicht ewig um seinen Vater kümmern. Bestimmt würde er Anfang der nächsten Woche nach Tokio zurückkommen und seine Arbeit an der Yobiko wieder aufnehmen. In ein paar Tagen. Nein, wahrscheinlich schon heute oder morgen, sagte Ushikawas Instinkt.

Vielleicht bin ich einfach eine widerliche kleine Kreatur, ein Insekt, das unter einem feuchten Felsen haust. Mag sein, ich gebe es ja freiwillig zu. Aber ich bin ein sehr tüchtiges, ausdauerndes und zähes Insekt, das nicht so leicht lockerlässt. Wenn ich einmal eine Spur habe, verfolge ich sie unnachgiebig. Ich überwinde jede Mauer, und sei sie noch so hoch. Ich muss nur den Eisklumpen in meiner Brust zurückgewinnen. Ich brauche ihn jetzt.

Ushikawa rieb sich die Hände und vergewisserte sich dabei, dass er alle zehn Finger ungehindert bewegen konnte.

Es gibt eine Menge Dinge, die normale Menschen können, ich aber nicht. Tennis spielen zum Beispiel. Ski fahren gehört auch dazu. In einer Firma fest angestellt sein oder ein glückliches Familienleben führen. Auf der anderen Seite kann ich einiges, was normale Leute nicht können. Und in diesen wenigen Dingen bin ich sehr gut. Ich erwarte keinen Beifall. Und auch nicht, dass man mir Münzen zuwirft. Trotzdem habe ich der Welt ein paar Kunststücke zu bieten.

Um halb zehn beendete Ushikawa seine Observation für diesen Tag. Er kippte sich eine Dose Hühnersuppe in eine Kasserolle, erhitzte sie auf dem Campingkocher und löffelte sie genießerisch aus. Dazu aß er zwei Brötchen. Zum Nachtisch schälte er sich einen Apfel. Er ging auf die Toilette, putzte sich die Zähne, legte den Schlafsack aus und kroch, nur mit seiner Unterwäsche bekleidet, hinein. Er zog den Reißverschluss bis obenhin zu und rollte sich zusammen wie eine Raupe.

So endete Ushikawas Tag. Viel hatte er nicht erreicht. Eigentlich hatte er nur erfahren, dass Fukaeri ihre Sachen gepackt hatte und fortgegangen war. Wohin, wusste er nicht. *Irgendwohin*. Ushikawa schüttelte im Schlafsack den

Kopf. Sie war an einen Ort gegangen, der nichts mit ihm zu tun hatte. Bald erwärmte sich sein durchgefrorener Körper, sein Bewusstsein schwand, und er fiel in einen tiefen Schlaf. Wenig später verfestigte sich in seinem Inneren erneut der kleine Eisklumpen und nahm seinen Platz ein.

Am folgenden Tag geschah nichts Erwähnenswertes. Der übernächste Tag war ein Samstag. Es herrschte noch immer ein warmes und heiteres Klima. Die meisten Leute schliefen bis in den Vormittag. Ushikawa saß am Fenster, hörte leise die Nachrichten, den Verkehrs- und den Wetterbericht im Radio.

Kurz vor zehn kam eine große Krähe und landete auf einer Stufe vor der leeren Eingangstür. Sie nickte mehrmals und blickte sich aufmerksam um. Dabei hob und senkte sie ihren großen kräftigen Schnabel, und ihr schönes schwarzes Gefieder glänzte im Sonnenschein. Als der Postbote auf seinem roten Motorrad heranknatterte, breitete die Krähe etwas unwillig die Flügel aus und flog mit einem Krächzer davon. Nachdem der Postbote seine Last in die entsprechenden Briefkästen verteilt hatte und wieder fort war, traf ein Schwarm Spatzen ein. Lärmend flatterten sie auf der Suche nach Nahrung vor der Haustür herum und machten sich wieder davon, als sie nichts Lohnendes entdeckten. Als Nächstes kreuzte eine getigerte Katze auf. Offenbar gehörte sie in eines der benachbarten Häuser, denn sie trug ein Flohhalsband. Ushikawa hatte sie noch nie gesehen. Die Katze betrat behutsam das welke Blumenbeet, urinierte hinein und schnupperte an dem Ergebnis. Etwas schien ihr daran nicht zu behagen, denn ihre Schnurrhaare zitterten missbilligend. Schließlich stolzierte sie mit hocherhobenem Schwanz davon und verschwand hinter dem Haus.

Bis zum Mittag verließen mehrere der Bewohner das Haus. Alle erweckten den Eindruck, als seien sie entweder auf dem Weg zu einem Ausflug oder zu einem Einkauf in der Nähe. Ushikawa kannte nun jeden einzelnen vom Sehen, wenn er auch nicht das geringste Interesse an ihrer Persönlichkeit oder ihrem Leben verspürte.

Für euch hat euer Leben sicher eine Bedeutung und ist keineswegs austauschbar, dachte er. Das weiß ich. Aber für mich ist es völlig belanglos. Für mich seid ihr nicht mehr als Pappkameraden, Scherenschnitte, die an

einer Kulisse vorbeiziehen. Ich erwarte von euch nur eins: Dass ihr Pappfiguren bleibt und mich nicht bei der Arbeit stört. »Ja, so ist das, Frau Birne«, sagte Ushikawa, als die nicht mehr ganz junge Frau, die er wegen ihres birnenförmigen Hinterteils so getauft hatte, sein Blickfeld kreuzte. »Du bist nur eine Pappfigur. Keine wirkliche Person. Hast du das gewusst? Aber für eine Pappfigur bist du ganz schön fleischig, oder?«

Solche Gedanken weckten in ihm allmählich das Gefühl, dass alles, was er sah, *belanglos* war. Vielleicht war das, was er sah, ja gar nicht real. In Wahrheit war vielleicht er selbst derjenige, der sich von substanzlosen Pappmenschen narren ließ. Diese Vorstellung beunruhigte Ushikawa immer mehr. Bestimmt lag es nur daran, dass er Tag für Tag in dieser leeren Wohnung ohne Möbel eingesperrt war und die Leute bespitzelte. Das musste einem ja an die Nieren gehen. Er beschloss, von nun an das, was er dachte, auch auszusprechen. »Morgen, Herr Langohr«, sagte er zu einem hageren alten Mann, dessen Ohren in einem spitzen Winkel zwischen seinen weißen Haaren hervorstachen. »Du machst wohl einen Spaziergang? Sehr gut, Bewegung ist gesund. Schönes Wetter hast du ja, also viel Vergnügen. Ich würde mich auch gern strecken und mir mal die Beine vertreten. Leider muss ich den ganzen Tag hier hocken und den Eingang von deinem blöden Haus beobachten.«

Der alte Mann trug eine Strickjacke und Wollhosen. Er hielt sich sehr aufrecht. Ein treuer weißer Hund hätte sehr gut zu ihm gepasst, aber Haustiere waren hier nicht gestattet. Als der alte Mann fort war, wurde Ushikawa aus heiterem Himmel von tiefer Hoffnungslosigkeit überwältigt. Vielleicht erweist es sich am Ende als völlig sinnlos, dass ich hier auf der Lauer liege, dachte er. Womöglich trügt mich mein Instinkt, und ich reibe mich in dieser leeren Wohnung nutzlos auf, ohne etwas zu erreichen. Nutze mich ab wie der Kopf einer Jizo-Statue, den die Kinder im Vorübergehen immer wieder streicheln. Um die Mittagszeit aß Ushikawa einen Apfel und ein paar Cracker mit Käse. Außerdem ein Onigiri mit Umeboshi, einen Reisklоß mit einer salzig eingelegten Pflaume in der Mitte. Anschließend schlief er ein bisschen. Es war ein kurzer, traumloser Schlaf, aber als er aufwachte, konnte er sich nicht erinnern, wo er war. Sein Gedächtnis war

ein viereckiger, sauberer, leerer Kasten. Ushikawa schaute sich in seiner Leere um. Und als er genau hinsah, war es keine Leere. Es war ein dämmriges Zimmer, kalt und ohne ein einziges Möbelstück. Es war ihm nicht vertraut. Neben ihm lag auf einem Blatt Zeitungspapier das Kerngehäuse eines Apfels. Ushikawa war verstört. Was tat er an einem so sonderbaren Ort?

Gleich darauf fiel ihm ein, dass er ja den Eingang des Hauses beobachtete, in dem Tengo wohnte. Richtig, da war ja auch die Spiegelreflex von Minolta mit dem Tele-Objektiv. Er dachte an den weißhaarigen Alten mit den spitzen Ohren, der zu seinem einsamen Spaziergang aufgebrochen war. Allmählich kehrten die Erinnerungen in den leeren Kasten zurück, wie Vögel bei Sonnenuntergang in ein Wäldchen zurückfliegen. Zwei solide Fakten hatten sich ergeben:

1. Eriko Fukada hatte das Haus verlassen.
2. Tengo Kawana war nicht zurückgekehrt.

In Tengo Kawanas Wohnung im zweiten Stock war nun niemand mehr. Die Vorhänge waren zugezogen, und die Stille, die in dem verlassenen Zimmer herrschte, wurde nur durch die gelegentlichen Aktionen des Kühlschrankthermostats gestört. Ushikawa stellte sich ohne besondere Absicht die Szene vor. Sich eine leere Wohnung vorzustellen hat eine gewisse Ähnlichkeit damit, sich das Jenseits vorzustellen. Unvermittelt kam ihm der NHK-Kassierer mit seinem eigenartigen Geklopfe in den Sinn.

Ushikawa hatte die ganze Zeit Wache gehalten, und dennoch gab es keinen Anhaltspunkt, dass der rätselhafte Mann das Haus wieder verlassen hatte. Ob er womöglich hier wohnte? Oder ob sich jemand, der hier wohnte, als NHK-Kassierer ausgab, um seine Nachbarn zu terrorisieren? Aber wozu in aller Welt sollte jemand so etwas tun? Eine ziemlich abnorme Vorstellung. Doch welche Erklärung konnte es sonst für dieses sonderbare Gebaren geben? Ushikawa fiel keine ein.

Es war kurz vor vier Uhr nachmittags, als Tengo Kawana an der Tür des Hauses auftauchte. Er hatte den Kragen seiner abgetragenen Windjacke aufgestellt; trug auf dem Kopf eine dunkelblaue Baseballmütze und über der Schulter eine Reisetasche. Er ging sofort ins Haus, ohne an der Tür stehenzubleiben oder sich umzuschauen. Auch wenn Ushikawas Aufmerksamkeit schon etwas erlahmt war, konnte er Tengos kräftige Statur kaum übersehen.

»Aha, willkommen zu Hause, Herr Kawana«, flüsterte Ushikawa, und die Kamera machte drei Aufnahmen. »Wie geht es Ihrem Herrn Vater? Sie müssen erschöpft sein. Ruhen Sie sich erst mal aus. Es tut sicher gut, wieder zu Hause zu sein. Selbst wenn man in einer so armseligen Kiste wohnt. Ach ja, und Eriko Fukada hat, als Sie weg waren, ihre Sachen gepackt und ist gegangen.«

Aber natürlich konnte Tengo ihn nicht hören. Ushikawa warf einen Blick auf seine Armbanduhr und machte sich eine Notiz. 15 Uhr 56 – Tengo Kawana kommt nach Hause.

In dem Moment, als Tengo im Eingang des Hauses erschien, schwang irgendwo eine Tür weit auf, und das Gefühl für die Realität kehrte in Ushikawas Bewusstsein zurück. Als habe sich ein Vakuum mit Atmosphäre gefüllt, schärften sich augenblicklich seine Sinne, und neue Energie breitete sich in ihm aus. Er fügte sich wieder als funktionstüchtiges Bauteil in die materielle Welt ein und vernahm beim Einrasten ein angenehmes Klacken. Sein Blutkreislauf kam in Schwung und transportierte die richtige Menge Adrenalin durch seinen Körper. So muss es sein, dachte Ushikawa. So stimmt es wieder. Das bin ich, und das ist die wirkliche Welt.

Es war kurz nach sieben, als Tengo das Haus wieder verließ. Nach Sonnenuntergang hatte der Wind aufgefrischt, und es wurde plötzlich bitterkalt. Er trug eine Lederjacke über seinem dünnen Segelparka und ausgeblichene Jeans. Diesmal blieb er am Eingang stehen und sah sich um, aber nichts schien seine Aufmerksamkeit zu erregen. Er schaute sogar in Ushikawas Richtung, doch entdeckte seinen versteckten Beobachter natürlich nicht. Im Gegensatz zu Eriko Fukada, dachte Ushikawa. Sie ist ein

ganz besonderes Wesen. Sie sieht, was andere nicht sehen. Aber du, Tengo, bist ein Durchschnittsmensch, weder gut noch schlecht. Du kannst mich nicht sehen.

Als Tengo sich überzeugt hatte, dass um ihn herum alles normal und unverändert war, zog er den Reißverschluss seiner Lederjacke bis zum Hals zu, vergrub die Hände in den Taschen und trat auf die Straße hinaus. Hastig stülpte Ushikawa sich seine Strickmütze über, wickelte sich den Schal um den Hals, schlüpfte in seine Schuhe und folgte Tengo.

Ihn zu beschatten war natürlich eine riskante Entscheidung. Falls Tengo ihn sah, würde er Ushikawa sofort an seiner merkwürdigen Statur und seinem Aussehen erkennen. Aber es war schon dunkel, und wenn er Abstand hielt, würde er nicht auffallen.

Tengo ging langsam die Straße entlang und drehte sich immer wieder um, doch Ushikawa war auf der Hut und entging seinen Blicken. Der junge Mann wirkte von hinten ziemlich nachdenklich. Vielleicht kreisten seine Gedanken um Fukaeri und ihr Verschwinden. Wie es aussah, schlug er den Weg zum Bahnhof ein. Ob er mit der Bahn fahren wollte? Dann würde es schwierig werden, ihn weiter zu beschatten. Auf dem Bahnhof war es hell, und samstagabends waren viele Fahrgäste unterwegs. Ushikawa würde sofort auffallen. In dem Fall wäre es klüger, die Verfolgung aufzugeben.

Aber Tengo ging nicht zum Bahnhof. Nach einer Weile bog er in eine Straße ein, die vom Bahnhof wegführte. Nachdem er die menschenleere Straße ein kurzes Stück entlanggegangen war, blieb er vor einem Lokal mit dem Namen »Gerstenkopf« stehen, anscheinend eine Art Bistro für jüngere Leute. Tengo sah auf die Uhr und betrat dann das Lokal. *Gerstenkopf,* dachte Ushikawa kopfschüttelnd. Wer denkt sich so was bloß aus?

Hinter einem Strommast stehend, schaute er sich um. Tengo wollte dort bestimmt etwas essen und trinken. Eine halbe Stunde würde er auf jeden Fall brauchen. Wenn Ushikawa Pech hatte, saß er eine Stunde fest. Er sah sich nach einem geeigneten Platz um, an dem er die Zeit verbringen und dabei die Leute beobachten konnte, die im Gerstenkopf ein und aus gingen. Aber in der Nähe gab es nur ein Milchgeschäft, eine kleine Versammlungshalle der buddhistischen Tenri-Schule und einen Reishändler.

Überall waren bereits die Läden heruntergelassen. So ein Mist, dachte Ushikawa. Der schneidend kalte Nordwestwind trieb die Wolken über den Himmel, als wolle er die heitere Wärme des Nachmittags Lügen strafen. Eine halbe Stunde oder länger in diesem frostigen Wind tatenlos auf der Straße stehen zu müssen war natürlich nicht gerade das, wovon Ushikawa träumte.

Er überlegte, ob er den Rückzug antreten sollte. Tengo würde ja nur etwas essen. Wahrscheinlich war es unnötig, ihn mit solchem Aufwand zu beschatten. Stattdessen konnte Ushikawa selbst irgendwo einkehren, etwas Warmes zu sich nehmen und dann in die Wohnung zurückkehren. Tengo würde sicher bald nach Hause gehen. Eine verlockende Perspektive. Ushikawa stellte sich vor, wie er ein gutgeheiztes Lokal betrat und sich eine Schale Oyako-domburi – »Mutter und Kind« – Hähnchenfleisch und Ei auf Reis munden ließ. Er hatte schon seit einigen Tagen nichts Richtiges mehr in den Magen bekommen. Ein Fläschchen heißer Sake würde dazu hervorragend schmecken. Vor allem bei dieser Eiseskälte. Und ein paar Schritte an der frischen Luft würden ihn schon wieder nüchtern machen.

Aber auch ein anderes Szenario war vorstellbar, nämlich dass Tengo im Gerstenkopf mit jemandem verabredet war. Diese Möglichkeit durfte Ushikawa nicht außer Acht lassen. Tengo hatte das Haus verlassen und war auf direktem Weg zu diesem Lokal gegangen. Und hatte, bevor er es betrat, auf die Uhr gesehen. Vielleicht wartete dort jemand auf ihn. Oder dieser Jemand würde noch kommen. Wenn das der Fall war, musste Ushikawa unbedingt wissen, um wen es sich handelte. Also blieb ihm nichts anderes übrig, als am Straßenrand zu stehen und den Eingang zum Gerstenkopf zu beobachten, und wenn ihm dabei die Ohren abfroren. Ushikawa verbannte den Gedanken an Hähnchen mit Ei auf Reis und heißen Sake aus seinem Kopf.

Vielleicht war es Fukaeri, mit der er verabredet war. Oder Aomame. Ushikawa ermannte sich. Beharrlichkeit war seine besondere Stärke. Wenn auch nur die geringste Aussicht bestand, würde er die letzten Reserven mobilisieren. Selbst peitschender Sturm, glühende Sonne und Stockschläge würden ihn nicht dazu bringen, seine Beute loszulassen. Denn wenn man sie

einmal aus den Fängen ließ, konnte man nie wissen, wann man sie das nächste Mal zu fassen bekam. Außerdem hatte er bereits am eigenen Leib erfahren, dass es auf der Welt viel Schlimmeres gab, als ein bisschen in der Kälte zu stehen.

Ushikawa postierte sich also hinter einem Strommast und einem Plakat der Kommunistischen Partei Japans und beobachtete, an eine Mauer gelehnt, den Eingang zum Gerstenkopf. Abgesehen davon, dass er von Zeit zu Zeit ein Papiertaschentuch hervorzog, um sich die Nase zu schnäuzen, rührte er sich nicht. Hin und wieder wehte der Wind eine Ansage vom Bahnhof Koenji zu ihm herüber. Einige der Passanten gewahrten Ushikawa im Schatten und beschleunigten vor Schreck ihre Schritte. Doch im Dunkeln war sein Gesicht nicht zu erkennen. Nur seine stämmige Gestalt zeichnete sich dunkel ab wie eine unheilvolle Statue und jagte den Vorübergehenden einen Schrecken ein.

Was Tengo wohl gerade aß und trank? Je länger Ushikawa darüber nachdachte, desto hungriger wurde er und desto mehr fror er auch. Aber er konnte nicht umhin, es sich vorzustellen. Er hätte sich gern irgendwohin ins Warme gesetzt und eine anständige Mahlzeit gegessen und etwas getrunken. Egal was, auch wenn es kein Oyako-domburi und kein heißer Sake war. Alles war besser, als hier herumzustehen und die argwöhnischen Blicke der Passanten zu ertragen.

Aber Ushikawa hatte gar keine andere Wahl, als bei Wind und Kälte in der Dunkelheit auszuharren, bis Tengo aus dem Lokal kam. Er dachte an sein Haus in Chuorinkan und den Esstisch dort, auf dem sicher jeden Abend eine warme Mahlzeit gestanden hatte. Aber er konnte sich nicht erinnern, was es gegeben hatte. Was hatten sie damals nur immer gegessen? Das Ganze kam ihm vor wie etwas aus einem früheren Leben. Es war einmal, fünfzehn Minuten zu Fuß vom Bahnhof Chuorinkan in Yamato entfernt, ein neues, schönes Haus, in dem jeden Tag warme Mahlzeiten auf dem Tisch standen. Es lebten dort zwei kleine Mädchen, die Klavier spielten, und auf dem Rasen in dem kleinen Garten davor tollte ein reinrassiger Welpe herum.

Fünfunddreißig Minuten später kam Tengo allein aus dem Lokal. Nicht schlecht. Es hätte viel schlimmer kommen können, sagte sich Ushikawa. Es waren elende fünfunddreißig Minuten gewesen, aber weit weniger elend als zum Beispiel anderthalb Stunden. Ihm war zwar kalt, aber die Ohren waren ihm nicht abgefroren. Während sich Tengo im Gerstenkopf aufgehalten hatte, hatte lediglich ein junges Paar das Lokal betreten. Herausgekommen war niemand. Vermutlich hatte Tengo nur etwas getrunken und eine Kleinigkeit gegessen. Allein. Etwa zehn Minuten lang folgte Ushikawa ihm im gleichen Abstand wie zuvor. Tengo nahm den Weg, den er gekommen war. Wahrscheinlich wollte er in seine Wohnung zurück.

Doch unterwegs wich er von dieser Route ab und bog in eine Ushikawa unbekannte Straße ein. Anscheinend wollte er doch nicht direkt nach Hause. Wieder wirkte sein breiter Rücken wie der eines Menschen, der tief in Gedanken versunken ist. Mehr noch als zuvor. Tengo drehte sich auch nicht mehr um. Ushikawa betrachtete die Umgebung, las die Hausnummern und versuchte, sich die Strecke einzuprägen, damit er sie am nächsten Tag noch einmal gehen konnte. Er kannte sich in der Gegend nicht aus, aber am zunehmenden Rauschen des Verkehrs, das ihn an einen Fluss erinnerte, erkannte er, dass sie sich der Ringstraße 7 näherten. Unterdessen beschleunigte Tengo seine Schritte ein wenig, wahrscheinlich war er fast am Ziel.

Nicht schlecht, dachte Ushikawa. Der Mann geht *irgendwohin*. Die Mühe hat sich gelohnt.

Rasch durchquerte Tengo ein Wohnviertel. An diesem kalten, windigen Samstagabend blieben die Menschen lieber in der warmen Wohnung vor dem Fernseher und wärmten sich an heißen Getränken. Kaum jemand war auf der Straße. Ushikawa folgte Tengo in angemessener Distanz. Zumindest war er ein Mensch, der leicht zu beschatten war. Er war so groß und kräftig, dass man ihn auch in einer Menschenmenge nicht aus den Augen verlor. Wenn er ging, ging er geradeaus und wich nicht ständig vom Weg ab. Er hielt den Kopf leicht gesenkt und schien beständig über etwas nachzusinnen. Im Grunde war er ein aufrichtiger, ehrlicher Mann. Kein Typ, der etwas verbergen konnte. Ganz anders als Ushikawa.

Ushikawas frühere Frau war ebenfalls ein Mensch, der gern etwas verbarg. Oder nein, *gern* konnte man das nicht mehr nennen. Sie konnte ohne Heimlichtuerei *nicht leben*.

Nicht einmal wenn man sie nach der Uhrzeit fragte, bekam man eine wahrheitsgemäße Antwort. Hierin unterschied sie sich auch von Ushikawa. Er hielt nur geheim, was nötig war. Verschwiegenheit war für ihn lediglich ein unverzichtbarer Teil seiner Arbeit. Fragte ihn jemand nach der Uhrzeit, und es gab keinen Grund, unaufrichtig zu sein, gab er freundlich und korrekt Auskunft. Seine Frau hingegen log bei ausnahmslos jeder Gelegenheit. Mit größter Begeisterung verschleierte sie auch Sachverhalte, bei denen dies völlig unnötig war. So hatte er beispielsweise erst auf dem Standesamt erfahren, dass sie sich die ganze Zeit um vier Jahre jünger gemacht hatte. Er hatte es auf ihrer Geburtsurkunde gesehen, aber geschwiegen und getan, als habe er nichts gemerkt. Es war Ushikawa völlig unverständlich, warum sie bei einer Sache log, die unweigerlich ans Licht kommen würde. Dabei war er kein Mensch, dem ein Altersunterschied etwas ausgemacht hätte. Da gab es viele andere Dinge, die ihn viel mehr störten. Wo war das Problem, wenn seine Frau in Wirklichkeit sieben Jahre älter war als er?

Je weiter sie sich vom Bahnhof entfernten, desto seltener begegneten sie jemandem. Bald steuerte Tengo einen kleinen Park mit einem schäbigen Spielplatz an. Der Park war menschenleer. Kein Wunder, dachte Ushikawa. Wer will einen so kalten, windigen Dezemberabend schon auf einem Spielplatz verbringen? Tengo schritt unter dem kalten Licht einer Straßenlaterne hindurch geradewegs auf die Rutschbahn zu, blieb vor ihr stehen und stieg dann hinauf.

Hinter einem Telefonhäuschen verborgen, verfolgte Ushikawa jede seiner Bewegungen. Eine Rutschbahn? Ushikawa runzelte die Stirn. Warum sollte ein erwachsener Mann an einem klirrend kalten Abend auf eine Rutschbahn klettern? Der Park befand sich nicht einmal in unmittelbarer Nähe zu Tengos Wohnung. Er hatte ihn *eigens* zu dem Zweck aufgesucht. Aber warum? Man konnte nicht behaupten, dass es ein besonders hübscher Park war. Er war sogar klein und schäbig. Die Rutschbahn, zwei Schaukeln, ein

Sandkasten und ein kleines Klettergerüst. Eine Quecksilberlaterne, deren Licht an das Ende der Welt denken ließ, und ein kahler Keyaki-Baum. Die verschlossene öffentliche Toilette diente Graffiti-Sprayern als Leinwand. Nichts in dem Park wirkte besonders entspannend oder anregend. An schönen Nachmittagen im Mai war das vielleicht etwas anderes, aber an einem stürmischen Dezemberabend hatte der Park nichts zu bieten. Absolut nichts.

Ob Tengo hier mit jemandem verabredet war? Ob er auf jemanden wartete? Nichts an seinem Verhalten ließ darauf schließen. Außerdem war er, kaum dass er den Park betreten hatte, geradewegs auf die Rutschbahn zugesteuert, ohne auf die anderen Spielgeräte zu achten. *Tengo war hierhergekommen, um auf diese Rutschbahn zu steigen.* Für Ushikawa sah es eindeutig so aus.

Vielleicht war Tengo schon früher gern zum Nachdenken auf eine Rutschbahn gestiegen. Vielleicht war ein dunkler Park der beste Ort, um über eine Romanhandlung oder eine mathematische Formel nachzudenken. Vielleicht arbeitete das Gehirn desto besser, je dunkler die Gegend, je kälter der Wind und je schäbiger ein Park war. Es entzog sich Ushikawas Vorstellung, was die Schriftsteller (oder Mathematiker) auf dieser Welt so dachten. Sein gesunder Menschenverstand sagte ihm, dass ihm nicht viel anderes übrigblieb, als Tengo geduldig im Auge zu behalten. Die Zeiger seiner Uhr standen genau auf acht.

Tengo saß, seinen langen Oberkörper nach vorne gebeugt, auf der Rutschbahn und blickte zum Himmel hinauf. Er bewegte den Kopf hin und her, hielt ihn dann aber still und sah in eine bestimmte Richtung.

Ushikawa fühlte sich an einen sentimentalen Schlager von Kyu Sakamoto erinnert, der früher einmal sehr populär gewesen war. »Schau hinauf zu den Sternen, zu den kleinen Sternen« lautete die Anfangszeile. Wie das Lied weiterging, wusste er nicht. Und wollte es auch nicht wissen. Empfindsamkeit und Gerechtigkeitssinn gehörten von Natur aus zu Ushikawas Schwachpunkten. Ob Tengo aus romantischer Empfindsamkeit von der Rutschbahn zu den Sternen hinaufsah?

Ushikawa sah nun auch nach oben. Aber es waren keine Sterne zu sehen. Koenji im Tokioter Bezirk Suginami war nicht gerade geeignet, um den Nachthimmel zu beobachten. Die Neonreklamen und die Straßenbeleuchtung tauchten ihn in ein sonderbar gefärbtes Licht, und nur wenn man scharf hinsah, konnte man hier und dort ein paar Sterne erkennen. Aber dazu brauchte man gute Augen. Außerdem war es an diesem Abend ziemlich wolkig. Trotzdem kauerte Tengo reglos auf der Rutschbahn und starrte in eine bestimmte Ecke des Himmels.

Der Mann ist wirklich eine Plage, dachte Ushikawa. Ist es denn nötig, an einem stürmischen Winterabend auf einer Rutschbahn zu sitzen und grüblerisch in den Himmel zu schauen? Andererseits kam es ihm nicht zu, Tengo zu kritisieren. Schließlich beschattete er ihn freiwillig und aus eigenem Antrieb. Demzufolge trug Tengo nicht die leiseste Verantwortung für die Unannehmlichkeiten, die Ushikawa auf sich nahm. Als freier Bürger besaß Tengo das Recht, im Frühling, im Sommer, im Herbst und auch im Winter von jedem beliebigen Ort aus den Himmel zu betrachten.

Aber kalt ist es trotzdem, dachte Ushikawa. Er musste auch schon seit einiger Zeit auf die Toilette, aber da war nichts zu machen, er musste durchhalten. Die öffentliche Toilette war geschlossen, und auch wenn niemand vorbeikam, konnte er schlecht an das Telefonhäuschen urinieren. Jetzt reicht's aber. Komm schon, Junge, lass uns hier abhauen, dachte Ushikawa, während er von einem Fuß auf den anderen trat. Dir muss doch kalt sein, ob du nun grübelst, schmachtest oder die Himmelskörper erforschst. Zeit, nach Hause zu gehen und dich aufzuwärmen. Dort wartet zwar keiner auf uns, aber besser als hier ist es allemal.

Aber Tengo machte keine Anstalten, sich zu erheben. Nachdem er endlich seine Beobachtungen am Himmel eingestellt hatte, wandte er seinen Blick einem Apartmenthaus auf der anderen Seite der Straße zu. Nur etwa die Hälfte der Fenster des neuen fünfstöckigen Gebäudes war erleuchtet. Tengo musterte es eingehend, woraufhin Ushikawa es ebenso genau in Augenschein nahm, aber nichts entdeckte, das seine besondere Aufmerksamkeit erregt hätte. Es war ein ganz normales Apartmenthaus, wie es viele gab, es machte einen etwas gehobenen Eindruck, ohne luxuriös zu

wirken. Der Stil war elegant, die Kachelverkleidung gediegen. Außerdem war der Eingang hervorragend beleuchtet. Es war ein himmelweiter Unterschied zu der billigen Bruchbude, in der Tengo hauste.

Ob Tengo sich wünschte, in so einem Haus zu wohnen? Nein, wahrscheinlich nicht. Wie Ushikawa ihn einschätzte, war Tengo kein Typ, der sich etwas daraus machte, wo er wohnte. Genauso wenig, wie er etwas auf seine Kleidung gab. Bestimmt wohnte er gern in seinem billigen Mietshaus. Ihm reichte es, ein Dach über dem Kopf zu haben und nicht frieren zu müssen. Dass er so nachdenklich auf der Rutschbahn saß, musste an etwas anderem liegen.

Nachdem er eine Weile die Fenster des Apartmenthauses betrachtet hatte, schaute Tengo erneut zum Himmel. Ushikawa tat es ihm nach. Wo er stand, versperrten ihm Keyaki-Baum, Stromleitungen und Gebäude den Blick, sodass er nur ungefähr die Hälfte des Himmels überblicken konnte und auch nicht genau erkannte, auf welchen Abschnitt Tengo sich konzentrierte. Unzählige Wolken zogen in siegesgewissen Heerscharen über den Himmel.

Wenig später erhob sich Tengo und stieg ernst und still von der Rutschbahn wie ein Pilot nach einem anstrengenden nächtlichen Alleinflug von seiner Kanzel. Er ging unter dem Licht der Quecksilberlaterne hindurch und verließ den Park. Ushikawa setzte zu seiner Verfolgung an, entschied sich dann aber dagegen. Tengo würde nun sehr wahrscheinlich den Heimweg antreten. Außerdem musste Ushikawa unbedingt pinkeln. Nachdem er sich überzeugt hatte, dass von Tengo nichts mehr zu sehen war, betrat er den Park, stellte sich ins Gebüsch hinter dem Toilettenhäuschen und erleichterte sich. Das Fassungsvermögen seiner Blase war schon fast überschritten.

Es dauerte ungefähr so lange, wie ein langer Güterzug zum Überqueren einer Eisenbahnbrücke braucht, bis Ushikawa mit geschlossenen Augen und einem tiefen Seufzer der Erleichterung den Reißverschluss seiner Hose wieder hochzog. Nach seiner Uhr war es acht Uhr und siebzehn Minuten. Demnach hatte Tengo sich ungefähr eine Viertelstunde auf der Rutschbahn aufgehalten. Nachdem Ushikawa sich noch einmal vergewissert hatte, dass nichts mehr von Tengo zu sehen war, erklomm er mit seinen kurzen,

krummen Beinen die Stufen der Rutschbahn, setzte sich auf die ausgekühlte Plattform und sah in die Richtung, in die Tengo auch geschaut hatte. Was in aller Welt hatte dieser so eingehend betrachtet?

Ushikawa hatte recht gute Augen. Wenngleich seine Sehkraft wegen eines Astigmatismus gewissen Einschränkungen unterworfen war, brauchte er im Alltag keine Brille. Doch sosehr er seine Augen auch anstrengte, er konnte keinen Stern entdecken. Stattdessen richtete er seine Aufmerksamkeit auf den zu zwei Dritteln vollen Mond, der in Abständen deutlich zwischen den ziehenden Wolken hervorschaute. Selbst seine dunklen Flecken waren sichtbar. Es war ein gewöhnlicher Wintermond. Kalt, bläulich weiß, voller uralter Geheimnisse und Ahnungen. Starr und stumm stand er am Himmel wie das Auge eines Toten.

Doch dann stockte Ushikawa der Atem. Einen Moment lang vergaß er, Luft zu holen. Denn als die Wolken sich teilten, bemerkte er nicht weit von dem ihm vertrauten Mond entfernt einen weiteren Mond. Er war etwas kleiner als der alte und grün, wie von Moos überwachsen. Außerdem hatte er eine unregelmäßige Form. Dennoch war es ohne jeden Zweifel ein Mond. Einen so großen Stern gab es nicht. Es war auch kein künstlicher Satellit. Die blieben nicht an einer Stelle stehen.

Ushikawa schloss für einige Sekunden die Augen. Es musste sich um eine optische Täuschung handeln. *Es konnte nicht sein.* Doch er konnte blinzeln, sooft er wollte, der kleine, neue Mond blieb. Hin und wieder wurde er von Wolken verdeckt, doch sobald sie weiterzogen, tauchte er an derselben Stelle wieder auf.

Das ist es also, was Tengo sich angesehen hat, dachte Ushikawa. Tengo Kawana war auf diesen Spielplatz gekommen, um sich dieses Phänomen anzusehen oder um sich zu überzeugen, dass es noch existiert. Er hatte bereits von den zwei Monden gewusst, daran gab es keinen Zweifel, denn er hatte bei ihrem Anblick kein Erstaunen gezeigt. Ushikawa atmete schwer. Was ist das hier für eine Welt?, fragte er sich. *Wo bin ich hier hineingeraten?* Aber es kam keine Antwort. Der Wind trieb unzählige Wolken vor sich her, und der große und der kleine Mond standen wie ein besonderes Rätsel am Himmel.

Eines konnte Ushikawa jedoch mit Sicherheit sagen: *Dies ist nicht die Welt, in der ich zu Hause bin.* Die Erde, die er kannte, hatte nur einen Trabanten. Daran gab es keinen Zweifel. Und hier waren es zwei.

Wenig später fiel Ushikawa auf, dass der Anblick der beiden Monde ein Gefühl von Déjà-vu in ihm hervorrief. Er kannte dieses Bild von irgendwoher. Er dachte konzentriert nach, versuchte mit aller Kraft, sich zu erinnern. Er verzog das Gesicht, bleckte die Zähne und wühlte mit beiden Händen den Grund der dunklen Gewässer in seinem Bewusstsein auf. Endlich fiel es ihm ein. *Die Puppe aus Luft!* In dem Roman kamen doch auch zwei Monde vor! Gegen Ende der Geschichte, als das Mädchen sich in Mother und Daughter teilte, wurden aus einem Mond zwei. Fukaeri hatte diese Geschichte geschaffen, und Tengo hatte sie ausgearbeitet und Einzelheiten hinzugefügt.

Ushikawa blickte sich unwillkürlich um. Doch seinen Augen bot sich ein sehr alltäglicher Anblick. Hinter den weißen Spitzenvorhängen vor den Fenstern des fünfstöckigen Apartmenthauses gegenüber leuchtete friedliches Licht. Es gab nichts Merkwürdiges. *Nur die Anzahl der Monde stimmt nicht.*

Vorsichtig stieg er von der Rutschbahn und verließ mit raschen Schritten den Park, wie um den Blicken der Monde zu entfliehen. *Ob ich verrückt geworden bin?,* fragte sich Ushikawa. Nein, wahrscheinlich nicht. Mit meinem Kopf ist alles in Ordnung. Mein Verstand ist unbeugsam und scharf. Er gleicht einem neuen Eisennagel, ist kalt und gerade, und damit treffe ich präzise und im richtigen Winkel den Kern der Realität. Das Problem liegt nicht bei mir. Ich bin geistig völlig gesund. Nur die Welt um mich herum ist verrückt geworden.

Ich muss die Ursache dafür finden. Unter allen Umständen.

Kapitel 20

Aomame

Teil meiner Verwandlung

In der Nacht schlug das Wetter um, und der Wind ließ nach. Der Sonntag wurde so warm und heiter, dass die Menschen ihre schweren Mäntel auszogen und den Sonnenschein genossen. Aomame verbrachte – unabhängig vom Wetter – den Tag wie üblich bei zugezogenen Vorhängen.

Zu den leisen Klängen Janáčeks absolvierte sie ihre Dehnübungen und trainierte dann ausgiebig an den Geräten. Nachdem sie ihr Pensum täglich gesteigert hatte, brauchte sie nun zwei Stunden dafür. Anschließend machte sie etwas zu essen, reinigte die Wohnung und ließ sich dann auf dem Sofa nieder, um Proust zu lesen. Sie war nun bei dem Band *Die Welt der Guermantes* angelangt. Aomame versuchte, sich nach Möglichkeit permanent zu beschäftigen. Den Fernsehapparat schaltete sie jedoch nur mittags und abends um sieben zu den NHK-Nachrichten ein. Wie üblich gab es keine großen Neuigkeiten. Oder doch, es gab sie natürlich. Auf der ganzen Welt kamen ständig Menschen auf tragische Weise ums Leben: Züge entgleisten, Fähren sanken, und Flugzeuge stürzten ab. Es gab aussichtslose Unruhen, Kriege, Attentate und ethnische Auseinandersetzungen. Klimaveränderungen riefen Dürren, Flutkatastrophen und Hungersnöte hervor. Aomame hatte großes Mitgefühl für all diese von Leid und Katastrophen heimgesuchten Menschen. Aber nicht eines der Ereignisse hatte unmittelbar etwas mit ihr zu tun.

Im Park auf der anderen Seite der Straße spielten schreiend die Kinder aus der Nachbarschaft. Von den Dächern ertönten die krächzenden Rufe der Krähen. Der typische Stadtgeruch der ersten Wintertage lag in der Luft.

Plötzlich wurde Aomame bewusst, dass sie, seit sie in dieser Wohnung lebte, nicht ein einziges Mal ein sexuelles Bedürfnis verspürt hatte, sich nicht ein einziges Mal vorgestellt hatte, mit jemandem zu schlafen. Wahrscheinlich beruhte das auch auf den Veränderungen ihres Hormonspiegels durch die Schwangerschaft. Jedenfalls war Aomame nicht traurig darüber. In ihrer Situation hätte sie für das Bedürfnis, mit jemandem zu schlafen, ohnehin kein Ventil finden können. Auch dass sie ihre Periode nicht bekam, empfand sie als Erleichterung. Sie hatte zwar nie unter Beschwerden gelitten, dennoch hatte sie das Gefühl, von einer Last befreit zu sein, die sie lange getragen hatte. Von einer Sache, an die sie nun nicht mehr denken musste.

In den vergangenen drei Monaten waren ihre Haare ein ganzes Stück gewachsen. Im September hatten sie ihr nur bis auf die Schultern gereicht, inzwischen fielen sie ihr bis über die Schulterblätter. In ihrer Kindheit hatte die Mutter ihr stets eigenhändig einen Nachttopfschnitt verpasst, und auch später ließ sie sich die Haare nie wachsen, weil sie sie beim Sport gestört hätten. Jetzt kamen sie ihr etwas zu lang vor, aber sie selbst zu schneiden hatte keinen Zweck, und so stutzte sie sich nur ein wenig die Stirnhaare. Tagsüber steckte sie ihr Haar ordentlich auf, abends löste sie es und gönnte ihm hundert Bürstenstriche, während sie Musik hörte. Das war etwas, das man nur tun konnte, wenn man viel Zeit hatte.

Aomame hatte sich nie viel geschminkt, und hier in ihrem Versteck war Make-up noch überflüssiger. Dennoch pflegte sie sich gewissenhaft, auch um eine gewisse Regelmäßigkeit in ihr Leben zu bringen. Sie verwendete eine Waschlotion und eine Creme, die sie in die Haut einmassierte. Vor dem Schlafengehen legte sie stets eine Maske auf. Sie hatte von Natur aus eine gesunde Konstitution, und ihre Haut strahlte, sobald sie sie nur ein wenig pflegte. Vielleicht trug auch ihre Schwangerschaft dazu bei. Aomame hatte gehört, dass Schwangere eine schöne Haut bekamen. Wenn sie mit offenem Haar vor dem Spiegel saß, fand sie, dass sie viel hübscher geworden war. Zumindest strahlte sie die Gelassenheit einer reifen Frau aus. Wahrscheinlich.

Sie hatte sich nie schön gefunden. In ihrer Kindheit hatte sie nie jemand als hübsches, kleines Mädchen bezeichnet. Stattdessen hatte ihre Mutter ihr sogar das Gefühl gegeben, sie sei unansehnlich. »Wenn du nur etwas besser aussehen würdest«, war einer ihrer Lieblingsaussprüche gewesen. Damit meinte sie, dass die Türen sich ihnen leichter geöffnet hätten, wenn Aomame ein hübscheres Kind gewesen wäre. Daher hatte Aomame von klein auf so wenig wie möglich in den Spiegel gesehen und nur so lange, wie es absolut nötig war, um rasch und nüchtern ihr Äußeres zu überprüfen. Diese Gewohnheit hatte sie beibehalten.

Tamaki Otsuka hatte gesagt, ihr gefalle es, wie Aomame aussehe. Ihr Gesicht sei gar nicht so übel, sehr attraktiv. Sie dürfe ruhig etwas mehr Selbstvertrauen haben. Aomame hörte die herzlichen Worte ihrer Freundin gern. Sie beruhigten Aomame, die gerade in die Pubertät kam, und gaben ihr mehr Selbstsicherheit. Der Gedanke, dass sie womöglich gar nicht so unansehnlich war, wie ihre Mutter immer behauptet hatte, keimte in ihr auf. Aber auch Tamaki Otsuka hatte sie niemals als *schön* bezeichnet.

Doch nun fand Aomame zum ersten Mal in ihrem Leben, dass ihre Züge eine gewisse Schönheit besaßen. Sie saß nun so lange wie nie zuvor vor dem Spiegel und betrachtete eingehend ihr Gesicht. Dennoch hatte ihr Verhalten nichts Narzisstisches. Wenn sie ihr Gesicht aus verschiedenen Blinkwinkeln inspizierte, war es, als würde sie die Züge eines anderen Menschen betrachten. Sie konnte nicht einschätzen, ob sie wirklich schöner geworden war oder ob es an ihrer Wahrnehmung lag und sie sich gar nicht verändert hatte.

Mitunter verzerrte sie vor dem Spiegel mit aller Kraft ihr Gesicht; dann sah sie aus wie früher. Sie spannte ihre Muskeln an, so fest sie konnte, und ihre Züge zerbarsten auf fast magische Weise in ihre Einzelteile. Alle Gefühle auf der Welt drückten sich nun in ihnen aus. Mit schön oder hässlich hatte das nichts mehr zu tun. Aus einer Perspektive wirkten sie dämonisch, aus einer anderen clownesk, aus einer dritten einfach chaotisch. Sobald sie ihre Gesichtsmuskeln wieder lockerte, glätteten sich ihre Züge wie Wellen auf einer Wasserfläche, und ihr ursprünglicher Ausdruck kehrte

zurück. Aomame entdeckte in ihnen ein neues Ich, das sich in so mancher Hinsicht von ihrem früheren unterschied.

Du könntest ruhig ab und zu lächeln, hatte Tamaki Otsuka sie häufig ermahnt. Wenn du lächelst, siehst du so viel sanfter und hübscher aus. Aber es war Aomame nicht gegeben, andere Menschen spontan und zwanglos anzulächeln. Wenn sie es trotzdem versuchte, wirkte es kalt und verkrampft und rief sogar Nervosität und Unbehagen bei ihrem Gegenüber hervor. Tamaki Otsuka hatte ein sehr natürliches, herzliches Lächeln, das sie auf den ersten Blick sympathisch machte. Doch am Ende hatte sie sich aus Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit das Leben nehmen müssen. Und Aomame, die kein richtiges Lächeln zustande brachte, zurückgelassen.

Es war ein ruhiger Sonntag. Der warme Sonnenschein hatte viele Menschen in den kleinen Park gelockt. Eltern ließen ihre Kleinen im Sandkasten spielen oder setzten sie auf die Schaukeln. Einige Kinder rutschten. Auf den Bänken saßen ältere Leute und sahen den Kindern unaufhörlich beim Spielen zu. Aomame ging auf den Balkon, setzte sich auf den Gartenstuhl und beobachtete die Szene beiläufig durch den Spalt in den Sichtblenden. Ein friedvoller Anblick. Die Welt bewegte sich unverdrossen weiter. Hier trachtete man niemandem nach dem Leben, und niemand versuchte einer Mörderin auf die Spur zu kommen oder hatte eine geladene, in eine Strumpfhose gewickelte Neun-Millimeter-Halbautomatik in der Kommode.

Ob ich eines Tages auch Teil einer so friedlichen, geordneten Welt sein kann?, fragte sich Aomame. Wird der Tag kommen, an dem ich mit *dem Kleinen* an der Hand in den Park gehen, es auf die Schaukel oder auf die Rutschbahn setze? Werde ich ein alltägliches Leben führen, ohne daran zu denken, jemanden töten zu müssen oder getötet zu werden? Wäre das im Jahr 1Q84 überhaupt möglich? Oder geht das nur in einer anderen Welt? Und – das Wichtigste von allem – wird Tengo an meiner Seite sein?

Aomame wandte ihren Blick vom Park ab und ging in die Wohnung zurück. Sie schloss die Glastür hinter sich und zog die Vorhänge zu. Die Stimmen der Kinder waren nicht mehr zu hören. Still sickerte Traurigkeit in ihr Herz. Sie war von allem isoliert, gefangen an einem Ort, der von innen

versperrt war. Sie sollte den Park tagsüber lieber nicht beobachten. Tengo würde ohnehin nur abends kommen. Was er sehen wollte, waren die beiden Monde.

Nachdem sie eine Kleinigkeit zu Abend gegessen und das Geschirr abgewaschen hatte, setzte sich Aomame warm eingepackt auf den Balkon. Die Decke über die Knie gelegt, lehnte sie sich im Gartenstuhl zurück. Es war ein windstiller Abend. Eine Wolke, die das Entzücken eines jeden Aquarellmalers gewesen wäre, schwebte am Himmel. Ein zarter Pinselstrich. Von dieser Wolke unbehindert, sandte der Mond, der zu zwei Dritteln voll war, sein helles Licht zur Erde. Aus Aomames Position war der zweite, kleine Mond um diese Uhrzeit nicht zu sehen. Er stand genau hinter einem Gebäude. Dennoch wusste Aomame, dass er *da war*. Sie konnte seine Gegenwart spüren. Er war nur zufällig nicht sichtbar, doch bald würde er sich zeigen.

Seit Aomame sich in dem Apartmenthaus versteckt hielt, hatte sie gelernt, ihr Bewusstsein abzuschalten. Besonders wenn sie wie jetzt auf dem Balkon saß und den Park betrachtete, vermochte sie wie auf Kommando alle Gedanken aus ihrem Kopf zu verbannen. Ihre Augen waren unermüdlich auf den Park gerichtet. Insbesondere auf die Rutschbahn. Aber sie dachte an gar nichts. Oder nein, vielleicht spielte sich unter der Oberfläche ihres Bewusstseins etwas ab, aber was, wusste sie nicht. Dennoch tauchte es regelmäßig auf, ebenso wie Meeresschildkröten und Delphine von Zeit zu Zeit den Kopf aus dem Wasser stecken, um Atem zu schöpfen. In solchen Momenten war ihr klar, dass sie bis dahin *etwas gedacht* hatte. Sobald ihr Geist seine Lungen mit frischem Sauerstoff gefüllt hatte, tauchte er wieder ab. Seine Gestalt wurde unsichtbar, und Aomame dachte an nichts mehr. Versunken in die Betrachtung der Rutschbahn wurde sie zu einem Beobachtungsmedium in einem weichen Kokon.

Sie sah den Park und sah doch nichts. Sobald etwas Neues ihr Blickfeld kreuzte, registrierte ihr Bewusstsein es dennoch sofort. Im Augenblick geschah jedoch gar nichts. Kein Lüftchen regte sich. Die wie Antennen in den Himmel ragenden Äste des Keyaki-Baums rührten sich nicht. Die Welt war wundersam still. Aomame sah auf die Uhr. Es war kurz nach acht. Auch

der heutige Tag würde wohl zu Ende gehen, ohne dass sich etwas ereignete. Ruhiger konnte ein Sonntagabend nicht sein.

Genau um acht Uhr dreiundzwanzig war die Ruhe vorbei.

Unversehens befand sich ein Mann auf der Rutschbahn. Er saß dort und blickte auf eine bestimmte Stelle am Himmel. Abrupt zog Aomames Herz sich auf die Größe einer Kinderfaust zusammen. So lange, dass sie glaubte, es werde nicht mehr anfangen zu schlagen. Dann dehnte es sich plötzlich aus und begann wieder zu arbeiten. Dumpf pochend pumpte es mit wahnsinniger Schnelligkeit neues Blut durch ihren Körper. Auch Aomames Bewusstsein tauchte hastig an die Oberfläche, schüttelte sich kurz und stürzte sich in Aktion.

Tengo!, dachte sie spontan.

Aber als sich ihr flirrendes Gesichtsfeld stabilisierte, erkannte sie ihren Irrtum. Der Mann war nicht größer als ein Kind und hatte einen großen, irgendwie eckigen Kopf. Er trug eine enganliegende Strickmütze, die sich dadurch in bizarrer Weise ausbuchtete. Sein dunkelblauer Mantel spannte so sehr über dem Bauch, dass er die Knöpfe zu sprengen drohte. Um den Hals hatte der Mann sich einen viel zu langen grünen Schal gewickelt. Aomame wurde klar, dass er das »Kind« war, das sie am Abend zuvor gerade noch aus dem Park hatte laufen sehen. In Wirklichkeit hatte es sich also nicht um ein Kind, sondern um einen erwachsenen Mann gehandelt. Nur dass er sehr klein und stämmig war und kurze Arme und Beine hatte. Und einen ungewöhnlich großen, unregelmäßig geformten Kopf.

Aomame fiel ein, wie Tamaru ihr von dem Mann mit dem überdimensionierten Schädel erzählt hatte, der sich in der Nähe der Weidenvilla in Azabu herumtrieb und Erkundigungen über das Frauenhaus einzog. Der Mann auf der Rutschbahn entsprach genau Tamarus Beschreibung. Der zwielichtige Kerl hatte seine Schnüffelei offenbar so hartnäckig fortgesetzt, dass er jetzt direkt vor ihrer Nase gelandet war. Was tun? Sie musste die Pistole holen. Ausgerechnet heute Abend hatte sie sie im Schlafzimmer gelassen. Sie atmete tief durch, um ihren inneren Aufruhr zu

beruhigen und ihre Nerven zu besänftigen. Keine Panik. Noch brauchte sie die Waffe nicht zur Hand zu nehmen.

Aber der Mann sah nicht einmal in die Richtung ihres Hauses. Er saß oben auf der Rutschbahn und starrte in der gleichen Haltung wie zuvor Tengo in den Himmel. Er schien völlig versunken in den Anblick dessen, was er sah. Lange Zeit rührte er sich überhaupt nicht. Als habe er vergessen, wie man sich bewegt. Aomames Wohnung schenkte er nicht die geringste Beachtung. Das verunsicherte sie. Was in aller Welt war hier los? Der Mann – wahrscheinlich ein Mitglied der Sekte – hatte sie aufgespürt. Also musste er ein gerissener und versierter Detektiv sein, andernfalls wäre es ihm nicht gelungen, ihre Spur von der Villa in Azabu bis hierher zu verfolgen. Nichtsdestoweniger saß er jetzt wie auf dem Präsentierteller vor ihr und glotzte ungeschützt und selbstvergessen in den Abendhimmel.

Aomame erhob sich langsam, öffnete die Glastür einen Spalt, schlüpfte in die Wohnung und setzte sich ans Telefon. Sie begann Tamarus Nummer zu wählen. Sie musste ihm unbedingt sagen, dass der Wasserkopf sich in Sichtweite ihrer Wohnung aufhielt. Auf der Rutschbahn des Spielplatzes gegenüber. Alles Übrige würde er entscheiden und für sie erledigen. Aber nachdem sie die ersten vier Zahlen gedrückt hatte, hielt sie inne. Den Hörer krampfhaft umklammert, biss sie sich auf die Lippe.

Es ist noch zu früh, dachte sie. Ich weiß noch zu wenig über diesen Mann. Aber wenn Tamaru ihn als großen Risikofaktor einstuft und sofort beseitigt, bleibt zu vieles im Dunkeln. Eigentlich verhält sich der Mann genau wie Tengo beim letzten Mal. Die gleiche Rutschbahn, die gleiche Haltung, die gleiche Blickrichtung. Aomame war sich sicher, dass der Mann ebenfalls die beiden Monde im Visier hatte. Also bestand vielleicht eine Verbindung zwischen ihm und Tengo. Vermutlich, dachte sie, weiß der Mann noch nicht, dass ich mich hier verstecke. Sonst würde er mir doch nicht so ungeschützt den Rücken zuwenden. Je länger ich darüber nachdenke, desto mehr leuchtet mir diese Vermutung ein. Falls sie zutrifft, könnte der Mann mich zu Tengo führen. Ich brauche ihm nur zu folgen. Bei diesem Gedanken begann ihr Herz noch lauter und schneller zu schlagen. Sie legte den Hörer wieder auf.

Tamaru kann ich auch später noch benachrichtigen, beschloss sie. Zuvor muss ich etwas anderes tun. Natürlich ist es nicht ungefährlich, sich als Verfolgte dem Verfolger an die Fersen zu heften. Zumal, wenn es sich um einen abgebrühten Profi wie ihn handelt. Aber deshalb darf ich mir diese Chance nicht entgehen lassen. Vielleicht ist es meine letzte. Außerdem scheint der Kerl im Moment mit seinen Gedanken ganz woanders zu sein.

Aomame huschte ins Schlafzimmer und nahm die Heckler & Koch aus der Schublade. Als sie sie entsicherte, schob sich mit einem Klacken eine Kugel in die Kammer. Sie sicherte die Waffe wieder und steckte sie hinten in den Bund ihrer Jeans, bevor sie wieder auf den Balkon hinaustrat. Der Wasserkopf starrte noch in der gleichen Haltung zum Himmel. Sein asymmetrischer Schädel rührte sich nicht. Er schien völlig fasziniert von dem, was er sah. Aomame verstand ihn sehr gut. *Der Anblick war durchaus faszinierend.*

Sie kehrte in die Wohnung zurück und zog ihre Daunenjacke an. Sie setzte eine Baseballmütze und eine ungeschliffene dunkle Brille mit einfachem Gestell auf. Das musste als Verkleidung genügen. Sie wickelte sich noch einen grauen Schal um und steckte ihre Brieftasche und die Wohnungsschlüssel ein. Dann rannte sie die Treppe hinunter und aus dem Gebäude. Die Sohlen ihrer Turnschuhe verursachten keinen Laut auf dem Asphalt. Seine langentbehrte Härte machte ihr Mut.

Während Aomame die Straße entlanglief, vergewisserte sie sich, dass der Mann mit dem großen Kopf noch auf der Rutschbahn saß. Nach Sonnenuntergang war die Temperatur gefallen, aber es wehte noch immer kein Wind. Sie empfand die Kälte sogar als angenehm. Weißen Atem aushauchend, schritt sie lautlos und unauffällig am Park vorbei. Der Mann schenkte ihr nicht die geringste Beachtung und starrte weiter zum Himmel. Aus ihrer Position konnte sie die Monde nicht sehen, aber er schaute genau in deren Richtung. Er sah sie: den großen und den kleinen Mond am wolkenlosen, eisigen Himmel.

Aomame ging am Park vorbei bis zur nächsten Ecke. Dort machte sie kehrt und ging so weit zurück, dass sie in der Dunkelheit verborgen auf den Mann warten konnte. In ihrem Rücken spürte sie die kleine Pistole, sie war

kalt und hart wie der Tod selbst, aber sie beruhigte Aomames angespannte Nerven.

Etwa fünf Minuten später erhob sich der Wasserkopf, klopfte sich den Staub vom Mantel und kletterte nach einem letzten Blick zum Himmel entschlossen die Leiter der Rutschbahn hinunter. Er verließ den Park in Richtung Bahnhof. Ihm zu folgen war nicht sonderlich schwer. An Sonntagabenden war in dem Wohngebiet kaum jemand unterwegs, und sie brauchte nicht zu befürchten, dass sie ihn aus den Augen verlieren würde, selbst wenn sie einen größeren Abstand einhielt. Außerdem hegte er offensichtlich nicht den leisesten Verdacht, dass ihm jemand folgen könnte. Er schritt zügig aus und bewegte sich, ohne sich umzudrehen, in der Geschwindigkeit eines Menschen vorwärts, der tief in Gedanken versunken ist. Aomame fand, dass die Situation einer gewissen Ironie nicht entbehrte. Ein Verfolger kommt nie auf die Idee, dass auch er verfolgt werden könnte.

Bald wurde ihr klar, dass der Wasserkopf nicht auf dem Weg zum Bahnhof Koenji war. Aomame hatte sich mit Hilfe einer Karte aller dreiundzwanzig Bezirke Tokios sämtliche Einzelheiten in der näheren Umgebung ihrer Wohnung eingeprägt. Im Notfall musste sie genau wissen, was sich wo befand. So erkannte sie auch, dass der Mann zwar anfangs den Weg zum Bahnhof einschlug, unterwegs jedoch in eine andere Richtung abbog. Außerdem fiel ihr auf, dass er sich nicht sehr gut auskannte. Zweimal blieb er an einer Ecke stehen, schaute sich unsicher um und las das Adressenschild an einem Strommast. Offenkundig kam der Wasserkopf nicht aus dieser Gegend.

Ein Stück weiter wurde er etwas schneller. Aomame vermutete, dass er sich dort besser auskannte. Ihre Vermutung erwies sich als richtig. Er ging an der Bezirksgrundschule vorbei, eine nicht sehr breite Straße entlang und verschwand in einem älteren, zweistöckigen Mietshaus.

Aomame wartete sicherheitshalber noch fünf Minuten, bis sie ihm folgte. Sie wollte auf keinen Fall im Flur mit ihm zusammenstoßen. Der Eingang hatte ein kleines Vordach aus Beton, und eine runde Lampe beleuchtete ihn mit ihrem gelblichen Schein. Soweit sie sehen konnte, befand sich an dem Gebäude selbst kein Schild. Es hatte wohl keinen Namen. Jedenfalls war es

nicht gerade das neuste. Sie merkte sich die an einem Strommast angeschlagene Adresse.

Als die fünf Minuten um waren, ging Aomame rasch unter dem gelben Licht hindurch und öffnete die Tür. Der kleine Flur war leer. Dem verlassenen Raum fehlte jede Wärme. Eine Neonröhre, kurz davor, ihren Geist aufzugeben, sirrte leise. Irgendwo dröhnte ein Fernseher. Ein Kind quengelte mit schriller Stimme nach seiner Mutter.

Aomame nahm ihren Schlüssel aus der Tasche ihrer Daunenjacke und spielte damit, um, falls sie gesehen wurde, eventuell für eine Hausbewohnerin gehalten zu werden. Sie las die Namen an den Briefkästen. Vielleicht gehörte einer von ihnen dem Wasserkopf. Nicht sehr wahrscheinlich, aber einen Versuch war es wert. Es war kein großes Haus, so viele Menschen konnten hier nicht wohnen. Als Aomame kurz darauf den Namen *Kawana* an einem Briefkasten entdeckte, verstummten plötzlich alle Geräusche um sie herum.

Aomame stand wie erstarrt. Die Luft wurde sehr dünn, und sie konnte kaum noch atmen. Ihre Lippen waren leicht geöffnet und zitterten ein wenig. Die Zeit verging. Sie wusste selbst, dass sie sich leichtsinnig verhielt und sich in Gefahr brachte. Der Wasserkopf musste ganz in der Nähe sein. Vielleicht konnte er sogar in den Flur sehen. Aber sie war außerstande, sich von dem Briefkasten loszureißen. Das Schildchen mit dem Namen *Kawana* lähmte ihren Verstand und ihren Körper.

Natürlich gab es keinen Beweis, dass es sich bei diesem Mieter namens Kawana um Tengo Kawana handelte. Kawana war zwar kein sehr verbreiteter Name, aber beileibe nicht so selten wie »Aomame«. Doch wenn dieser Wasserkopf, wie sie vermutete, irgendeine Verbindung zu Tengo hatte, war die Wahrscheinlichkeit, dass dieser Kawana tatsächlich Tengo war, ziemlich hoch. Die Wohnung hatte die Nummer 303. Zufällig die gleiche wie das Apartment, in dem sie sich versteckte.

Was sollte sie tun? Aomame biss sich heftig auf die Lippe. Ihre Gedanken drehten sich im Kreis, ohne einen Ausweg zu finden. Was tun? Jedenfalls konnte sie nicht immer weiter wie versteinert vor dem Briefkasten stehenbleiben. Also fasste sie sich ein Herz und folgte der rohen Betontreppe

bis in den zweiten Stock. Der dunkle Boden hatte durch den jahrelangen Gebrauch überall Risse. Die Sohlen ihrer Turnschuhe quietschten leise.

Aomame stand nun vor der Wohnung 303. Sie hatte eine gewöhnliche Stahltür mit einem Schild, auf dem der Name *Kawana* stand. Nur der Nachname. Die Zeichen wirkten kalt und anorganisch. Zugleich verdichtete sich in ihnen das große Rätsel. Aomame stand und lauschte. Sie schärfte ihre Sinne. Aber durch die Tür drang nicht der geringste Laut nach draußen. Es war nicht zu erkennen, ob innen Licht brannte. Neben der Tür befand sich eine Klingel.

Aomame zögerte. Biss sich wieder nachdenklich auf die Lippe. Sollte sie klingeln?

Oder ist das Ganze vielleicht eine raffiniert ausgeklügelte Falle?, überlegte sie. Und hinter der Tür liegt der Wasserkopf auf der Lauer, böse kichernd wie ein giftiger Zwerg im dunklen Wald. Vielleicht hat er sich absichtlich so offen auf der Rutschbahn präsentiert, um mich hierherzulocken und einzufangen. Er hat erfahren, dass ich Tengo suche, und benutzt ihn jetzt als Köder. Der Kerl ist mit allen Wassern gewaschen. Und er hat meinen Schwachpunkt gefunden. Bestimmt ist das alles nur ein Trick, um mich dazu zu bringen, die Tür meiner Wohnung von innen zu öffnen.

Aomame vergewisserte sich, dass niemand in der Nähe war, und zog die Pistole aus dem hinteren Hosenbund. Sie entsicherte sie und steckte sie griffbereit in die rechte Tasche ihrer Daunenjacke. Sie legte den Zeigefinger auf den Abzug. Mit dem linken Daumen drückte sie den Klingelknopf.

Sie hörte, wie es läutete, ein langsamer Glockenton, ganz anders als der rasende Rhythmus, in dem ihr Herz schlug. Ihre Waffe umklammernd, wartete sie darauf, dass die Tür sich öffnete. Aber sie tat es nicht. Es machte auch nicht den Anschein, als würde jemand durch den Spion schauen. Nach einer Weile drückte sie die Klingel noch einmal. Wieder ertönte das Läuten. Es war so laut, dass wahrscheinlich sämtliche Bewohner des Bezirks Suginami es hörten. Aomames rechte Hand an der Waffe wurde feucht. Wieder keine Reaktion.

Sie sollte lieber verschwinden. Der Mieter namens Kawana aus 303 war, um wen auch immer es sich handelte, offenbar nicht zu Hause. Und

irgendwo in diesem Gebäude lag der grauenhafte Wasserkopf auf der Lauer. Sich noch länger hier aufzuhalten war zu gefährlich. Sie rannte die Treppe hinunter und verließ, nachdem sie noch einen kurzen Blick auf den Briefkasten geworfen hatte, das Haus. Mit gesenktem Kopf eilte sie unter der gelblichen Beleuchtung hindurch auf die Straße. Sie drehte sich um und vergewisserte sich, dass ihr niemand folgte.

Sie musste über so vieles nachdenken. Und ebenso viele Entscheidungen treffen. Sie sicherte die Waffe und steckte sie unauffällig wieder hinten in den Hosenbund. Du darfst dir nicht zu große Hoffnungen machen, sagte Aomame zu sich. Und nicht zu viele Wünsche haben. Vielleicht ist der Kawana, der dort wohnt, wirklich Tengo. Aber vielleicht auch nicht. Kaum entsteht ein Hoffnungsschimmer, macht das Herz sich selbständig. Zerschlägt sich die Hoffnung, ist man enttäuscht, Enttäuschung führt zu Verzweiflung, und Verzweiflung bedeutet Schwäche. Man wird nachlässig und ist nicht mehr auf der Hut. Und das ist im Augenblick die größte Gefahr für mich.

Keine Ahnung, inwieweit der Wasserkopf Bescheid weiß. Aber faktisch kommt er mir ständig näher. Er ist schon zum Greifen nah. Ich muss mich zusammenreißen und aufpassen wie ein Luchs. Mein Gegner ist gefährlich, er macht keine Fehler. Ein winziger Irrtum meinerseits kann tödlich sein. Vor allem darf ich nicht mehr in die Nähe dieses alten Mietshauses gehen. Irgendwo in diesem Gebäude liegt er auf der Lauer und denkt sich Tricks aus, um mich zu erwischen. Wie eine giftige, blutsaugerische Spinne, die ihr Netz in einer finsteren Ecke spinnt.

Auf dem Rückweg zur Wohnung fasste sie einen Entschluss. Für sie gab es nur einen Weg.

Zu Hause angekommen, rief Aomame Tamarus Nummer an. Sie ließ es zwölfmal klingeln, bevor sie aufgab. Sie zog Jacke und Mütze aus, legte die Waffe wieder in die Schublade und trank zwei Gläser Wasser. Dann füllte sie Wasser in den Kessel und erhitzte es, um sich schwarzen Tee zu kochen. Sie spähte durch den Vorhangspalt in den Park jenseits der Straße, um sich zu überzeugen, dass niemand dort war, stellte sich vor den Spiegel im Bad und

bürstete sich die Haare. Doch ihre Finger waren noch immer steif vor Anspannung. Als sie das heiße Wasser in die Teekanne füllte, läutete das Telefon. Natürlich war es Tamaru.

»Ich habe gerade den Wasserkopf gesehen«, sagte Aomame.

Schweigen. »Gerade gesehen bedeutet, dass er jetzt nicht mehr da ist?«

»Richtig«, sagte Aomame. »Vor kurzem war er in dem Park gegenüber. Aber jetzt ist er weg.«

»Vor kurzem heißt vor wie langer Zeit?«

»Vor ungefähr vierzig Minuten.«

»Und warum hast du vierzig Minuten lang nicht angerufen?«

»Keine Zeit, ich musste ihm sofort hinterher.«

Tamaru atmete so langsam aus, als müsse er die Luft aus seinen Lungen herauspressen. »Du musstest hinterher?«

»Ich wollte ihn nicht aus den Augen verlieren.«

»Ich dachte, du verlässt unter keinen Umständen das Haus.«

Aomame sprach sehr überlegt. »Aber wenn Gefahr im Verzug ist, kann man doch nicht einfach dasitzen und zuschauen. Selbst wenn ich dich angerufen hätte, hättest du ja nicht sofort herkommen können, oder?«

Eine kleiner Laut drang aus Tamarus Kehle. »Du hast den Wasserkopf also verfolgt.«

»Er machte nicht den Eindruck, als würde er etwas merken.«

»Ein Profi ist durchaus imstande, *so zu tun als ob*«, sagte Tamaru.

Er hatte recht. Vielleicht war alles nur eine raffinierte Falle gewesen. Aber das konnte sie Tamaru gegenüber nicht zugeben. »Natürlich könntest du so was. Aber soweit ich es sehe, hat der Wasserkopf nicht dein Niveau. Er ist vielleicht ganz gut, aber kein Vergleich zu dir.«

»Er hatte vielleicht Verstärkung.«

»Nein, der Mann war allein. Da bin ich mir ganz sicher.«

Tamaru machte eine kurze Pause. »Also gut. Hast du gesehen, wo der Kerl hingegangen ist?«

Aomame nannte Tamaru die Adresse des Mietshauses und beschrieb ihren Eindruck. Welche Wohnung, wisse sie nicht. Tamaru notierte alles. Er stellte einige Fragen, und Aomame beantwortete sie so ehrlich wie möglich.

»Du hast den Mann in dem Park gegenüber entdeckt, ja?«, fragte Tamaru.

»Ja.«

»Was hat er dort gemacht?«

Der Mann habe auf der Rutschbahn gesessen und lange den Abendhimmel betrachtet, berichtete Aomame. Die beiden Monde erwähnte sie natürlich nicht.

»Den Himmel?«, sagte Tamaru. Es war durchs Telefon zu hören, wie sein Denkapparat auf Hochtouren kam.

»Den Himmel, den Mond, die Sterne, irgend so was.«

»Und er hat dort vor aller Augen auf der Rutsche gesessen? Ganz offen?«

»Genau.«

»Fandest du das nicht seltsam?«, fragte Tamaru. Seine harte, trockene Stimme erinnerte an eine Wüstenpflanze, die alle Jahreszeiten überlebt, auch wenn es nur einen Tag im Jahr regnet. »Dieser Mann hat dich aufgespürt. Ist praktisch nur noch einen Schritt von dir entfernt. Große Sache. Dennoch hat er nichts Besseres zu tun, als in aller Ruhe von einer Rutschbahn aus den winterlichen Sternenhimmel zu betrachten? Ohne das Haus, in dem du lebst, eines Blickes zu würdigen? Das ergibt, wenn ich so sagen darf, keinen Sinn.«

»Mag sein. Es ist seltsam und nicht gerade einleuchtend. Finde ich auch. Aber trotzdem durfte ich ihn doch nicht entwischen lassen.«

Tamaru seufzte. »Das war sehr leichtsinnig von dir.«

Aomame zog es vor zu schweigen.

»Hat die Verfolgung wenigstens etwas Licht ins Dunkel gebracht?«, fragte Tamaru.

»Nein«, sagte Aomame. »Aber es gibt da etwas, das mich beschäftigt.«

»Was denn?«

»Als ich mir die Briefkästen angesehen habe, habe ich entdeckt, dass im zweiten Stock jemand mit Namen Kawana wohnt.«

»Ja, und?«

»Kennst du den Roman *Die Puppe aus Luft*, der im vergangenen Sommer ein Bestseller war?«

»Davon habe sogar ich in der Zeitung gelesen. Die Autorin Eriko Fukada ist die Tochter eines Mitglieds der Vorreiter. Sie ist verschwunden. Gab es

nicht den Verdacht, dass sie von der Sekte entführt wurde? Die Polizei fahndet nach ihr. Das Buch habe ich noch nicht gelesen.«

»Eriko Fukada ist nicht die Tochter irgendeines Mitglieds. Ihr Vater war der Leader. Das heißt, sie war die Tochter des Mannes, den ich ins *Jenseits* befördert habe. Und Tengo Kawana wurde von ihrem Lektor als Ghostwriter angeheuert, um *Die Puppe aus Luft* umzuschreiben. Eigentlich ist das Buch eine Gemeinschaftsproduktion der beiden.«

Das Schweigen, das folgte, dauerte ungefähr so lange, wie man braucht, um auf die andere Seite eines langen, schmalen Raumes zu gehen, ein Wörterbuch aus dem Regal zu nehmen, etwas nachzuschauen und wieder zurückzugehen. Tamaru sprach als Erster.

»Es gibt keinen Beweis dafür, dass der Kawana, der in dem Haus wohnt, auch Tengo Kawana ist.«

»Im Augenblick noch nicht«, gab Aomame zu. »Aber wenn er es ist, ergäbe die Sache endlich Sinn.«

»Die Teile des Puzzles fügen sich ineinander«, sagte Tamaru. »Aber woher weißt du überhaupt, dass Tengo Kawana der Ghostwriter von *Die Puppe aus Luft* ist? Das ist doch nicht öffentlich bekannt, oder? Das hätte doch einen Skandal gegeben.«

»Der Leader hat es mir kurz vor seinem Tod gesagt.«

Tamarus Stimme wurde um einige Grade kühler. »Das hättest du mir viel früher mitteilen sollen, meinst du nicht?«

»Damals war mir nicht klar, dass es so wichtig ist.«

Wieder herrschte Schweigen. Aomame wusste nicht, was Tamaru jetzt dachte, aber sie wusste, dass faule Ausreden ihm zuwider waren.

»Also gut«, sagte Tamaru. »Kürzen wir das Gespräch ab. Du willst also sagen, dass der Wasserkopf Tengo Kawana beobachtet, um dir auf die Spur zu kommen.«

»Könnte das nicht sein?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Tamaru. »Warum sollte dieser Tengo Kawana ihn auf deine Spur bringen? Zwischen dir und Kawana besteht doch keine Verbindung. Außer dass du Eriko Fukadas Vater erledigt hast und Kawana als ihr Ghostwriter ihre Geschichte aufgemöbelt hat.«

»Es gibt eine Verbindung«, sagte Aomame tonlos.

»Soll das heißen, zwischen dir und diesem Tengo Kawana besteht eine unmittelbare Beziehung?«

»Tengo und ich waren in der Grundschule in einer Klasse. Und ich glaube, dass er der Vater meines Kindes ist. Mehr kann ich nicht erzählen. Es ist, wie soll ich sagen, sehr persönlich.«

Es klang, als klopfe Tamaru mit der Spitze seines Kugelschreibers auf den Schreibtisch. Kein anderer Laut drang aus dem Hörer.

»Sehr persönlich«, wiederholte Tamaru in einem Ton, als habe er auf einem flachen Stein im Garten ein überaus seltenes Tier entdeckt.

»Tut mir leid.«

»Ich verstehe. Wenn es so persönlich ist, werde ich nicht weiter in dich dringen«, sagte Tamaru. »Und was willst du jetzt konkret von mir?«

»Ich möchte wissen, ob dieser Mieter tatsächlich Tengo Kawana ist. Wenn ich könnte, würde ich mich selbst überzeugen. Aber für mich ist es zu gefährlich, in die Nähe dieses Hauses zu gehen.«

»Versteht sich.«

»Wahrscheinlich hält sich dieser Wasserkopf irgendwo in dem Haus versteckt und heckt etwas aus. Wir müssen Vorkehrungen treffen für den Fall, dass er herausfindet, wo ich bin.«

»Außerdem weiß der Kerl, dass du Madame gut kennst. Jetzt versucht er, verschiedene Fährten aneinanderzulegen und zu einer zu verbinden. Natürlich dürfen wir das nicht zulassen.«

»Um noch etwas würde ich dich gern bitten«, sagte Aomame.

»Sag schon.«

»Falls die Person in dem Haus wirklich Tengo Kawana ist, bitte ich dich, jeden Schaden von ihm abzuwenden. Wenn jemand den Kopf hinhalten muss, werde ich es an seiner Stelle tun.«

Wieder schwieg Tamaru einen Moment. Auch das Klopfen der Kugelschreiberspitze war verstummt. Es war überhaupt nichts zu hören. Tamaru ließ seine Gedanken in der Stille schweifen.

»Um die ersten beiden Dinge kann ich mich kümmern«, sagte Tamaru. »Das gehört zu meiner Arbeit. Aber Nummer drei kann ich dir nicht

versprechen. Es sind zu viele persönliche Umstände involviert, und es gibt zu viele unwägbare Faktoren für mich. Erfahrungsgemäß ist es nicht leicht, drei Dinge auf einmal zu erledigen. Ob man will oder nicht, man muss Prioritäten setzen.«

»Das macht nichts. Du kannst ruhig deinen Prioritäten folgen. Ich möchte nur, dass du eins im Kopf behältst: Ich muss Tengo Kawana unbedingt sehen, solange ich noch am Leben bin. Denn es gibt etwas, das ich ihm sagen muss.«

»Ich behalte es im Kopf«, sagte Tamaru. »Das heißt, solange noch Platz darin ist.«

»Danke«, sagte Aomame.

»Ich muss das, was du mir gerade erzählt hast, Madame berichten. Es ist alles sehr heikel, und ich kann nicht eigenmächtig entscheiden. Ich lege jetzt erst mal auf. Geh auf keinen Fall mehr aus der Wohnung, schließ dich ein. Wenn du rausgehst, könnte es immense Probleme geben. Vielleicht ist das schon jetzt der Fall.«

»Dafür konnte ich aber auch einiges über den Gegner in Erfahrung bringen.«

»Schon gut«, sagte Tamaru ergeben. »So weit scheint es ja glimpflich abgegangen zu sein. Hast du gut gemacht, das muss ich zugeben. Dennoch war es leichtsinnig von dir. Wir wissen noch immer nicht, was dieser Kerl eigentlich vorhat. Wie es aussieht, steckt doch irgendeine Organisation dahinter. Du hast doch noch das Ding, das ich dir gegeben habe?«

»Natürlich.«

»Vorläufig solltest du es immer bei dir haben.«

»Das werde ich.«

Nach einer kurzen Pause legte Tamaru auf.

Aomame ließ sich in die weiße Badewanne gleiten und dachte an Tengo, während sie sich im heißen Wasser erwärmte. An Tengo, der wahrscheinlich in dem alten, zweistöckigen Mietshaus wohnte. Sie dachte an die lieblose Stahltür und an das Schild mit dem aufgedruckten Namen. Wie die

Wohnung hinter dieser Tür wohl aussah? Und welches Leben Tengo dort wohl führte?

Im warmen Wasser liegend, berührte sie ihre Brüste und strich mehrmals darüber. Ihre Brustwarzen waren ungewöhnlich groß und hart. Und empfindlich. Wenn es doch nur Tengos Hände wären statt meiner, dachte Aomame. Sie stellte sich Tengos breite, weiche Handflächen vor, so kräftig und doch zärtlich. Wenn diese Hände ihre Brüste umschlossen, würde sie tiefe Lust und unendliches Wohlbehagen empfinden. Aomame fiel auf, dass ihre Brüste größer waren als vorher. Ihre Wölbung hatte eindeutig zugenommen, und ihre Rundung war weicher geworden. Wahrscheinlich lag es an ihrer Schwangerschaft. Es war Teil ihrer Verwandlung.

Sie legte sich die Hände auf den Bauch, der noch immer verhältnismäßig flach war. Aus irgendeinem Grund litt sie auch nicht unter morgendlicher Übelkeit. Aber dort drinnen war *das Kleine*. Das wusste sie. Könnte es sein, dachte Aomame, dass *sie* gar nicht so sehr hinter mir her sind, sondern hinter *dem Kleinen*? Vielleicht geht es ihnen gar nicht darum, sich an mir zu rächen, weil ich den Leader getötet habe? Bei diesem Gedanken erschauerte sie. Aomame fasste neuerlich den Entschluss, Tengo unter allen Umständen zu finden. Sie mussten *das Kleine* mit vereinten Kräften beschützen. Vieler wertvoller Dinge hatte man sie in ihrem bisherigen Leben schon beraubt. Aber dieses würde sie niemandem überlassen.

Sie ging zu Bett und las noch eine Weile. Aber sie wurde nicht schläfrig. Sie schlug ihr Buch zu und rollte sich leicht zusammen, um ihren Unterleib zu schützen. Eine Wange ins Kissen geschmiegt, dachte sie an den winterlichen Mond am Himmel über dem Park. Und an den kleinen grünlichen neben ihm. Mother und Daughter. Das Licht der beiden Monde verschmolz und ergoss sich über die kahlen Äste des Keyaki-Baums. Tamarus Kopf arbeitete auf Hochtouren, um einen Plan zu ihrer Rettung zu schmieden. Aomame sah vor sich, wie er stirnrunzelnd mit der Spitze seines Kugelschreibers auf den Schreibtisch klopfte. Begleitet von diesem monotonen, unablässigen Rhythmus hüllte der Schlaf sie mit seiner weichen Decke ein.

Kapitel 21

Tengo

Irgendwo im Kopf

Das Telefon klingelte. Nach der Anzeige des Weckers war es 2 Uhr 04. Am Montagmorgen. Natürlich war es stockdunkel, und Tengo lag in tiefem Schlaf. In einem traumlosen, friedlichen Schlaf.

Sein erster Gedanke galt Fukaeri. Eigentlich konnte nur sie es sein. Niemand sonst würde um eine so unmögliche Uhrzeit anrufen. Doch gleich darauf erschien vor seinem inneren Auge das Gesicht Komatsus, der sich ja auch nicht gerade an die üblichen Uhrzeiten hielt. Aber das Läuten klang nicht nach Komatsu. Es war ein irgendwie dienstliches, dringliches Läuten. Außerdem hatten sie sich ja gerade erst getroffen und gründlich ausgesprochen.

Eine Möglichkeit war, das Klingeln zu ignorieren und weiterzuschlafen. Tengo hätte das auch gern getan, aber das Telefon klingelte immer weiter und ließ ihm keine Wahl. Womöglich ginge das so weiter, bis der Morgen kam. Tengo stieg aus dem Bett und nahm den Hörer ab, wobei er sich den Fuß stieß.

»Hallo?«, murmelte er verschlafen. Statt seines Gehirns schien er einen eingefrorenen Salat im Kopf zu haben. Es gab Menschen, die nicht wussten, dass man Salat nicht einfrieren durfte. Beim Auftauen verlor er nämlich jede Knackigkeit, die ja doch das Beste am Salat war, und war nur noch Matsch.

Als er sich den Hörer ans Ohr hielt, hörte er Windesrauschen. Ein launischer Windstoß, der durch ein schmales Tal wehte und das Fell einiger hübscher Hirsche sträubte, die sich über einen Bach beugten und sein klares Wasser tranken. Aber es war kein Wind, den er hörte. Es war jemandes Atem, seltsam verstärkt durch den Apparat.

»Hallo?«, wiederholte Tengo. Vielleicht ein obszöner Anrufer. Oder die Verbindung war schlecht.

»Hallo«, sagte eine Frauenstimme, an die er sich nicht erinnerte. Fukaeri war es nicht. Seine ältere Freundin auch nicht.

»Hallo«, sagte Tengo. »Hier Kawana.«

»Ah, Tengo«, sagte die Person. Anscheinend kam die Verbindung endlich zustande. Aber wer die Frau war, wusste er noch immer nicht.

»Wer spricht denn da?«

»Kumi Adachi«, sagte die Frau.

»Ach, du bist es«, sagte Tengo. Die junge Krankenschwester, in deren Haus man den Ruf der Eule hören konnte. »Was gibt es denn?«

»Hast du geschlafen?«

»Ja«, sagte Tengo. »Und du?«

Eine hirnrissige Frage. Wer schlief, konnte ja nicht anrufen. Warum redete er so einen Unsinn? Das musste an dem gefrorenen Salat liegen.

»Ich habe Dienst«, sagte sie. Dann räusperte sie sich. »Also, Herr Kawana ist gerade verstorben.«

»Herr Kawana ist verstorben«, wiederholte Tengo verständnislos. Sagte sie gerade, er sei gestorben?

»Dein Vater ist gerade verstorben, Tengo«, spezifizierte Kumi Adachi.

Ohne besonderen Grund wechselte Tengo den Hörer von der rechten in die linke Hand. »Verstorben«, wiederholte er.

»Ich hatte mich im Ruheraum hingelegt, als kurz nach eins jemand klingelte. Aus dem Zimmer deines Vaters. Da er die ganze Zeit nicht bei Bewusstsein war, konnte er den Knopf ja nicht selbst gedrückt haben. Mir kam das seltsam vor, und ich bin sofort zu ihm gegangen. Aber als ich ankam, atmete er schon nicht mehr. Sein Herz hatte aufgehört zu schlagen. Also habe ich den diensthabenden Arzt geweckt, und er hat Wiederbelebungsmaßnahmen durchgeführt – ohne Erfolg.«

»Heißt das, mein Vater hat die Klingel gedrückt?«

»Wahrscheinlich. Sonst war ja niemand da.«

»Woran ist er gestorben?«

»Das kann ich nicht sagen. Aber es sah nicht so aus, als habe er gelitten. Sein Gesicht schien ganz friedlich. Wie soll ich es beschreiben – er erinnerte mich an ein Blatt, das ganz von selbst vom Baum fällt, wenn der Herbst zu Ende geht. Vielleicht drücke ich mich schlecht aus.«

»Nein, überhaupt nicht«, sagte Tengo. »Ich finde deine Beschreibung sogar sehr gut.«

»Könntest du heute nach Chikura kommen, Tengo?«

»Ich denke schon.« Ab Montag würde er zwar wieder an der Yobiko unterrichten, aber schließlich war sein Vater gestorben.

»Ich nehme den ersten Express. Wahrscheinlich komme ich noch vor zehn Uhr an.«

»Dafür wären wir sehr dankbar, denn es gibt alle möglichen Formalitäten zu erledigen.«

»Formalitäten«, sagte Tengo. »Soll ich irgendetwas Bestimmtes mitbringen?«

»Bist du sein einziger Verwandter?«

»Wahrscheinlich.«

»Bring zur Sicherheit mal dein registriertes Siegel mit. Vielleicht brauchst du es. Hast du die Beglaubigung dafür?«

»Ja, ich glaube, ich habe noch ein Exemplar in Reserve.«

»Bring das zur Sicherheit auch mit. Mehr fällt mir im Augenblick nicht ein. Anscheinend hat dein Vater alles schon selbst geregelt.«

»Er hat alles selbst geregelt?«

»Ja, er hat sich bereits um alles gekümmert, als er noch bei Bewusstsein war. Von den Kosten für die Bestattung und der Kleidung, in der er beigesetzt werden möchte, bis zum Platz für sein Urnengrab. Er war ein sehr vorsorglicher, gewissenhafter Mensch. Praktisch veranlagt, könnte man sagen, oder?«

»Ja, das war er«, sagte Tengo und rieb sich die Schläfe.

»Meine Schicht endet um sieben Uhr. Ich gehe dann nach Hause und schlafe. Aber Schwester Tamura und Schwester Omura haben Frühdienst. Sie können dir alles genau erklären.«

»Vielen Dank für alles«, sagte Tengo.

»Gern geschehen«, sagte Kumi Adachi. »Und mein herzliches Beileid«, fügte sie hinzu, als sei es ihr plötzlich eingefallen.

»Danke«, sagte Tengo.

Er machte sich einen Kaffee, denn einschlafen würde er ohnehin nicht mehr können. Als er ihn getrunken hatte, war sein Kopf etwas klarer. Er bekam Hunger. Im Kühlschrank waren noch Käse und Tomaten, und er machte sich ein Sandwich. Es war, wie im Dunkeln zu essen: Er spürte, dass er auf etwas herumkaute, konnte aber fast nichts schmecken. Anschließend nahm er den Fahrplan und suchte die Abfahrtszeiten des Expresszugs nach Tateyama heraus. Nun war er erst seit Samstagnachmittag aus der Stadt der Katzen zurück und musste schon wieder dorthin. Aber diesmal würde wahrscheinlich eine Übernachtung genügen. Höchstens zwei.

Gegen vier Uhr am Morgen ging Tengo ins Bad, wusch und rasierte sich. Er versuchte sein zu Berge stehendes Haar mit der Bürste zu bändigen, scheiterte aber wie üblich. Egal, im Laufe des Vormittags würde es sich schon legen.

Der Tod seines Vaters erschütterte Tengo nicht besonders. Er hatte zwei volle Wochen am Bett des Bewusstlosen verbracht und den Eindruck gewonnen, der Vater habe seinen bevorstehenden Tod als gegebene Tatsache akzeptiert. Es klang vielleicht seltsam, aber es war, als habe er aus eigenem Entschluss den Schalter ausgeknipst und sich ins Koma versetzt. Was seinen komatösen Zustand ausgelöst hatte, wussten die Ärzte nicht. Aber Tengo wusste es. Sein Vater hatte beschlossen zu sterben. Oder den Willen zu leben aufgegeben. Er hatte – um Kumi Adachis bildhaften Vergleich zu verwenden – als Blatt eines Baumes das Licht seines Bewusstseins gelöscht, alle Türen seines Gedächtnisses abgesperrt und gewartet, dass der Winter kam.

Tengo stieg am Bahnhof Chikura in ein Taxi und kam gegen halb elf Uhr am Vormittag im Sanatorium an. Wie am gestrigen Sonntag herrschte heiteres frühwinterliches Wetter. Die warmen Sonnenstrahlen schienen, wie um den welken Rasen für seine Dienste zu belohnen. Eine dreifarbige Katze, die er noch nie gesehen hatte, lag dort in der Sonne und leckte sich gemächlich das

Fell. Am Empfang hießen ihn Schwester Tamura und Schwester Omura willkommen. Leise drückten sie ihm ihr Beileid aus, und Tengo bedankte sich.

Der Leichnam seines Vaters war in einem schlichten, kleinen Raum in einem abgelegenen Winkel des Sanatoriums aufgebahrt. Schwester Tamura wies Tengo den Weg, indem sie voranging. Sein Vater lag, mit einem weißen Tuch bedeckt, auf einer Rollbahre. Eine Neonlampe an der Decke des fensterlosen, quadratischen Raums ließ die weißen Wände noch weißer erstrahlen. Auf einem hüfthohen Schränkchen stand eine Vase mit drei weißen, offenbar an diesem Morgen frisch geschnittenen Chrysanthemen. An einer Wand hing eine runde Uhr. Sie war alt und staubbedeckt, zeigte aber korrekt die Zeit an. Vielleicht hatte sie die Aufgabe, etwas zu bezeugen. Ansonsten war der Raum leer und schmucklos. Die Leichname wie vieler alter Menschen hatten hier wohl schon Station gemacht? Waren in aller Stille gekommen und in aller Stille gegangen? Das Zimmer war nüchtern, besaß jedoch auf seine Weise eine feierliche Atmosphäre, als werde in ihm eine wichtige Hinterlassenschaft weitergegeben.

Tengos Vater sah kaum anders aus als zu Lebzeiten. Selbst aus der Nähe hatte man nicht den Eindruck, dass er tot war. Seine Gesichtsfarbe wirkte ganz natürlich, und wahrscheinlich hatte ihn jemand zurechtgemacht und rasiert. Sein Kinn und der Bereich unter der Nase erschienen eigentümlich glatt. Der Unterschied zwischen seinem bewusstlosen und seinem leblosen Zustand war nicht gravierend. Es war unnötig geworden, ihm Nahrung zuzuführen und seine Ausscheidungen abzuleiten. Würde man den Leichnam allerdings einige Tage hier liegenlassen, würde die Verwesung einsetzen. Das war wohl der große Unterschied zwischen Leben und Tod. Doch bevor es dazu kam, würde er natürlich eingeäschert werden.

Der Arzt, den Tengo schon kannte, sprach ihm zuerst sein Beileid aus und erläuterte ihm dann Einzelheiten zum Tod seines Vaters. Er nahm sich viel Zeit und war sehr freundlich, aber im Grunde lief alles auf eines hinaus: Die Todesursache war unbekannt. Bei keiner der Untersuchungen hatte man ein Leiden entdeckt. Stattdessen hatten die Ergebnisse gezeigt, dass sein Vater, abgesehen von seiner Demenz, recht gesund gewesen war. Dennoch war er

aus irgendeinem Grund in ein Koma gefallen (dessen Ursache ebenfalls unklar war), in dessen Verlauf all seine Körperfunktionen ganz allmählich, aber unaufhaltsam schwächer geworden waren. Wenn eine Abwärtskurve eine bestimmte Linie überschritten habe, sei es schwierig, das Leben weiter zu erhalten, und so sei der Tod seines Vaters unvermeidlich geworden. So ausgedrückt, war das sicher leicht verständlich, aber vom Standpunkt des Arztes ergaben sich nicht wenige Fragen. Immerhin war die genaue Todesursache nicht zu bestimmen. Sie als Altersschwäche zu deklarieren lag nahe, allerdings sei Tengos Vater mit Mitte sechzig zu jung für eine solche Diagnose.

»Als zuständiger Arzt muss ich den offiziellen Totenschein für Ihren Herrn Vater ausstellen«, sagte der Arzt vorsichtig. »Wäre es Ihnen recht, wenn ich pro forma ›Herzversagen infolge andauernden Komas‹ einsetzen würde?«

»Aber faktisch ist mein Vater nicht an ›Herzversagen infolge andauernden Komas‹ gestorben?«, fragte Tengo.

Der Arzt machte ein nachdenkliches Gesicht. »Nein, an seinem Herzen konnten wir bis zum Schluss keine Beeinträchtigung entdecken.«

»Und an den anderen Organen konnten Sie auch nichts finden.«

»Das stimmt«, sagte der Arzt etwas widerwillig.

»Aber um den Totenschein ausstellen zu können, braucht man eine eindeutige Todesursache?«

»Genau.«

»Ich bin ja kein Arzt, aber sein Herz ist doch stehengeblieben, oder?«

»Natürlich ist irgendwann ein Herzstillstand eingetreten.«

»Aber ist das nicht so etwas wie ein Versagen?«

Der Arzt dachte nach. »Wenn man davon ausgeht, dass ein Herz normalerweise arbeitet, haben Sie durchaus recht.«

»Dann tragen Sie es doch bitte ein. ›Herzversagen infolge andauernden Komas‹. Ich habe keine Einwände.«

Der Arzt wirkte erleichtert. Der Totenschein sei in etwa dreißig Minuten abholbereit. Tengo bedankte sich. Der Arzt verabschiedete sich, und Schwester Tamura blieb zurück.

»Möchten Sie eine Weile mit Ihrem Vater allein sein?«, fragte sie. Die Frage klang offiziell, wahrscheinlich war sie vorgeschrieben.

»Nein, danke, das ist nicht nötig«, sagte Tengo. Auch wenn er mit seinem toten Vater allein gewesen wäre, hätte er ihm nichts zu sagen gehabt. Das war ja noch nicht einmal der Fall gewesen, als er noch lebte. Jetzt wo er gestorben war, würden sich ja nicht plötzlich alle möglichen Gesprächsthemen ergeben.

»Dann würde ich gern woanders mit Ihnen über den Ablauf sprechen. Geht das?«

Tengo bejahte.

Bevor Schwester Tamura den Raum verließ, verneigte sie sich mit aneinandergelegten Händen leicht in Richtung des Toten. Tengo tat es ihr nach. Einem Toten zollte man Respekt, denn er hatte gerade den wichtigen, persönlichen Akt des Sterbens vollbracht. Dann verließen die beiden den fensterlosen Raum und gingen in die Cafeteria. Sie war ganz leer. Durch das große Fenster zum Garten strahlte heller Sonnenschein. Tengo trat ins Licht und atmete auf. Die Präsenz des Toten war hier nicht mehr spürbar. Sie waren in der Welt der Lebenden, wie unsicher und unvollkommen diese auch sein mochte.

Schwester Tamura brachte Tengo eine Schale mit heißem Hojicha, einem Tee aus leicht gerösteten Blättern. Die beiden setzten sich an einen Tisch und tranken eine Weile schweigend.

»Werden Sie heute hier übernachten?«, fragte Schwester Tamura.

»Ja. Ich habe aber noch nichts reserviert.«

»Wenn Sie möchten, könnten Sie in dem Zimmer schlafen, das Ihrem Vater gehört hat. Im Moment ist es ungenutzt, und es würde Sie nichts kosten. Wenn es Ihnen nicht unangenehm ist.«

»Eigentlich nicht.« Tengo war etwas überrascht. »Aber geht das denn?«

»Kein Problem. Wenn es Ihnen nichts ausmacht, von uns stört es niemanden. Ich lasse Ihnen gleich das Bett beziehen.«

»Und was muss ich jetzt noch machen?«, fragte Tengo.

»Wenn Sie vom zuständigen Arzt den Totenschein erhalten haben, gehen Sie damit aufs Rathaus, holen sich die Genehmigung für die Verbrennung

und beantragen eine Sterbeurkunde. Das ist vorläufig das Wichtigste. Ansonsten gibt es noch ein paar Dinge bei der Rentenversicherung und bei seiner Bank zu erledigen, aber darüber sprechen Sie bitte mit dem Rechtsanwalt.«

»Rechtsanwalt?«, fragte Tengo erstaunt.

»Herr Kawana – das heißt, Ihr Vater – hat mit ihm die Formalitäten nach seinem Tod besprochen. Anwalt klingt so großspurig, aber das will nichts Besonderes heißen. In unserem Sanatorium leben ja viele alte Menschen, und da bei einigen die Rechtsfähigkeit in Frage steht, arbeiten wir mit einer hiesigen Kanzlei zusammen, die sie berät, um juristische Probleme bei Vermögensangelegenheiten zu vermeiden. Die Kanzlei stellt Notare und hilft beim Abfassen von Testamenten und so weiter. Es kostet nicht mal sehr viel.«

»Hat mein Vater ein Testament hinterlassen?«

»Auch darüber müssten Sie bitte mit dem Anwalt sprechen. Ich kann es Ihnen nicht sagen.«

»Ich verstehe. Meinen Sie, ich könnte bald einen Termin bei ihm bekommen?«

»Wir haben ihn bereits für heute um drei Uhr herbestellt. Ich hoffe, es ist Ihnen recht. Wir wollen Sie nicht hetzen, aber Sie haben ja auch zu tun. Deshalb haben wir schon von uns aus die nötigen Vorbereitungen getroffen.«

»Damit haben Sie mir sehr geholfen.« Tengo bedankte sich für ihre Umsicht. Aus irgendeinem Grund waren alle älteren Frauen, die er kannte, vorausschauend und patent.

»Vorher können Sie noch auf dem Rathaus die Sterbeurkunde beantragen und die Genehmigung für die Verbrennung einholen. Denn ohne die kommen wir nicht weiter«, sagte Schwester Tamura.

»Gut, dann müsste ich aber jetzt nach Ichikawa fahren, denn dort war der Wohnsitz meines Vaters. Allerdings schaffe ich es wahrscheinlich nicht, um drei Uhr wieder hier zu sein.«

Die Schwester schüttelte den Kopf. »Nein, Ihr Herr Vater hat gleich nach seinem Umzug seinen Wohnsitz von Ichikawa hierher verlegt. Er ist also in

Chikura gemeldet. Um Ihnen im Ernstfall Umstände zu ersparen.«

»Wirklich sehr vorausschauend«, sagte Tengo beeindruckt. Anscheinend hatte sein Vater von Anfang an gewusst, dass er in Chikura sterben würde.

»Ja, wirklich«, sagte die Schwester. »Bisher habe ich kaum jemanden erlebt, der so war. Die meisten glauben, sie kämen nur für eine gewisse Zeit hierher. Aber, na ja …« Sie brach ab und verschränkte die Arme ruhig vor dem Körper, als verstehe sich das Weitere von selbst. »Nach Ichikawa brauchen Sie jedenfalls nicht zu fahren.«

Tengo wurde in das Krankenzimmer seines Vaters geführt, in dem er seine letzten Monate verbracht hatte. Das Bettlaken war abgezogen, Decke und Kissen waren entfernt. Zurückgeblieben war nur eine gestreifte Matratze. Auf dem Schreibtisch stand eine einfache Lampe, und der schmale Spind war bis auf fünf Kleiderbügel leer. Im Regal stand kein einziges Buch, und auch alle persönlichen Dinge hatte man fortgeschafft. Tengo konnte sich nicht mehr erinnern, was in dem Zimmer gewesen war. Er stellte seine Tasche auf den Fußboden und schaute sich ein wenig um.

Es lag ein leichter Geruch nach Medikamenten in der Luft, und er konnte noch den Atem des Kranken riechen. Tengo öffnete das Fenster, um frische Luft hereinzulassen. Die verblichenen Vorhänge wurden vom Wind erfasst und flatterten wie die Röcke spielender Mädchen. Plötzlich wünschte sich Tengo, dass Aomame bei ihm wäre und einfach wortlos seine Hand drücken würde.

Er fuhr mit dem Bus zum Rathaus von Chikura. An einem Schalter zeigte er den Totenschein vor und nahm die Genehmigung für die Einäscherung seines Vaters entgegen. Offiziell durfte diese erst vorgenommen werden, wenn seit dem Todeszeitpunkt vierundzwanzig Stunden vergangen waren. Der Name seines Vaters wurde aus dem Melderegister gestrichen, und Tengo erhielt die Sterbeurkunde. Diese Formalitäten nahmen zwar eine gewisse Zeit in Anspruch, aber im Grunde ging alles fast zu schnell und zu einfach vonstatten. Viel nachzudenken brauchte man nicht. Es war nicht viel anders, als würde man ein Auto abmelden. Im Büro des Sanatoriums machte ihm

Schwester Tamura drei Kopien von den Unterlagen, die er im Rathaus erhalten hatte.

»Um halb drei, also bevor Sie sich mit dem Rechtsanwalt treffen, kommt ein Herr der Bestattungsfirma Zenko«, sagte Schwester Tamura. »Bitte geben Sie ihm eine Kopie der Kremierungsgenehmigung. Um alles Weitere kümmert sich der Bestatter. Ihr Vater hat sich zu Lebzeiten mit einem Beauftragten der Firma besprochen und den gesamten Ablauf geplant. Die anfallenden Kosten hat er ebenfalls hinterlegt. Daher brauchen Sie sich um nichts zu kümmern. Es sei denn natürlich, Sie hätten Einwände.«

Er habe keine Einwände, sagte Tengo.

Sein Vater hatte so gut wie keine persönlichen Gegenstände hinterlassen. Nur etwas Kleidung, ein paar Bücher und so weiter.

»Möchten Sie ein Andenken? Mehr als ein Radiowecker, eine alte Armbanduhr zum Aufziehen und seine Brille ist nicht da«, sagte Schwester Tamura.

Nein, danke, sagte Tengo, wenn es ihr nichts ausmache, möge sie nach ihrem Gutdünken mit den Sachen verfahren.

Um Punkt halb drei traf der Mann von der Bestattungsfirma ein. Er trug einen schwarzen Anzug und ging sehr leise. Er war nicht ganz Mitte fünfzig und hager, hatte lange Finger, große Augen und an einem Nasenflügel eine trockene, schwärzliche Warze. Sein Gesicht war bis unterhalb der Ohren gleichmäßig gebräunt, als würde er viel Zeit in der Sonne verbringen. Tengo wusste nicht, weshalb das so war, aber er hatte noch nie einen dicken Bestattungsunternehmer gesehen. Der Mann erklärte ihm den Ablauf der Kremierung. Seine Wortwahl war ausgesucht höflich, und er sprach sehr langsam. Offenbar wollte er vermitteln, dass nicht die geringste Eile bestehe.

»Ihr Herr Vater hat zu Lebzeiten den Wunsch nach einer möglichst schlichten Bestattung geäußert. Er möchte in einem einfachen, funktionellen Sarg kremiert werden. Auf Altar, Zeremonie, posthumen buddhistischen Namen, Blumen, Reden und alles Unnötige wollte er verzichten. Er brauche auch keine Grabstätte. Er hat verfügt, dass seine Asche in einem geeigneten

Gemeinschaftsgrab hier am Ort bestattet wird. Also, wenn Sie als sein Sohn keine Einwände haben …«

An dieser Stelle brach er ab und richtete seine großen schwarzen Augen bittend auf Tengo.

»Wenn mein Vater es so gewünscht hat, habe ich keine Einwände«, sagte Tengo, seinem Blick standhaltend.

Der Bestatter nickte und senkte die Lider. »Heute ist sozusagen die Totenwache, das heißt, der Leichnam wird über Nacht bei uns aufgebahrt. Daher gestatten Sie uns bitte, ihn jetzt in unsere Räumlichkeiten zu überführen. Morgen bringen wir ihn dann um ein Uhr mittags in ein Krematorium in der Nähe, wo die Einäscherung stattfinden wird. Wäre Ihnen das recht?«

»Ich habe keine Einwände.«

»Werden Sie an der Einäscherung teilnehmen?«

»Ja.«

»Es kommt häufiger vor, dass Familienmitglieder nicht daran teilnehmen. Es steht Ihnen frei.«

»Ich nehme teil.«

»Gut«, sagte der andere sichtlich erleichtert. »Ich habe hier eine Kopie der Papiere, die ich Ihrem Herrn Vater zu seinen Lebzeiten vorgelegt hatte. Wenn Sie bitte bestätigen wollen.«

Damit zog er, seine langen Finger wie die Beine eines Insekts bewegend, einen Rechnungsbeleg aus einer Dokumentenmappe hervor und reichte ihn Tengo. Obwohl Tengo so gut wie keine Vorstellung von Bestattungen hatte, war für ihn ersichtlich, dass es sich um eine äußerst bescheidene Veranstaltung handelte. Natürlich hatte er auch hier nichts einzuwenden. Er borgte sich einen Kugelschreiber und unterschrieb das Dokument.

Der Rechtsanwalt, der kurz vor drei eintraf, plauderte noch etwas mit dem Bestatter, während Tengo nur dabeistand und dem kurzen Austausch unter Fachleuten nicht recht zu folgen vermochte. Die beiden schienen sich zu kennen. In einer so kleinen Stadt kannte sicher jeder jeden.

Der Kombi des Bestattungsunternehmens war direkt vor dem unauffälligen Hinterausgang der Leichenhalle geparkt. Die Scheiben aller

Türen außer der des Fahrers waren schwarz getönt. Der hagere Bestatter schob Tengos Vater mit der Hilfe des weißhaarigen Chauffeurs auf der fahrbaren Liege zu dem schwarzglänzenden Wagen ohne Firmenaufschrift. Der Kombi war mit einer besonders hohen Decke und zwei Schienen ausgestattet, auf denen die Liegefläche der Bahre in den Wagen geschoben wurde. Die Flügel der hinteren Tür schlossen sich mit einem nüchternen Laut, der Bestatter verbeugte sich höflich vor Tengo, und schon fuhr der Kombi davon. Tengo, der Rechtsanwalt, Schwester Omura und Schwester Tamura verneigten sich mit gefalteten Händen vor der hinteren Tür des schwarzen Toyota.

Der Rechtsanwalt und Tengo setzten sich zu ihrer Besprechung in einer Ecke der gegenüberliegenden Cafeteria. Der Anwalt war Mitte vierzig und im Gegensatz zu dem Bestattungsunternehmer dick und rundlich. Sein Kinn war nahezu ganz verschwunden. Ungeachtet der winterlichen Kühle stand ihm der Schweiß auf der Stirn. Wie mochte es ihm da erst im Sommer ergehen? Sein grauer Wollanzug roch nach Mottenpulver. Der Ansatz seines rabenschwarzen, dichten Haares ging bis tief in die Stirn. Seine füllige Statur und der allzu üppige Haarschopf wollten nicht recht zusammenpassen. Er hatte schwere Lider und sehr kleine Augen, aber wenn man genau hinsah, glomm in ihnen ein freundliches Licht.

»Ihr Herr Vater hat ein Testament hinterlassen, aber Sie brauchen sich darunter nichts allzu Großes vorzustellen. Es ist etwas anderes als die Testamente, die in Kriminalromanen vorkommen«, erklärte der Anwalt und räusperte sich. »Es ist eher, wie soll ich sagen, so etwas wie eine kurze Notiz. Erlauben Sie mir, Ihnen den Inhalt erst einmal mit meinen Worten zu erläutern. Das Testament enthält zunächst Anweisungen für die Bestattung Ihres Herrn Vaters, die Ihnen der Herr von der Firma Zenko, der gerade hier war, sicher bereits auseinandergesetzt hat.«

»Ja, das hat er. Mein Vater wünscht eine sehr einfache Bestattung.«

»Ganz recht«, sagte der Anwalt. »Ihr Herr Vater hat verfügt, dass alles möglichst schlicht vonstattengeht. Die Bestattungskosten werden aus seinen Ersparnissen bestritten. Für seine ärztliche Behandlung hatte Ihr Herr Vater,

als er in diese Einrichtung eingezogen ist, eine Kaution hinterlegt, die alles abdeckt. Es entstehen Ihnen also keinerlei finanzielle Unkosten.«

»Er hatte auch keine Schulden, nicht wahr?«

»Nein. Er hat alles im Voraus geregelt. Was an Geld auf dem Konto Ihres Vaters bei der Postbank Chikura übrigbleibt, sollen Sie als sein Sohn erhalten. Hierzu muss das Konto formell auf Ihren Namen überschrieben werden, wofür Sie wiederum die entsprechende notariell beglaubigte Seite aus Ihrem Familienbuch und den Nachweis über die Registrierung Ihres Stempels benötigen. Mit diesen Unterlagen gehen Sie direkt zur Postbank Chikura und füllen die notwendigen Formulare persönlich aus. Es könnte sein, dass diese Formalitäten einige Zeit in Anspruch nehmen, denn wie Sie sicher wissen, geht es bei unseren Banken und bei der Post ziemlich bürokratisch zu.«

Der Anwalt zog ein großes weißes Taschentuch aus seiner Jacketttasche und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

»Das wäre ungefähr alles, was ich Ihnen im Hinblick auf Ihre Erbschaft zu sagen habe. Abgesehen von dem Konto hat er nichts hinterlassen. Er besaß keine Lebensversicherung, keine Aktien, keine Immobilien, keinen Schmuck, keine Kunstgegenstände oder Antiquitäten. Alles ganz unkompliziert.«

Tengo nickte schweigend. Das war typisch für seinen Vater. Es bedrückte ihn ein wenig, dass sein Vater ihm dieses Konto hinterlassen hatte. Er fühlte sich, als habe man einen Stapel feuchter Decken über ihn gebreitet. Am liebsten hätte er es abgelehnt, aber das traute er sich dem dicken, liebenswürdigen Anwalt mit dem buschigen Haar nicht zu sagen.

»Außerdem hat Ihr Herr Vater mir einen Umschlag anvertraut. Den möchte ich Ihnen jetzt gern übergeben.«

Der dicke Anwalt zog einen großen, dicken braunen Umschlag, der mit Klebeband umwickelt war, aus seiner schwarzen Aktenmappe und legte ihn auf den Tisch.

»Den hat Herr Kawana mir bei einem Termin anvertraut, den er gleich nach seiner Ankunft hier mit mir gemacht hatte. Zu dem Zeitpunkt war er noch weitgehend klar. Hin und wieder reagierte er natürlich etwas verwirrt,

aber im Großen und Ganzen schien sein Leben noch unbeeinträchtigt. Er bat mich, den Umschlag im Fall seines Todes seinem gesetzlichen Erben zu übergeben.«

»Seinem *gesetzlichen Erben*?«, wiederholte Tengo erstaunt.

»Ja. So hat er sich ausgedrückt. Einen konkreten Namen hat Ihr Vater nicht genannt. Aber sein gesetzlicher Erbe können ja eigentlich nur Sie sein.«

»Soweit ich weiß schon.«

»Somit«, sagte der Anwalt und deutete auf den Umschlag auf dem Tisch, »übergebe ich ihn jetzt an Sie. Würden Sie mir diese Empfangsbestätigung unterschreiben?«

Tengo unterzeichnete das Dokument. Der braune Umschlag auf dem Tisch wirkte übertrieben unpersönlich und offiziell. Weder die Vorder- noch die Rückseite waren beschriftet.

»Etwas möchte ich Sie noch fragen«, sagte Tengo zum Rechtsanwalt. »Hat mein Vater überhaupt jemals meinen Namen – Tengo Kawana – geäußert? Oder die Bezeichnung ›mein Sohn‹ verwendet?«

Während der Anwalt überlegte, zog er wieder das Taschentuch hervor und wischte sich den Schweiß ab. Dann schüttelte er kurz den Kopf. »Nein, ich glaube, Herr Kawana hat die ganze Zeit nur von seinem *gesetzlichen Erben* gesprochen. Einen anderen Ausdruck habe ich nie aus seinem Mund gehört. Ich erinnere mich, dass ich mich damals auch etwas gewundert hatte.«

Tengo schwieg.

»Aber Herr Kawana schien sich ganz sicher, dass Sie allein sein gesetzlicher Erbe sind«, sagte der Anwalt vermittelnd. »Er hat nur im Gespräch Ihren Namen nicht erwähnt. Gibt es da ein Problem?«

»Nein, eigentlich nicht«, sagte Tengo. »Mein Vater war immer ein etwas seltsamer Mensch.«

Der Anwalt lächelte beruhigt. Er nickte kurz und überreichte Tengo das geänderte Familienbuch. »Verzeihen Sie, aber da Ihr Herr Vater ja diese Krankheit hatte, müsste ich Sie bitten, den Eintrag zu überprüfen, um formale Irrtümer auszuschließen. Ihrem Familienbuch zufolge sind Sie,

Tengo Kawana, Herrn Kawanas einziges Kind. Ihre Frau Mutter ist bereits ein Jahr nach Ihrer Geburt verschieden. Ihr Vater hat danach nicht wieder geheiratet und Sie allein großgezogen. Die Eltern und alle Geschwister Ihres Vaters sind bereits verstorben. Sie sind also ganz sicher Herrn Kawanas einziger gesetzlicher Erbe.«

Der Anwalt erhob sich. Als er sich nach weiteren Beileidsbekundungen verabschiedet hatte, blieb Tengo noch sitzen und betrachtete den braunen Umschlag auf dem Tisch. Sein Vater war also sein leiblicher Vater, und seine Mutter war *wirklich* gestorben. Der Anwalt hatte es gesagt, also musste es sich wohl um Fakten handeln. Zumindest im juristischen Sinne. Dennoch hatte er das Gefühl, dass er sich, auch wenn sich die Fakten klärten, immer weiter von der Wahrheit entfernte. Warum nur?

Tengo ging ins Zimmer seines Vaters zurück, setzte sich an den Schreibtisch und machte sich daran, den fest verklebten Umschlag zu öffnen. Vielleicht enthielt er den Schlüssel zur Lösung des Geheimnisses. Aber das war gar keine so leichte Aufgabe. Er fand nichts im Zimmer, das ihm als Schere oder Messer hätte dienen können, und musste das Klebeband mühsam mit den Nägeln lösen. Als er den Umschlag endlich geöffnet hatte, befanden sich darin weitere Umschläge, die ebenfalls alle fest verklebt waren. Wirklich, typisch sein Vater.

Einer der Umschläge enthielt fünfzig nagelneue Zehntausend-Yen-Scheine, die mehrfach in dünnes Papier gewickelt waren. Ein Zettel mit der Aufschrift »Bargeld für Notfälle« lag dabei. Zweifelsfrei die Handschrift seines Vaters. Kleine, Strich für Strich sorgfältig ausgeführte Zeichen. Das Bargeld sollte er wohl verwenden, falls unerwartete Ausgaben auftraten. Sein Vater hatte nicht damit gerechnet, dass sein »gesetzlicher Erbe« ausreichend Bargeld zur Hand hatte.

Im dicksten Umschlag befanden sich alte Zeitungsausschnitte, Urkunden und Zeugnisse. Alle betrafen Tengo. Die Urkunde von einem Rechenwettbewerb, den er in der Grundschule gewonnen hatte, und die Artikel, die in den Lokalzeitungen darüber erschienen waren. Ein Foto von ihm mit der Trophäe. Seine hervorragenden Zeugnisse, die fast Kunstwerke

waren. In allen Fächern hatte er die besten Noten. Außerdem alle möglichen anderen Erinnerungen aus seiner Zeit als Wunderkind. Ein Foto von Tengo als Mittelschüler in seinem Judo-Anzug, auf dem er das Banner des Vizemeisters hielt und lächelte. Tengo war stumm vor Staunen angesichts dieser Sammlung. Nachdem sein Vater in Rente gegangen war, hatte er die Dienstwohnung von NHK aufgegeben, war in eine normale Mietwohnung, ebenfalls in Ichikawa, und danach in das Sanatorium in Chikura gezogen. Nicht viel von seiner Habe hatte diese Umzüge überdauert. Hinzu kam, dass die Beziehung zwischen Vater und Sohn sich über lange Jahre äußerst kühl gestaltet hatte. Trotz allem hatte sein Vater all diese Erinnerungen an Tengos Glanzzeit als »Wunderkind« sorgfältig aufbewahrt.

Ein weiterer Umschlag enthielt alle möglichen Unterlagen aus der Zeit seines Vaters bei NHK. Unter anderem eine Urkunde, die ihn als hervorragenden Mitarbeiter würdigte, dazu mehrere einfache Belobigungsschreiben. Ein Foto mit Kollegen, wahrscheinlich von einem Betriebsausflug. Ein alter Ausweis. Belege über Zahlungen an die Renten- und Krankenversicherung. Mehrere Lohnstreifen, bei denen nicht ersichtlich war, warum er sie aufgehoben hatte. Ein Dokument über seine Ruhestandsabfindung … Dafür, dass er sich über dreißig Jahre lang für NHK abgerackert hatte, erschien der Betrag erstaunlich gering. Verglichen mit Tengos sensationellen Leistungen in der Grundschule, war das alles sehr unbedeutend, ja, fast nichtig. In gesellschaftlicher Hinsicht hatte der Vater ein unbedeutendes Leben geführt. Doch nicht für Tengo. Sein Vater hatte nicht nur ein Postsparbuch hinterlassen, sondern auch einen schweren, dunklen Schatten auf Tengos Seele.

In dem Umschlag war nichts, das Aufschluss über das Leben seines Vaters gab, bevor dieser bei NHK angefangen hatte. Es war, als habe es erst mit seiner Anstellung als Gebührenkassierer bei NHK begonnen.

Der letzte, sehr dünne Umschlag enthielt eine Schwarzweißfotografie. Sonst nichts. Sie war alt und, obwohl sie nicht verfärbt war, von einem blassen Film überzogen, als sei Wasser darübergelaufen. Es war ein Familienfoto. Vater, Mutter und ein kleines Kind, das kaum älter als ein Jahr

zu sein schien. Die Mutter – im Kimono – trug es liebevoll auf dem Arm. Hinter ihnen war das Torii eines Shinto-Schreins zu sehen. Der Kleidung der Familie nach war es Winter. Vielleicht machten sie den zu Neujahr üblichen Schreinbesuch. Die Mutter kniff wie geblendet die Augen zusammen und lächelte. Der Vater, der einen dunklen, ein wenig zu großen Mantel trug, runzelte die Brauen, sodass zwei tiefe Falten zwischen ihnen entstanden. Seine Miene schien zu besagen, dass die Dinge in Wirklichkeit nie so einfach waren, wie sie vielleicht aussahen. Das kleine Kind auf dem Arm der Mutter wirkte erstaunt angesichts der Größe und Kälte der Welt.

Der junge Mann war mit Sicherheit Tengos Vater. Auch wenn sein Gesicht eigentlich noch jugendlich war, hatte es seltsamerweise schon zu jener Zeit etwas Ältliches an sich, und die Augen lagen tief in den Höhlen. Die hageren Züge eines armen Bauern aus einem armen Dorf. Seine Haare waren alle gleich kurz, und sein Rücken war etwas krumm. Es konnte nur sein Vater sein. Also war das Kind aller Wahrscheinlichkeit nach Tengo und die Frau, die es liebevoll im Arm hielt, seine Mutter. Sie war etwas größer als sein Vater und machte eine bessere Figur. Sein Vater schien Ende dreißig, seine Mutter etwa Mitte zwanzig zu sein.

Tengo sah dieses Bild natürlich zum ersten Mal. Bisher hatte er weder etwas, das man als Familienfoto hätte bezeichnen können, noch ein Foto von sich als Kind gesehen. Sein Vater hatte ihm erklärt, das Leben sei hart gewesen, und sie hätten kein Geld für einen Apparat und auch keine Zeit für Familienfotos gehabt. Tengo hatte ihm geglaubt. Aber das war eine Lüge gewesen. Es war ein Foto gemacht und aufbewahrt worden. Die kleine Familie sah nicht gerade reich aus, aber auch nicht so, dass man sich vor anderen Leuten hätte schämen müssen. Auf ihn wirkte es nicht, als sei ihr Leben so ärmlich gewesen, dass sie keinen Fotoapparat kaufen konnten. Die Aufnahme war nicht lange nach Tengos Geburt gemacht worden, also zwischen 1954 und 1955. Er sah auf der Rückseite des Fotos nach, aber weder Ort noch Datum waren vermerkt.

Tengo betrachtete die Frau, die seine Mutter sein musste, sehr eingehend. Ihr Gesicht war klein und wirkte ein wenig abwesend. Mit einem Vergrößerungsglas konnte man es sicher genauer sehen, aber er hatte

natürlich keins zur Hand. Dennoch konnte er ihre Züge gut erkennen. Das Gesicht war oval, sie hatte eine kleine Nase und volle Lippen. Man konnte sie nicht direkt eine Schönheit nennen, doch ihre Züge waren hübsch und sympathisch. Zumindest wirkten sie neben der groben Physiognomie seines Vaters viel vornehmer und intelligenter, wie Tengo beglückt bemerkte. Ihr Haar war adrett aufgesteckt, und auf ihrem Gesicht lag dieser Ausdruck, als sei sie geblendet. Vielleicht war sie auch nur aufgeregt, weil sie fotografiert wurde. Der Kimono verbarg ihre Figur.

Rein äußerlich betrachtet wirkten die beiden kaum wie ein harmonisches Paar. Auch der Altersunterschied war offensichtlich. Tengo versuchte sich vorzustellen, wie die beiden sich kennengelernt und verliebt hatten, um schließlich zu heiraten und einen kleinen Jungen zu bekommen, aber es wollte ihm nicht recht gelingen. Das Foto strahlte nichts von alledem aus. Wahrscheinlich waren die beiden nur umständehalber und nicht aus gegenseitiger Zuneigung Mann und Frau geworden. Sicher war ihre Ehe durch eine irrationale Verkettung banaler Ereignisse zustande gekommen. Wie das Leben nun mal so spielt.

Als Nächstes beschäftigte Tengo sich mit der Frage, ob seine Mutter auf dem Foto mit jener rätselhaften Frau aus seinem Tagtraum identisch war – beziehungsweise aus der Kindheitserinnerung, die ihn bisweilen panikartig überfiel. Aber er konnte sich das Gesicht der Frau nicht vor Augen rufen. Sie hatte ihre Bluse ausgezogen, der Träger ihres Unterkleids war ihr von der Schulter geglitten, und ein fremder Mann saugte an ihrer Brustwarze. Dabei keuchte sie so stark, als leide sie unter Atemnot. Das war alles, woran er sich erinnerte. Ein fremder Mann saugte an der Brustwarze seiner Mutter und beraubte Tengo damit seines alleinigen Rechts auf diese Brustwarze. Für ein Baby musste so etwas die schlimmste Bedrohung bedeuten. Bis zum Gesicht war sein Blick gar nicht gelangt.

Tengo schob das Foto in den Umschlag zurück und überlegte, was es bedeuten mochte. Sein Vater hatte es bis zu seinem Tod sorgfältig aufbewahrt. Das hieß vermutlich, dass er Tengos Mutter geliebt hatte. Als Tengo anfing, die Welt bewusst wahrzunehmen, war seine Mutter schon an einer Krankheit gestorben. Den Aussagen des Anwalts zufolge war Tengo

das einzige Kind seiner verstorbenen Mutter und des Gebührenkassierers Kawana. So die im Familienbuch aufgeführten Fakten. Aber dieses amtliche Dokument war keine Garantie dafür, dass dieser Mann auch wirklich Tengos biologischer Vater war.

»Ich habe keinen Sohn«, hatte sein Vater gesagt, ehe er ins Koma fiel.

»Ja, aber was bin ich dann?«, hatte Tengo gefragt.

»Sie sind nichts«, hatte sein Vater knapp und ohne Umstände geantwortet.

Anfangs hatte sein Ton Tengo davon überzeugt, dass in seinen Adern nicht das Blut dieses Mannes floss. Und er hatte sich endlich von einer schweren Fessel befreit geglaubt. Doch mit der Zeit hatte seine Überzeugung nachgelassen, dass das, was sein Vater gesagt hatte, etwas mit der Realität zu tun hatte.

»Ich bin nichts.« Tengo sprach die Worte aus, um zu hören, wie sie klangen.

Plötzlich wurde ihm bewusst, dass die junge Frau auf dem Foto eine gewisse Ähnlichkeit mit seiner älteren Freundin hatte. Kyoko Yasuda war ihr Name. Um sich zu beruhigen, presste sich Tengo kurz die Fingerkuppen auf die Stirn. Dann nahm er das Foto noch einmal aus dem Umschlag und betrachtete es. Die kleine Nase und die vollen Lippen. Das Kinn stand etwas vor. Weil die Frisur so anders war, hatte er es nicht gemerkt, aber die Ähnlichkeit mit Kyoko Yasuda war eindeutig. Doch was hatte das zu bedeuten?

Und was hatte sein Vater sich dabei gedacht, ihm dieses Foto erst nach seinem Tod zukommen zu lassen? Zu seinen Lebzeiten hatte er Tengo nicht die geringste Auskunft über seine Mutter gegeben. Sogar die Existenz eines Familienfotos hatte er geleugnet. Und nun zuallerletzt hinterließ er Tengo, ohne eine Erklärung, dieses unscharfe alte Foto. Wozu? Um seinem Sohn zu helfen, oder um ihn in noch tiefere Verwirrung zu stürzen?

Eines wusste Tengo jedoch: Sein Vater hatte nicht die geringste Absicht gehabt, ihm die Situation zu erklären, die es abbildete. Nicht, als er noch lebte, und auch jetzt nicht, wo er gestorben war. Hier, guck mal, ein Foto. Kannst du haben. *Denk, was du willst.* Vielleicht war es das, was sein Vater ihm sagen wollte.

Tengo lag auf der bloßen Matratze und starrte an die Decke. Eine weißgestrichene Sperrholzdecke. Sie war glatt und ohne Holzstruktur oder Astlöcher, nur einige gerade Fugen verliefen auf ihr. Das Gleiche hatte sein Vater in den letzten Monaten seines Lebens aus seinen tief in die Höhlen gesunkenen Augen gesehen. Oder wahrscheinlich hatte er gar nichts mehr gesehen. Jedenfalls war das seine Blickrichtung gewesen, ob er nun etwas wahrgenommen hatte oder nicht.

Tengo schloss die Augen und versuchte sich vorzustellen, dass er selbst langsam dem Tod entgegenging. Aber für einen dreißigjährigen Mann ohne gesundheitliche Probleme liegt die Vorstellung, dass er sterben könnte, sehr weit entfernt. Ruhig atmend beobachtete er, wie die Schatten der Dämmerung über die Wände zogen. Er wollte nicht mehr denken, was ihm auch nicht sonderlich schwerfiel. Er war zu erschöpft. Er hätte gern etwas geschlafen, aber er konnte nicht, was vielleicht daran lag, dass er zu müde war.

Kurz vor sechs kam Schwester Omura und sagte, das Essen in der Cafeteria sei fertig. Tengo verspürte nicht den geringsten Appetit. Aber die hochgewachsene, vollbusige Krankenschwester ließ diesen Einwand nicht gelten. Eine Kleinigkeit würde schon genügen, sagte sie, er müsse zumindest etwas in den Magen bekommen. Es klang fast wie ein Befehl. Schließlich war es ihr Beruf, anderen einleuchtende Anweisungen zu erteilen, die dem Erhalt ihrer Körperfunktionen dienten. Und Tengo war nicht der Typ, der einleuchtenden Befehlen – besonders wenn sie von älteren Frauen erteilt wurden – viel Widerstand entgegensetzen konnte.

Als sie die Treppe hinunter zur Cafeteria gingen, trafen sie Kumi Adachi. Tengo setzte sich mit ihr und Schwester Omura an einen Tisch. Schwester Tamura war nicht dabei. Er aß einen Salat, ein wenig von einem Gemüseeintopf und eine Misosuppe mit Miesmuscheln und Frühlingszwiebeln. Dazu trank er heißen Hojicha.

»Wann ist denn die Einäscherung?«, fragte Kumi Adachi.

»Sie ist morgen Mittag um eins«, sagte Tengo. »Danach fahre ich wahrscheinlich gleich wieder nach Tokio zurück. Ich muss arbeiten.«

»Kommt außer dir noch jemand?«

»Nein, ich glaube nicht. Ich werde wohl der Einzige sein.«

»Ich könnte dich begleiten«, sagte Kumi Adachi.

»Zur Einäscherung meines Vaters?«, fragte Tengo erstaunt.

»Ja. Ehrlich gesagt mochte ich deinen Vater ziemlich gern.«

Tengo legte unwillkürlich seine Stäbchen ab und sah Kumi Adachi ins Gesicht. Sprach sie wirklich von seinem Vater? »Was mochtest du denn zum Beispiel an ihm?«, fragte er.

»Er war aufrichtig und redete nie ein Wort zu viel«, sagte sie. »Darin war er meinem verstorbenen Vater ähnlich.«

»Aha«, sagte Tengo.

»Mein Vater war Fischer. Er ist nicht mal fünfzig geworden.«

»Ist er auf See umgekommen?«

»Nein. Er hatte Lungenkrebs. Er hat zu viel geraucht. Fischer sind unheimlich starke Raucher, warum das so ist, weiß ich nicht. Aber sie qualmen wie die Schlote.«

Tengo dachte darüber nach. »Vielleicht hätte mein Vater auch lieber Fischer werden sollen.«

»Wie kommst du denn auf so was?«

»Tja, ich weiß nicht«, sagte Tengo. »War nur so eine Idee. Vielleicht wäre das besser gewesen, als Gebührenkassierer bei NHK zu sein.«

»Hättest du ihn als Fischer besser akzeptieren können?«

»Zumindest wäre vieles einfacher gewesen, glaube ich.«

Tengo stellte sich vor, wie er als Kind an jedem schulfreien Tag von morgens an mit seinem Vater aufs Meer hinausgefahren wäre. Die steife Brise und die Gischt des Pazifiks auf seinem Gesicht. Das monotone Tuckern des Dieselmotors. Der modrige Geruch der Netze. Die schwere, gefährliche Arbeit. Der kleinste Fehler konnte das Leben kosten. Das war bestimmt ein natürlicheres und erfüllteres Leben, als halb Ichikawa abzuklappern, um Gebühren für NHK einzusammeln.

»Aber Kassierer bei NHK ist doch bestimmt ein anstrengender Beruf«, sagte Schwester Omura, während sie einen Happen von ihrem in Sojasoße gesimmerten Fisch verzehrte.

»Wahrscheinlich«, sagte Tengo. Jedenfalls kein Beruf, den er hätte ertragen können.

»Aber dein Vater war sehr erfolgreich darin, nicht wahr?«, sagte Kumi Adachi.

»Ja, ziemlich«, sagte Tengo.

»Er war so freundlich, mir seine Urkunde für besondere Verdienste zu zeigen«, sagte Kumi Adachi.

»Ach, du meine Güte. Also wirklich!«, rief Schwester Omura plötzlich und legte ihre Stäbchen aus der Hand. »Das hatte ich ja völlig vergessen. So etwas Wichtiges! Wie konnte ich nur? Bitte, warten Sie einen Moment hier auf mich. Ich muss Ihnen unbedingt noch heute etwas geben.«

Schwester Omura wischte sich mit dem Taschentuch den Mund ab, sprang auf, ließ ihr Essen stehen und eilte aus der Cafeteria.

»Was kann denn nur so wichtig sein?«, fragte Kumi Adachi verwundert.

Tengo hatte natürlich keine Ahnung.

Während sie auf Schwester Omuras Rückkehr warteten, verzehrte er pflichtschuldigst seinen Salat. Es waren noch nicht viele Gäste zum Abendessen in der Cafeteria erschienen. Um einen Tisch saßen drei ältere Leute, aber keiner sprach. An einem anderen Tisch saß ein einzelner Mann mit graumeliertem Haar in einem weißen Kittel und las beim Essen mit ernster Miene in der Abendzeitung, die er vor sich ausgebreitet hatte.

Wenig später kam Schwester Omura mit einer Kaufhaustüte aus Papier zurückgeeilt, aus der sie ein ordentlich gefaltetes Kleidungsstück hervorzog.

»Ich habe sie seit ungefähr einem Jahr. Herrn Kawanas Verstand war damals noch völlig klar, und er hat sie mir zur Aufbewahrung gegeben«, sagte sie. »Er möchte sie bei der Kremierung tragen. Also haben wir sie reinigen lassen und ein paar Mottenkugeln dazugelegt.«

Es handelte sich unverkennbar um die Uniform eines Gebührenkassierers von NHK. Die Hose hatte eine ordentliche Bügelfalte. Der Geruch von Mottenpulver stieg Tengo in die Nase, und einen Moment lang verschlug es ihm die Sprache.

»Herr Kawana sagte mir, dass er in dieser Uniform verbrannt werden möchte«, erklärte Schwester Omura, legte die Uniform wieder säuberlich

zusammen und packte sie in die Papiertüte. »Ich übergebe sie jetzt Ihnen, damit Sie sie morgen bei der Bestattungsfirma vorbeibringen und veranlassen können, dass man sie Ihrem Herrn Vater anzieht.«

»Aber darf man das denn überhaupt? Die Uniform ist doch eine Leihgabe. Eigentlich müsste man sie doch zurückgeben, wenn man in den Ruhestand geht«, sagte Tengo zögernd.

»Das merkt doch keiner«, sagte Kumi Adachi. »Von uns erfährt es jedenfalls niemand. NHK wird schon nicht pleitegehen, wenn eine alte Uniform verschwindet.«

Schwester Omura pflichtete ihr bei. »Herr Kawana hat sich dreißig Jahre lang die Hacken für NHK abgelaufen. Dabei hat er sicher einiges mitgemacht. Bestimmt hatte er eine Erfolgsquote zu erfüllen und was nicht alles. Was macht da schon eine Uniform? Sie tun ja nichts Schlechtes damit.«

»Genau. Ich habe sogar noch meine Schuluniform aus der Oberstufe«, sagte Kumi Adachi.

»Zwischen der Uniform eines Kassierers von NHK und einer Schuluniform besteht allerdings ein gewisser Unterschied«, wandte Tengo ein, aber niemand schlug sich auf seine Seite.

»Ach ja, ich habe auch noch so eine Schuluniform im Schrank«, sagte Schwester Omura.

»Tragen Sie die manchmal für Ihren Mann? Mit weißen Söckchen und so?«, neckte Kumi Adachi sie.

»Das wäre gar keine schlechte Idee«, sagte Schwester Omura ganz ernst, die Wangen in die Hände gestützt. »Vielleicht würde ihn das vom Sofa locken.«

»Jedenfalls«, beendete Kumi Adachi das Thema Schuluniformen und sah in Tengos Richtung, »war es definitiv Herrn Kawanas Wunsch, in seiner NHK-Uniform verbrannt zu werden. Und den müssen wir ihm erfüllen. Oder nicht?«

Tengo nahm die Tüte mit der Uniform mit aufs Zimmer. Kumi Adachi begleitete ihn und bezog das Bett. Ein neues Laken, dem noch der Geruch

von Stärke anhaftete, eine neue Decke, ein neuer Bettbezug und ein neues Kissen. Als sie fertig war, wirkte das Bett wie ein ganz anderes. Tengo erinnerte sich unvermittelt an Kumi Adachis dichtes Schamhaar.

»Dein Vater hat zwar die ganze letzte Zeit im Koma verbracht«, sagte Kumi Adachi, während sie das Laken glattzog. »Aber ich glaube nicht, dass er völlig bewusstlos war.«

»Wie kommst du darauf?«, fragte Tengo.

»Ja, also, manchmal schien er Botschaften an jemanden zu schicken.«

Tengo stand am Fenster und blickte hinaus, doch nun wandte er sich Kumi Adachi zu. »Was denn für Botschaften?«

»Dein Vater klopfte an den Bettrahmen. Er ließ die Hand über die Bettkante hängen und machte so was wie Morsezeichen – daadada daada da – so in der Art.« Kumi Adachi klopfte leicht mit der Faust an den Holzrahmen des Bettes. »Das klingt doch, als würde man Zeichen geben, oder?«

»Ich glaube nicht, dass er Zeichen gegeben hat.«

»Und was war es dann?«

»Er hat an Türen geklopft«, sagte Tengo. Seine Kehle fühlte sich trocken an. »An Türen in irgendwelchen Hausfluren.«

»Aha? Na ja, wenn du es sagst, wird es wohl stimmen. Es hörte sich tatsächlich so an, als würde er an Türen klopfen.« Kumi Adachi kniff streng die Augen zusammen. »Meinst du, dass er, selbst als er bewusstlos war, noch Gebühren einsammeln ging?«

»Vielleicht«, sagte Tengo. »Irgendwo in seinem Kopf.«

»Wie dieser gefallene Trompeter im Ersten Japanisch-Chinesischen Krieg, der seine Trompete nicht loslassen wollte«, sagte Kumi Adachi sichtlich beeindruckt.

Darauf hatte Tengo keine Antwort, also schwieg er.

»Dein Vater mochte seine Arbeit sehr, oder? Es gefiel ihm, die Gebühren für NHK einzusammeln.«

»Ich glaube, es ging nicht um Gefallen oder Nicht-Gefallen«, sagte Tengo.

»Worum denn dann?«

»Für meinen Vater war es einfach das, was er am besten konnte.«

»Aha, ich verstehe«, sagte Kumi Adachi. »Ist das nicht die beste Art zu leben?«, fügte sie nach kurzem Nachdenken hinzu.

»Wahrscheinlich«, sagte Tengo und ließ seinen Blick über das Kiefernwäldchen schweifen. Sicher hatte sie recht.

»Und was kannst du am besten?«, fragte Kumi Adachi.

»Ich weiß es nicht«, sagte Tengo und sah Kumi Adachi dabei ins Gesicht. »Ich weiß es wirklich nicht.«

Kapitel 22

Ushikawa

Augen voller Mitgefühl

Am Sonntagabend um fünfzehn Minuten nach sechs erschien Tengo im Eingang des Hauses. Bevor er ins Freie trat, blieb er stehen und schaute sich suchend nach allen Seiten um. Sein Blick wanderte von rechts nach links und von links nach rechts. Er schaute nach oben und dann zu Boden. Doch anscheinend konnte er nichts Außergewöhnliches entdecken und ging rasch auf die Straße hinaus.

Dieses Mal folgte Ushikawa ihm nicht. Tengo hatte nichts bei sich und seine großen Hände in den Taschen seiner Baumwoll-Chinos vergraben. Über seinem Rollkragenpullover trug er ein abgewetztes Cordjackett, aus dessen einer Tasche ein dickes Taschenbuch hervorschaute. Seine Haare waren schlecht gekämmt. Wahrscheinlich wollte er nur irgendwo in der Nähe etwas essen. Ushikawa konnte ihn ruhig gehen lassen.

Am kommenden Montag hatte Tengo einige Stunden zu geben. Ushikawa hatte an der Yobiko angerufen und sich davon überzeugt. Ja, sicher, Herrn Kawanas Unterricht finde ab Montag wieder planmäßig statt, hatte ihm die Dame im Sekretariat mitgeteilt. Gut. Tengo nahm also Anfang der Woche seinen normalen Stundenplan wieder auf. Und wie Ushikawa ihn kannte, würde er sich heute Abend nicht weit entfernen. (Hätte er Tengo beschattet, hätte er gewusst, dass dieser nach Yotsuya gefahren war, um sich dort in der Bar mit Komatsu zu treffen.)

Kurz vor acht schlüpfte Ushikawa in seinen Stutzer, wickelte sich den Schal um den Hals, zog sich die Strickmütze tief ins Gesicht und verließ, sich in alle Richtungen umschauend, eiligen Schrittes das Haus. Tengo war noch nicht wieder zu Hause. Anscheinend war er doch nicht nur um die

Ecke essen gegangen. Es bestand also das Risiko, dass Ushikawa mit dem heimkehrenden Tengo zusammenstoßen würde, wenn er das Haus verließ. Aber er musste um diese Uhrzeit ausgehen, um sich Klarheit über etwas zu verschaffen.

Er folgte der Strecke, wie er sie im Gedächtnis hatte, und gelangte, um mehrere Ecken und nachdem er sich ein paarmal verlaufen hatte, zu dem Spielplatz im Park. Der gestrige starke Nordwind hatte sich gelegt, und für den Monat Dezember war es ein warmer Abend. Dennoch war der Park menschenleer. Wieder schaute Ushikawa sich in alle Richtungen um und stieg, nachdem er sich vergewissert hatte, dass niemand ihn beobachtete, die Stufen der Rutschbahn hinauf. Auf der oberen Plattform ließ er sich nieder und blickte, an das Geländer gelehnt, zum Himmel. Der Mond stand ungefähr an der gleichen Stelle wie am Abend zuvor. Er war zu zwei Dritteln voll und strahlte sehr hell. Nicht die kleinste Wolke befand sich in seiner Nähe. Neben ihm stand nur, als wolle er sich anschmiegen, der kleine, asymmetrisch geformte grüne Mond.

Also habe ich mich nicht geirrt, dachte Ushikawa und schüttelte seufzend den Kopf. Es war keine optische Täuschung gewesen. Und geträumt hatte er auch nicht. Über dem kahlen Keyaki-Baum standen zwei Monde, ein großer und ein kleiner. Es war nicht zu leugnen. Als hätten die beiden sich seit dem Vorabend nicht gerührt und nur darauf gewartet, dass Ushikawa zur Rutschbahn zurückkehrte. Sie hatten gewusst, dass er kommen würde. Das Schweigen, das sie um sich verbreiteten, floss über vor Andeutungen. Und die Monde verlangten von Ushikawa, dass er dieses Schweigen teilte. Niemandem dürfe er etwas erzählen, mahnten sie ihn und legten sacht die mit Asche bestäubten Zeigefinger auf die Lippen.

Während Ushikawa auf der Rutsche saß, verzog er seine Gesichtsmuskeln systematisch nach allen Seiten, um zu prüfen, ob sich etwas unnatürlich oder anders anfühlte. Aber nichts wies auf die Möglichkeit einer Sinnestäuschung hin. Sein Gesicht fühlte sich an wie immer – im Guten wie im Schlechten.

Ushikawa hatte sich stets für einen realistischen Menschen gehalten, und das war er auch. Metaphysische Spekulationen gehörten nicht zu seinen

Vorlieben. Wenn ein Phänomen nun offensichtlich existierte – ob es nun vernünftige Gründe dafür gab oder nicht, ob es den Gesetzen der Logik entsprach oder nicht –, blieb eigentlich nichts anderes übrig, als dessen Realität anzuerkennen. Auf dieser Voraussetzung basierte Ushikawas ganzes Denken. Realität entstand nicht durch Prinzipien und Logik, sondern die Realität war zuerst da, und erst im Zusammenhang mit ihr ergaben sich die Prinzipien und die Logik. Also beschloss er, dass er vorläufig keine andere Wahl hatte, als zu akzeptieren, dass es auf einmal zwei Monde gab.

Über die möglichen Konsequenzen konnte er später noch in Ruhe nachdenken. Entschlossen, sich keinerlei überflüssigen Spekulationen hinzugeben, betrachtete Ushikawa die beiden Monde so unvoreingenommen wie möglich. Den großen gelben und den kleinen grünen. Er wollte sich mit ihrem Anblick vertraut machen. *Die werden jetzt so akzeptiert,* befahl er sich. Es gab keine adäquate Erklärung, aber das war im Augenblick auch nicht die Frage. *Wie gehe ich mit dieser Situation um?* So lautete die Frage. Und dazu musste er das Phänomen zuerst einmal akzeptieren. Dann konnte man weitersehen.

Ushikawa blieb etwa fünfzehn Minuten lang auf der Rutschbahn sitzen, nahezu reglos gegen das Geländer gelehnt. Wie ein Taucher, der sich langsam an die Veränderung des Wasserdrucks gewöhnt, badete er im Licht der beiden Monde und ließ es in seine Haut eindringen. Sein Instinkt sagte ihm, das sei wichtig.

Dann erhob sich der kleine Mann mit dem schiefen Kopf, kletterte von der Rutschbahn und kehrte, in kaum zu beschreibende Gedanken versunken, in das alte Mietshaus zurück. Dabei erschien ihm alles Mögliche an der Umgebung ganz anders als auf dem Hinweg. Er wusste, dass das am Licht der Monde lag. Es verschob nach und nach die Sicht auf die Dinge. Deshalb verpasste Ushikawa auch mehrmals eine Abzweigung. Bevor er das Haus betrat, warf er einen Blick nach oben zum zweiten Stock, um zu sehen, ob in Tengos Wohnung Licht brannte. Nein, der große junge Mann war noch nicht wieder zu Hause. Also konnte er zum Essen nicht einfach nur in ein nahegelegenes Lokal gegangen sein. Ob er sich mit jemandem getroffen hatte? Vielleicht sogar mit Aomame? Oder Fukaeri? Hatte Ushikawa

womöglich eine einmalige Gelegenheit verpasst? Aber Grübeln half jetzt auch nicht mehr. Es war zu gefährlich, Tengo jedes Mal, wenn er ausging, zu beschatten. Er brauchte seinen Verfolger nur einmal zu sehen, und alles wäre umsonst gewesen.

Ushikawa ging in seine Wohnung und zog Mantel, Schal und Mütze aus. In der Küche öffnete er eine Dose Corned Beef, belegte ein Brötchen damit und verspeiste es im Stehen. Dazu trank er einen lauwarmen Dosenkaffee. Beides schmeckte nach nichts. Es hatte Konsistenz, aber keinen Geschmack. Ushikawa konnte nicht beurteilen, ob es an den Lebensmitteln lag oder an seinem Gaumen. Vielleicht lag es ja auch am Licht der beiden Monde, das sich in sein Inneres gestohlen hatte. Von irgendwoher ertönte das leise Läuten einer Türglocke. Kurz darauf wurde ein zweites Mal geklingelt. Doch Ushikawa scherte sich nicht darum. Es läutete ja nicht bei ihm, sondern irgendwo weiter weg, in einem anderen Stockwerk.

Als er mit Brötchen und Kaffee fertig war, rauchte Ushikawa langsam eine Zigarette, um seine Gedanken wieder mit der Wirklichkeit in Einklang zu bringen. Im Geist unterstrich er noch einmal, was er zu tun hatte. Schließlich setzte er sich hinter die Kamera am Fenster. Er schaltete den Elektroheizer ein und wärmte sich die Füße in seinem orangen Licht. Es war Sonntagabend, kurz vor neun, eine Zeit, in der es kaum Bewegung im Haus gab. Aber Ushikawa wollte sich sicherheitshalber vergewissern, wann Tengo nach Hause kam.

Plötzlich trat eine Person in einer schwarzen Daunenjacke aus dem Haus. Eine Frau, die er noch nie gesehen hatte. Sie hatte ihren grauen Schal bis zur Nase hochgezogen, trug eine dunkle Brille und eine Baseballmütze. Offenkundig wollte sie nicht erkannt werden. Sie hatte nichts bei sich und ging schnell, mit langen Schritten. Ushikawa hatte reflexartig auf den Auslöser gedrückt, und die Kamera machte automatisch drei Aufnahmen hintereinander. Ich muss wissen, wohin diese Frau geht, dachte er. Aber als er sich anschickte, aufzustehen, hatte sie die Straße bereits verlassen und war in der Nacht verschwunden. Ushikawa verzog das Gesicht. Er musste sie entwischen lassen. Wenn er erst die Schuhe angezogen hätte, wäre sie bei ihrem Tempo längst nicht mehr einzuholen gewesen.

Ushikawa rief sich die Frau, die er gerade gesehen hatte, vor Augen. Etwa eins siebzig groß, enge Jeans, weiße Turnschuhe. Die gesamte Kleidung hatte sonderbar neu ausgesehen. Altersmäßig musste die Frau zwischen Mitte zwanzig und dreißig sein. Das Haar hatte im Kragen gesteckt, und er hatte nicht sehen können, wie lang es war. Wegen der dicken Daunenjacke war ihre Statur kaum zu erkennen gewesen, aber ihren Beinen nach zu urteilen war sie sehr schlank. Ihre aufrechte Haltung und der federnde Gang wiesen auf einen jungen und gesunden Menschen hin. Vermutlich trieb sie täglich Sport. All diese Merkmale passten zu dem, was er über Aomame wusste. Natürlich konnte er nicht als gegeben annehmen, dass die Frau wirklich Aomame gewesen war. Allerdings war sie offenbar sehr bedacht darauf gewesen, von niemandem gesehen zu werden. Sie hatte gehetzt und angespannt gewirkt, wie eine Schauspielerin auf der Flucht vor Paparazzi. Schwer vorstellbar jedoch, dass eine berühmte, von den Massenmedien gejagte Schauspielerin in einem heruntergekommenen Mietshaus in Koenji ein und aus ging.

Angenommen, es war wirklich Aomame.

Sie war gekommen, um Tengo zu sehen. Aber Tengo war nicht zu Hause. In seiner Wohnung brannte kein Licht. Aomame musste unverrichteter Dinge abziehen, weil niemand aufmachte. Wahrscheinlich war das, was er gehört hatte, ihr zweimaliges Klingeln gewesen. Aber eine Ungereimtheit gab es da noch. Aomame wusste, dass sie gejagt wurde, also würde sie sich doch tunlichst verborgen halten, um die Gefahr einer Entdeckung möglichst zu vermeiden. Da hätte es sich angeboten, Tengo zuerst anzurufen und sich zu vergewissern, dass er zu Hause war. Und nicht ein so unnötiges Risiko einzugehen.

Ushikawa saß vor der Kamera und überlegte hin und her, aber ihm fiel keine logische Begründung ein. Das Verhalten der Frau, die so offensichtlich verkleidet ihr Versteck verlassen und dieses Mietshaus aufgesucht hatte, passte nicht zu dem, was er über Aomames Charakter wusste. Er hatte ihr viel mehr Vorsicht und Wachsamkeit zugetraut. Das verwirrte Ushikawa ungemein. Er konnte sich nicht einmal vorstellen, was sie hierhergeführt haben mochte.

Jedenfalls würde er am Morgen zu dem Express-Labor am Bahnhof gehen und den Film entwickeln lassen, auf dem er die rätselhafte Frau abgelichtet hatte.

Bis nach zehn hielt Ushikawa noch Wache, aber es ging niemand mehr durch die Tür. Das Treppenhaus wirkte still und verlassen wie ein Theater nach einer schlecht besuchten Vorstellung. Kopfschüttelnd fragte er sich, wo Tengo sich so lange herumtrieb. Soviel er wusste, kam dieser selten spät nach Hause. Und gerade heute, am Abend bevor sein Unterricht an der Yobiko wieder anfing. Vielleicht war er nach Hause gekommen, als Ushikawa fort gewesen war, und dann früh zu Bett gegangen?

Gegen zehn Uhr merkte Ushikawa, dass er völlig erschöpft war. Seine Müdigkeit war so groß, dass er kaum die Augen offen halten konnte. Das kam bei Ushikawa, der eine echte Nachteule war, nur selten vor. Normalerweise konnte er, wenn es nötig war, ewig wachbleiben. Doch heute lastete die Schläfrigkeit erbarmungslos wie der steinerne Deckel eines alten Sarkophags auf ihm.

Wahrscheinlich habe ich zu lange in die beiden Monde gestarrt, dachte er. Und meine Haut zu stark ihrem Licht ausgesetzt. Der große und der kleine Mond hatten ihren matten Abglanz auf seiner Netzhaut zurückgelassen. Ihre dunklen Silhouetten lähmten die weichen Teile seines Gehirns. Es war, als habe eine Schlupfwespe eine große Raupe mit ihrem Stich betäubt und ihre Eier in deren Körper abgelegt. Die bewegungsunfähige Raupe diente der Wespenbrut als Nahrung und wurde von ihr bei lebendigem Leibe verzehrt.

Nur die Ruhe, sagte Ushikawa zu sich selbst. Ich brauche ja hier nicht ewig zu warten, dass Tengo nach Hause kommt. Er wird sich ohnehin nur schlafen legen, egal wann er kommt. Und er hat ja nur diese Bruchbude. Nehme ich an.

Ermattet zog er Hose und Pullover aus und kroch in seinem langärmligen Hemd und den langen Unterhosen in den Schlafsack. Er rollte sich zusammen und schlief sofort ein. Sein Schlaf war extrem tief, er glich fast einem Koma. Im Einschlafen kam es ihm vor, als klopfe jemand an die Wohnungstür. Doch sein Bewusstsein hatte seinen Schwerpunkt bereits in eine andere Welt verlagert. Er konnte die Dinge nicht mehr richtig

unterscheiden. Bei dem gewaltsamen Versuch schrie sein gesamter Körper auf. Also ließ er sich wieder in den Morast seines tiefen Schlafs sinken, ohne die Lider zu öffnen und dem Ursprung des Geräusches nachzugehen.

Etwa dreißig Minuten nachdem Ushikawa eingeschlafen war, verabschiedete Tengo sich von Komatsu und ging nach Hause. Er putzte sich die Zähne, hängte sein verrauchtes Jackett auf einen Bügel, zog seinen Schlafanzug an und ging zu Bett. Er schlief, bis um zwei Uhr morgens das Telefon klingelte und er vom Tod seines Vaters erfuhr.

Als Ushikawa aufwachte, war es kurz nach acht Uhr am Montagmorgen. Tengo saß bereits im Express nach Tateyama und holte den versäumten Schlaf nach. Ushikawa wartete hinter der Kamera, dass Tengo das Haus verließ, um zur Schule zu fahren. Doch natürlich ließ Tengo sich nicht blicken. Um ein Uhr mittags gab Ushikawa auf. Von einem öffentlichen Fernsprecher aus rief er in der Yobiko an und erkundigte sich, ob Tengo Kawanas Unterricht heute wie geplant stattfinden würde.

»Herr Kawana hat sich beurlauben lassen. Es hat gestern Nacht einen Todesfall in seiner Familie gegeben«, sagte die Frau am Telefon. Ushikawa bedankte sich und legte auf.

Todesfall? Dabei konnte es sich nur um Tengos Vater, den NHK-Gebührenkassierer, handeln. Dieser Vater lag irgendwo in einem entfernten Sanatorium. Tengo war einige Zeit aus Tokio fort gewesen, um sich um ihn zu kümmern, und war erst vor zwei Tagen zurückgekehrt. Dann war Tengos Vater gestorben. Deshalb hatte er Tokio nun erneut verlassen. Wahrscheinlich, als Ushikawa noch schlief. Wieso habe ich nur so lange und tief geschlafen?, fragte er sich.

Jedenfalls ist Tengo jetzt völlig allein auf der Welt, dachte Ushikawa. Er war von vornherein allein, aber jetzt hatte er gar niemanden mehr. Seine Mutter war, als er noch nicht einmal zwei Jahre alt gewesen war, in einem Badeort in der Präfektur Nagano erwürgt worden. Den Mörder hatte man nie gefasst. Zuvor hatte die Mutter ihren Mann verlassen. Sie hatte den kleinen Tengo genommen und war mit einem Jüngeren durchgebrannt. Das Wort »durchgebrannt« klang altertümlich. Heutzutage wurde es kaum noch

verwendet. Aber in gewissen Fällen passte es sehr gut. Warum der Mann Tengos Mutter umgebracht hatte, war unbekannt. Oder nein, man wusste ja nicht einmal, ob er es überhaupt gewesen war. Die Frau war nachts in ihrem Zimmer in der Pension mit dem Gürtel ihres Morgenmantels erdrosselt worden, der Mann, mit dem sie dort gewesen war, verschwunden. Natürlich hatte man ihn verdächtigt. Das war alles. Der Vater wurde benachrichtigt, reiste von Ichikawa an und holte den kleinen Jungen ab.

Vielleicht hätte ich Tengo Kawana davon erzählen sollen, dachte Ushikawa. Eigentlich hat er das Recht, davon zu erfahren. Aber er hat ja gesagt, mit einem Menschen wie mir wolle er nicht über seine Mutter sprechen. Also habe ich ihm nichts erzählt. Da kann man eben nichts machen. Nicht mein Problem, sondern seins.

Ob Tengo nur hier ist oder nicht, mir bleibt nichts anderes übrig, als auszuharren und die Observierung fortzusetzen. Immerhin könnte die mysteriöse Frau von gestern Abend sehr wohl Aomame gewesen sein. Ich habe keinen Beweis dafür, dass sie es tatsächlich war, aber die Wahrscheinlichkeit ist groß. Das sagt mir mein schiefer Schädel. Er mag nicht besonders gut aussehen, aber sein Radarsystem ist auf dem neusten Stand. Ganz zu schweigen von meinem Instinkt.

Sollte diese Frau Aomame gewesen sein, würde sie Tengo bestimmt bald noch einmal aufsuchen. Sie wusste noch nicht, dass sein Vater gestorben war. Das vermutete Ushikawa jedenfalls. Tengo hatte die Nachricht wahrscheinlich in der Nacht erhalten und war sehr früh am Morgen aufgebrochen. Anscheinend konnten die beiden aus irgendeinem Grund nicht miteinander telefonieren, aber sie hatte Tengo etwas sehr Wichtiges mitzuteilen und musste deshalb hierherkommen, selbst wenn es ein Risiko für sie bedeutete. Und wenn sie das nächste Mal auftauchte, musste er unter allen Umständen herausfinden, wohin sie ging. Auf diesen Fall musste er gründlich vorbereitet sein.

Vielleicht konnte er dabei auch etwas von dem Geheimnis der beiden Monde lüften. Ushikawa hätte gern etwas über dieses hochinteressante Phänomen erfahren. Aber letztlich war diese Frage nur sekundär. Seine höchste Priorität war es, herauszufinden, wo Aomame sich versteckt hielt.

Und sie mit großer Geste den beiden unheimlichen Kerlen auszuliefern. Bis dahin sollte es seine Sorge nicht sein, ob es zwei Monde gab oder nur einen. Er musste pragmatisch bleiben. Und das war schließlich seine besondere Stärke.

Ushikawa ging in das Express-Labor am Bahnhof und gab fünf Filme zu je sechsunddreißig Bildern ab. Die fertigen Abzüge nahm er mit in ein Imbiss-Restaurant in der Nähe und betrachtete sie in der Reihenfolge ihres Datums, während er eine Portion Curryhuhn verzehrte. Auf so gut wie allen waren die bekannten Gesichter der Hausbewohner. Interesse hatte Ushikawa nur an den Fotos von drei Personen: Fukaeri, Tengo und der rätselhaften Frau vom Abend zuvor.

Fukaeris Augen versetzten ihn in Unruhe. Auch auf der Fotografie sah das junge Mädchen ihm frontal ins Gesicht. Kein Zweifel, dachte Ushikawa, sie hatte gewusst, dass er dort lauerte und sie beobachtete. Und wahrscheinlich auch, dass er sie mit einer versteckten Kamera fotografierte. Es war an ihren klaren Augen abzulesen. Sie hatte alles durchschaut und Ushikawas Verhalten keineswegs gebilligt. Ihr direkter Blick hatte sein Herz erbarmungslos durchbohrt. Für das, was er tat, gab es keine Entschuldigung. Doch zugleich verurteilte sie ihn nicht, sie verachtete ihn nicht einmal sonderlich. In gewisser Weise vergaben ihm diese schönen Augen sogar. Oder nein, vergeben konnte man eigentlich nicht sagen, revidierte Ushikawa seinen Gedanken. Eher lag so etwas wie Mitgefühl in ihrem Blick. Sie bemitleidete ihn ob seiner schmutzigen Machenschaften.

All das hatte sich innerhalb kürzester Zeit abgespielt. Fukaeri hatte an jenem Morgen zunächst einen Moment lang zu den Strommasten hinaufgeschaut, dann jäh den Kopf Ushikawas Fenster zugewandt und direkt in die Linse der getarnten Kamera und durch den Sucher in Ushikawas Auge geblickt. Dann war sie gegangen. Die Zeit war zum Erliegen gekommen und dann weitergelaufen. Das Ganze konnte höchstens drei Minuten gedauert haben. In dieser kurzen Zeit hatte das Mädchen tief in Ushikawas Seele geblickt und erkannt, wie schmutzig und schamlos er war, hatte ihm ihr stummes Mitgefühl geschenkt und war verschwunden.

Als sie ihn ansah, hatte er einen heftigen Stich in der Brust verspürt, als habe man ihm eine Tatami-Nadel zwischen die Rippen gestoßen. Das schöne Mädchen hielt ihn für eine abartige, missgestaltete Kreatur. Und wennschon?, dachte Ushikawa. Ich bin ich ja wirklich eine *abartige, missgestaltete Kreatur*. Doch das natürliche, unverstellte Mitgefühl in Fukaeris Augen senkte sich zunehmend tiefer in Ushikawas Herz. Da war es ja noch besser, offen angeklagt, verachtet und verurteilt zu werden. Oder nach Strich und Faden mit einem Baseballschläger verprügelt zu werden. Das hätte er ertragen. Aber *dies*?

Im Vergleich dazu war der Umgang mit Tengo sehr viel bequemer. Das Foto zeigte ihn an der Haustür stehend und gleichfalls in Ushikawas Richtung blickend. Ebenso wie Fukaeri hatte er aufmerksam die Umgebung sondiert. Aber in seinen Augen spiegelte sich rein gar nichts. Sein harmloser, unwissender Blick entdeckte weder die hinter der Gardine versteckte Kamera noch Ushikawa.

Als Nächstes nahm er sich die drei Fotos vor, die er von der mysteriösen Frau gemacht hatte. Baseballmütze, dunkle Brille, grauer Schal bis über die Nasenspitze. Ihr Gesicht war nicht zu erkennen. Das Licht war ohnehin schwach, und zusätzlich warf der Mützenschirm seinen Schatten darauf. Dennoch entsprach diese Frau genau dem Bild, das Ushikawa sich von Aomame machte. Er hielt die drei Fotos in der Hand wie ein Kartenspieler, der sein Blatt prüft. Je länger er sie ansah, desto überzeugter wurde er, dass es sich bei dieser Frau nur um Aomame handeln konnte.

Er rief die Bedienung und erkundigte sich nach dem Dessert des Tages. Es gebe gedeckten Pfirsichkuchen, antwortete die Kellnerin. Ushikawa bestellte ein Stück davon und noch einen Kaffee.

Wenn das nicht Aomame war, dachte Ushikawa, während er auf seinen Kuchen wartete, *werde ich sie wahrscheinlich bis in alle Ewigkeit nicht finden.*

Der Pfirsichkuchen war besser als erwartet, der Teig knusprig, die Pfirsiche saftig. Natürlich kamen sie aus der Dose, aber für eine Imbiss-Kette war der Kuchen insgesamt nicht schlecht. Ushikawa aß ihn bis zum letzten Bissen auf, trank seinen Kaffee und verließ gesättigt und zufrieden das

Lokal. Er ging in einen Supermarkt und kaufte Lebensmittel für drei Tage. Zurück in der Wohnung, bezog er wieder seinen Posten hinter der Kamera.

Während er, an die Wand gelehnt, in der Sonne saß und durch den Vorhangspalt den Eingang beobachtete, döste er mehrmals ein. Doch das kümmerte ihn nicht. Er würde nichts Wichtiges verpassen. Tengo hatte Tokio verlassen, weil er sich um die Bestattung seines Vaters kümmern musste, und Fukaeri würde ohnehin nicht mehr zurückkommen. Sie wusste, dass Ushikawa das Haus weiter bespitzelte. Auch bestand kaum die Möglichkeit, dass die geheimnisvolle Frau auftauchte, solange es noch hell war. Sie verhielt sich äußerst vorsichtig und würde sicherlich nur im Schutz der Dunkelheit agieren.

Doch auch als die Sonne untergegangen war, ließ die mysteriöse Frau sich nicht blicken. Die üblichen Nachbarn brachen zum Einkaufen oder zu einem Abendspaziergang auf. Die, die von der Arbeit heimkehrten, sahen noch erschöpfter aus als am Morgen. Ushikawa verfolgte das ganze Kommen und Gehen, ohne den Auslöser zu drücken. Von ihnen brauchte er keine Fotos mehr zu machen. Sein Interesse richtete sich mittlerweile nur noch auf die drei Personen. Alle anderen waren lediglich unbedeutende Statisten. Aus Langeweile sprach Ushikawa sie mit den Spitznamen an, die er ihnen verpasst hatte.

»Na, Herr Mao (der Mann hatte eine ähnliche Frisur wie Mao Zedong), wie war's auf der Arbeit?«

»Schön warm heute, Herr Langohr, optimal für einen Spaziergang.«

»Gehst du wieder einkaufen, Frau Kinn? Was gibt's denn heute zu Abend?«

Bis elf Uhr behielt Ushikawa den Eingang im Auge. Mit einem gewaltigen Gähnen beschloss er dann, sein Tagwerk zu beenden. Er trank eine PET-Flasche grünen Tee, aß ein paar Cracker und rauchte eine Zigarette. Nachdem er sich im Bad die Zähne geputzt hatte, streckte er die Zunge weit heraus und betrachtete sie seit langem wieder einmal im Spiegel. Sie war dick belegt, als wachse Moos darauf. Wie echtes Moos war auch der Belag grünlich. Er inspizierte das Moos eingehend unter der Lampe. Es sah eklig

aus, haftete fest an der Oberfläche seiner Zunge und ließ sich partout nicht entfernen. Wenn das so weitergeht, werde ich vielleicht nach und nach zu einem Moosmenschen, dachte Ushikawa. Mit der Zunge fängt es an, und am Ende ist meine ganze Haut mit grünem Moos überwachsen. Wie der Panzer einer Schildkröte, die im Sumpf lebt. Was für eine Vorstellung!

Mit diesem stummen Ausruf und einem anschließenden Seufzer stellte er die Betrachtungen über seine Zunge ein und löschte das Licht im Badezimmer. Er zog sich im Dunkeln aus, kroch in den Schlafsack, zog den Reißverschluss zu und rollte sich zusammen wie ein Wurm.

Als er aufwachte, war es stockdunkel. Er drehte den Kopf, um zu sehen, wie viel Uhr es sei, aber seine Uhr befand sich nicht dort, wo sie sein sollte. Ushikawa war einen Moment lang verwirrt. Er vergewisserte sich stets vor dem Schlafengehen, dass seine Uhr so lag, dass er auch im Dunkeln sofort die Zeit erkennen konnte. Es war eine langjährige Gewohnheit von ihm. Warum war die Uhr nicht da? Durch den Spalt im Vorhang fiel etwas Licht ins Zimmer, aber es erhellte nicht mehr als eine Ecke. Alles andere war in tiefe nächtliche Finsternis gehüllt.

Ushikawa spürte, dass sein Herz schneller schlug. Es pumpte heftig, um das plötzlich frei gewordene Adrenalin in seinem Körper zu verteilen. Seine Nasenflügel blähten sich, und sein Atem ging keuchend. Als habe man ihn mitten aus einem sehr lebhaften, aufregenden Traum gerissen.

Aber er hatte nicht geträumt. Es geschah *wirklich* etwas. An seinem Kopfende war jemand. Ushikawa spürte seine Präsenz. Ein Schatten, schwärzer als die Dunkelheit, tauchte auf und blickte auf Ushikawas Gesicht herunter. Zuerst war er wie versteinert. Im Bruchteil einer Sekunde restrukturierte sich sein Bewusstsein, und er versuchte spontan, den Reißverschluss seines Schlafsacks zu öffnen.

Blitzartig legten sich die muskulösen Arme eines Mannes um Ushikawas Hals, erbarmungslos wie ein Schraubstock. Zum Schreien blieb ihm keine Zeit. Der Mann sagte kein Wort. Nicht einmal sein Atem war zu hören. Ushikawa strampelte und wand sich in seinem Schlafsack. Er krallte sich in das Nylon und trat mit den Füßen dagegen. Er versuchte zu schreien. Aber

es half alles nichts. Als der andere ihn auf die Tatami presste, konnte er sich selbst unter Aufbietung all seiner Kräfte nicht rühren. Jeder Versuch war vergeblich. Unterdessen drückte der Mann Ushikawas Kehle weiter zu, sodass diesem allmählich die Luft ausging.

Trotz seiner verzweifelten Lage schoss Ushikawa die Frage durch den Kopf, wie der Mann in die Wohnung gekommen war. Die Tür war abgeschlossen gewesen, er hatte sogar von innen die Kette vorgelegt. Die Fenster schlossen vorzüglich. Wie hatte der Mann dennoch in die Wohnung gelangen können? Hätte er sich am Schloss zu schaffen gemacht, hätte der Lärm Ushikawa zweifellos geweckt.

Der Kerl ist ein Profi, dachte Ushikawa. Einer, der dich, wenn nötig, ohne zu zögern umbringt. Darauf ist er gedrillt. Ob die Vorreiter ihn geschickt hatten? Hatten sie nun doch beschlossen, ihn zu beseitigen? Schätzten ihn als nutzlosen Versager ein? Dann irrten sie sich gewaltig. Schließlich war er kurz davor, Aomame aufzuspüren. Ushikawa hätte gern gesagt: Hör doch erst einmal, was ich zu berichten habe. Aber er bekam nicht mehr genug Luft, um seine Stimmbänder in Schwingung zu versetzen. Seine Zunge lag wie ein Stein in seiner Kehle.

Seine Luftröhre war jetzt völlig blockiert. Er konnte nicht mehr atmen. Seine Lungen gierten in Todesangst nach frischem Sauerstoff, aber vergebens. Ushikawa war es, als würden sein Körper und sein Bewusstsein sich trennen. Der Körper wand sich weiter in dem Schlafsack, während der Geist in eine Schicht dicker, schwerer Luft gesogen wurde. Schon hatte er kein Gefühl mehr in Armen und Beinen. Warum?, fragte er sich, als ihm das Bewusstsein schwand. Warum muss ich an diesem elenden Ort auf so elende Weise sterben? Natürlich bekam er keine Antwort. Bald senkte sich eine randlose Dunkelheit von der Decke und hüllte alles ein.

Als Ushikawa wieder zu sich kam, befand er sich nicht mehr in seinem Schlafsack. Seine Arme und Beine waren gefühllos. Allmählich begriff er, dass man ihm die Augen verbunden hatte und er mit der Wange auf dem Tatami-Boden lag. Seine Kehle war nicht mehr zugeschnürt. Seinen Lungen atmeten frische, kalte Winterluft. Pfeifend wie Blasebälge weiteten sie sich

und zogen sich wieder zusammen. Durch den Sauerstoff wurde neues Blut gebildet, und sein Herz pumpte die rote, warme Flüssigkeit mit Hochgeschwindigkeit in die Nervenenden. Von gelegentlichen heftigen Hustenanfällen geschüttelt, konzentrierte Ushikawa sich lediglich darauf zu atmen. Mit der Zeit kehrte auch das Gefühl in seine Gliedmaßen zurück. Sein Herz hämmerte so laut, dass es ihm in den Ohren dröhnte. Ich lebe, dachte Ushikawa in der Dunkelheit.

Man hatte ihn bäuchlings auf die Tatami gelegt und ihm die Hände mit einer Art weichem Tuch auf den Rücken gebunden. Auch seine Füße waren gefesselt. Nicht sehr fest, aber wirkungsvoll. Er konnte sich nur rollen, eine andere Bewegung war nicht möglich. Aber er war nicht gestorben. Er hatte an der Schwelle des Todes gestanden, ohne sie zu überschreiten. Geblieben war ein stechender Schmerz zu beiden Seiten seiner Kehle, als sei sie dort geschwollen. Seine uringetränkte Unterwäsche fühlte sich kalt an. Aber diese Empfindungen waren ihm nicht unangenehm, vielmehr begrüßte er sie. Denn der Schmerz und die Kälte waren Zeichen dafür, dass er noch am Leben war.

»So leicht stirbt man nicht«, sagte der Mann, als habe er Ushikawas Gedanken gelesen.

Kapitel 23

Aomame

Das Licht existiert

Es war nach Mitternacht, aus Sonntag war Montag geworden, aber Aomame konnte nicht einschlafen.

Sie hatte ein Bad genommen, ihren Pyjama angezogen, sich ins Bett gelegt und das Licht gelöscht. Lange aufzubleiben hatte keinen Sinn, sie konnte ja ohnehin nichts tun. Ihr Problem lag nun vorerst in Tamarus Händen. Auf alle Fälle war es besser, erst einmal zu schlafen und am nächsten Morgen, wenn sie wieder frisch war und ihr Kopf klar, alles zu überdenken. Doch sie war hellwach, und ihr Körper verlangte nach Aktion. An Schlaf war nicht zu denken.

Resigniert stieg Aomame aus dem Bett und zog einen Morgenmantel über ihren Schlafanzug. Sie kochte sich einen Kräutertee, setzte sich an den Tisch im Esszimmer und schlürfte ihn langsam. Gedanken stiegen in ihr auf, kamen und gingen, ohne dass sie sie richtig fassen konnte. Wie in der Ferne aufziehende Regenwolken ballten sie sich zu geheimnisvollen Gebilden zusammen. Sie konnte ihre Formen erkennen, aber nicht die Umrisse. Aus irgendeinem Grund schien eine Diskrepanz zwischen Form und Umriss zu bestehen. Den Teebecher in der Hand, ging sie ans Fenster und blickte durch den Spalt im Vorhang hinüber zum Spielplatz.

Natürlich war um ein Uhr in der Nacht niemand dort. Sandkasten, Schaukeln und Rutschbahn lagen verlassen in der Dunkelheit. Die Nacht war ungewöhnlich ruhig und völlig windstill, keine Wolke am Himmel. Die beiden Monde, der große und der kleine, beschienen die erstarrten Büsche

und Bäume. Sie hatten ihre Position mit der Erdumdrehung verändert, befanden sich aber noch in ihrem Blickfeld.

Während sie dort am Fenster stand, dachte Aomame an das schäbige Mietshaus, in dem der Wasserkopf verschwunden war, und an das weiße Namensschild an der Tür der Wohnung Nummer 303, auf das der Name *Kawana* aufgedruckt war. Das Schild war nicht neu; es war an den Ecken abgestoßen und hatte durch die Feuchtigkeit ein paar Stockflecken bekommen. Es steckte sicher schon seit einiger Zeit in dem dafür vorgesehenen Schlitz.

Tamaru würde für sie herausfinden, ob der Mieter der Wohnung wirklich Tengo Kawana war oder eine andere Person gleichen Namens. Bald, vielleicht sogar schon morgen, würde er ihr Bericht erstatten. Er war ein Mann, der keine Zeit verlor. Dann würde sie es genau wissen. Vielleicht würde sie Tengo sogar schon bald sehen. Allein diese Möglichkeit raubte Aomame fast den Atem. Es war, als werde die Luft um sie herum plötzlich dünner.

Doch womöglich würden die Dinge sich nicht so günstig entwickeln. Selbst wenn die Person in Nummer 303 wirklich Tengo war, lauerte irgendwo in dem Haus dieser unheimliche Wasserkopf. Was genau er im Schilde führte, konnte sie nicht wissen, aber bestimmt war es nichts Gutes. Der Kerl heckte irgendetwas aus, um zu verhindern, dass sie sich wiedersahen.

Aber keine Angst, sagte sich Aomame. Auf Tamaru ist Verlass. Und er ist genauer, tüchtiger und erfahrener als irgendjemand sonst. Ich kann es ruhig ihm überlassen, den Wasserkopf zur Strecke zu bringen. Nicht nur für mich, auch für Tamaru selbst ist dieser Kerl ein lästiges Subjekt und ein Risikofaktor, den er beseitigen muss.

Doch was, wenn es Tamaru nun aus irgendeinem Grund nicht ratsam erscheint, dass Tengo und ich uns wiedersehen? Dann würde er alles tun, um unsere Begegnung zu vereiteln. Tamaru und ich hegen eine gewisse persönliche Sympathie füreinander. Aber für ihn haben die Interessen und die Sicherheit der alten Dame in jedem Fall absoluten Vorrang. Sie zu

schützen ist seine eigentliche Aufgabe. Was er tut, tut er ja nicht um meinetwillen.

Diese Gedanken beunruhigten Aomame. Sie konnte ja nicht wissen, welchen Platz ihre Begegnung mit Tengo auf Tamarus Prioritätenliste einnahm. War es womöglich ein fataler Irrtum gewesen, ihn Tamarus Obhut anzuvertrauen? Musste sie die Probleme, die sie und Tengo hatten, nicht ganz allein und aus eigener Kraft bewältigen?

Aber ich kann es ja nicht mehr rückgängig machen, dachte sie. Jetzt habe ich mich Tamaru schon anvertraut. Ich konnte ja auch gar nicht anders. Der Wasserkopf lauert wahrscheinlich in dem Haus auf mich. Es wäre glatter Selbstmord, allein dorthin zu gehen. Die Uhr tickt, und abwarten ist nicht drin. Tamaru einzuweihen und alles in seine Hände zu legen war die bestmögliche Entscheidung.

Aomame beschloss, nicht weiter über Tengo nachzudenken. Je länger sie grübelte, desto mehr verstrickte sie sich in das Gespinst ihrer Gedanken, bis sie sich kaum noch rühren konnte. Und in die Monde schauen sollte sie auch nicht mehr. Ihr stummes Licht verwirrte Aomames Herz. Es veränderte den Fluss der Gezeiten und störte Leben in den Wäldern auf. Aomame trank den letzten Schluck von ihrem Kräutertee, verließ ihren Platz am Fenster und wusch den Becher in der Spüle ab. Sie sehnte sich nach einem Schluck Brandy, wollte aber wegen der Schwangerschaft keinen Alkohol zu sich nehmen.

Aomame setzte sich auf das Sofa, schaltete die kleine Leselampe ein und beschloss, noch einmal *Die Puppe aus Luft* zu lesen. Mittlerweile hatte sie sie bestimmt zehn Mal gelesen. Die Geschichte war nicht lang, und sie kannte fast jeden Satz auswendig. Dennoch wollte sie sie noch einmal aufmerksamer lesen. Schlafen konnte sie ohnehin nicht. Und vielleicht hatte sie ja doch noch etwas übersehen.

Die Puppe aus Luft war eine verschlüsselte Geschichte, die ein Geheimnis barg. Eriko Fukada hatte sie erzählt, um eine Botschaft in Umlauf zu bringen. Dann hatte Tengo sie umgeschrieben und ein geschliffenes, lesenswertes Werk daraus gemacht. Zusammen hatten die beiden etwas geschaffen, das eine große Zahl von Lesern ansprach. Wie hatte der Leader

sich ausgedrückt? Sie hatten ihre Kräfte im Dienst einer bestimmten Aufgabe vereint. Schenkte sie seinen Worten Glauben, hatten die »Stimmen« aufgehört, zu ihm zu sprechen, weil durch die Veröffentlichung von *Die Puppe aus Luft* bestimmte Geheimnisse gelüftet worden waren. Die Little People hatten ihre Macht verloren. Die Quelle war ausgetrocknet und der Fluss versiegt. Das Buch hatte eine durchaus dramatische Wirkung ausgeübt.

Sie nahm sich jede einzelne Zeile der Geschichte vor.

Als die Zeiger der Wanduhr auf halb drei standen, hatte Aomame das Buch bereits zu zwei Dritteln gelesen. Sie schlug es zu und versuchte, sich über ihre starken Empfindungen klarzuwerden. Auch wenn es nicht gerade eine Offenbarung war, so hatte sich doch ein deutliches Bild geformt.

ICH BIN NICHT ZUFÄLLIG HIERHERGEBRACHT WORDEN.

Das war der Eindruck, den sie gewonnen hatte.

ICH BIN GENAU DA, WO ICH SEIN SOLL.

Bisher dachte ich, ich sei unfreiwillig im Jahr 1Q84 gelandet, weil ich in irgendwelche Pläne verwickelt wurde. Dass absichtlich eine Weiche umgestellt wurde, sodass der Zug, in dem ich saß, von der ursprünglichen Strecke abgekommen und in dieser neuen merkwürdigen Welt gelandet ist. Und ehe ich michs versah, war ich *hier*. Auf dieser Welt, in der es Little People und zwei Monde gibt. Und die zwar einen Ein-, aber keinen Ausgang hat.

So hatte der Leader es ihr vor seinem Tod erklärt. Der Zug sei die Geschichte, die Tengo geschrieben habe, und sie sei Teil dieser Geschichte, aus der es kein Entrinnen gab. Deshalb sei sie hier. Letztendlich als passives Wesen. Eine verstörte, ahnungslose Nebendarstellerin, die durch dichten Nebel irrte.

Aber das ist nicht alles, dachte Aomame. DAS IST GANZ UND GAR NICHT ALLES.

Ich bin nicht nur ein passives Wesen, das zufällig in jemandes Pläne verwickelt und gegen seinen Willen hierhertransportiert wurde. Das mag vielleicht teilweise zutreffen. Doch zugleich habe ich auch selbst entschieden, hier zu sein.

Der Grund dafür ist klar: um Tengo wiederzusehen. Aus diesem Grund bin ich auf dieser Welt. Oder von der anderen Seite betrachtet: Aus diesem Grund ist diese Welt in mir. Wahrscheinlich handelt es sich um ein sich endlos spiegelndes Paradox. Ich bin ein Teil dieser Welt, und diese Welt ist ein Teil von mir.

Aomame konnte natürlich nicht wissen, wovon die Geschichte handelte, an der Tengo gerade schrieb. Sie konnte sich nur denken, dass es darin ebenfalls zwei Monde gab und die Little People in ihr ein und aus gingen. Es war Tengos Geschichte und zugleich auch ihre, so viel war ihr klar.

Sie erkannte es, als sie noch einmal die Szenen las, in denen die kleine Heldin nachts mit den Little People an der Puppe aus Luft arbeitete. Während Aomame die detaillierte, lebhafte Schilderung verfolgte, spürte sie, wie sich in ihrem Unterleib langsam etwas Warmes ausbreitete. Diese Wärme besaß eine schmelzende Tiefe. Die Quelle der Wärme war klein, aber intensiv. Was sie war und was sie bedeutete, wusste Aomame, ohne darüber nachdenken zu müssen. Sie kam von *dem Kleinen. Es* reagierte mit Hitze auf die Szene, in der die Heldin mit den Little People die Puppe aus Luft fertigte.

Aomame legte das Buch auf den Tisch neben sich, öffnete den untersten Knopf ihres Schlafanzugs und legte sich die Hand auf den Leib. Ihre Handfläche spürte die Wärme an der Stelle, beinahe so, als würde sie ein oranges Licht verströmen. Aomame schaltete die Leselampe aus und starrte angestrengt in die Dunkelheit. Sie sah ein schwaches, kaum wahrnehmbares Leuchten. Das Licht existierte. Ich bin nicht allein, dachte Aomame. Wir sind eins. Vielleicht dadurch, dass wir synchron die gleiche Geschichte erleben.

Und wenn Tengos Geschichte zugleich auch meine ist, könnte doch auch ich die Handlung schreiben. Ich könnte etwas hinzufügen oder sogar etwas ändern. Und vor allem den Ausgang so gestalten, wie ich es mir wünsche. Oder nicht?

Sie dachte über diese Möglichkeit nach.

Doch was musste sie tun, damit ihr dies gelang?

Aomame wusste nicht, wie, aber sie wusste, dass die *Möglichkeit* bestand, auch wenn sie im Augenblick nicht mehr als eine Theorie war. Sie presste in der dunklen Stille die Lippen zusammen und grübelte. Es war ungeheuer wichtig. Sie musste gut überlegen.

Wir bilden ein Team. Tengo und ich müssen bei dieser neuen Geschichte ein ebenso geniales Team bilden wie er und Eriko Fukada, als sie *Die Puppe aus Luft* schufen. Unsere Willenskraft – oder ihre unterschwelligen Strömungen – vereinen, die darin enthaltene Geschichte wecken und sie fortführen. Dieser Vorgang spielt sich offenbar auf einer tiefen, nicht sichtbaren Ebene ab. Deshalb konnten wir auch eins werden, ohne physisch zusammen zu sein. Wir erschaffen die Geschichte, und zugleich treibt sie uns voran. Könnte es nicht so sein?

Eine Frage stellt sich dabei, eine äußerst wichtige:

Welche Bedeutung hat *das Kleine* in der Geschichte, die wir beide schreiben? Welche Rolle spielt es darin?

Das Kleine hat so stark auf die Szene reagiert, in der die Little People und das Mädchen die Puppe aus Luft spinnen, dass in meiner Gebärmutter diese deutlich spürbare Hitze entstanden ist, von der ein oranges Licht ausgeht. Wie eine Puppe aus Luft. Erfüllt meine Gebärmutter die Aufgabe einer Puppe aus Luft? Bin ich die Mother und *das Kleine* meine Daughter? Haben die Little People etwas damit zu tun, dass ich, ohne mit Tengo geschlafen zu haben, ein Kind von ihm bekomme? Haben sie sich meiner Gebärmutter bemächtigt, um sie als Puppe aus Luft zu nutzen? Als Brutkasten für eine neue Daughter?

Nein, so war es nicht. Dessen war sie sich ganz sicher. *Das war ausgeschlossen.*

Die Little People hatten keine Macht mehr. Nach Aussage des Leaders hatten sie durch die Popularität des Buches *Die Puppe aus Luft* ihre ursprüngliche Bewegungsfreiheit eingebüßt. Offenbar hatte ihre Empfängnis auf eine Weise stattgefunden, die an den Little People vorübergegangen war. Sie hatten nichts mit Aomames Schwangerschaft zu tun. Aber wer – oder welche Macht – hatte dann diese Schwangerschaft bewirkt? Und wozu?

Aomame hatte keine Ahnung.

Das Einzige, was sie wusste, war, dass *das Kleine* von Tengo und ihr gezeugt worden war. Sein Leben war kostbar und unersetzlich für sie. Erneut legte sie sich die Hände auf den Unterleib, drückte sacht und zärtlich auf die Umrisse des schwachen, orangen Lichts. Sie ließ die Wärme sich langsam in ihrem ganzen Körper ausbreiten. Ich muss dieses kleine Wesen unter allen Umständen beschützen, dachte sie. Ich werde niemals zulassen, dass jemand es mir wegnimmt oder ihm ein Leid zufügt. *Wir* werden es beschützen und großziehen. Diesen festen Entschluss fasste sie in der Dunkelheit der Nacht.

Sie ging ins Schlafzimmer, zog den Morgenmantel aus und schlüpfte ins Bett. Auf dem Rücken liegend, die Hände auf dem Bauch, spürte sie die Wärme auch jetzt. Alle Unsicherheit war verschwunden. Auch die Zweifel. Ich muss noch stärker werden, nahm Aomame sich vor. Mein Körper und mein Geist müssen eins sein. Es dauerte nicht lange, und lautlos wie aufsteigender Rauch kam der Schlaf und hüllte sie ein. Am Himmel standen noch immer die beiden Monde.

Kapitel 24

Tengo

Abschied von der Stadt der Katzen

In seiner adrett gebügelten NHK-Kassiereruniform wurde der Leichnam seines Vaters in den schlichten Sarg gelegt. Wahrscheinlich war es das billigste Modell, das sie hatten, ein liebloser Kasten, der auch als Kuchenschachtel hätte durchgehen können. Wiewohl ein kleiner, zierlicher Mann, fand der Verstorbene kaum Platz darin. Der Sarg war aus Sperrholz und hatte keinerlei Verzierungen. Sein Vater habe darauf beharrt, dass ihm dieser Sarg genüge, versicherte der Bestatter ein wenig verlegen. Ja, gewiss, erwiderte Tengo. Sein Vater hatte ihn selbst aus dem Katalog ausgewählt und die Rechnung im Voraus beglichen. Wenn der Verstorbene keine Bedenken gehabt hatte, hatte Tengo auch keine.

Sein Vater sah nicht aus wie tot, als er so in seiner NHK-Uniform in dem schlichten Sarg lag. Eher, als würde er in einer Pause ein Nickerchen machen und jeden Moment die Augen aufschlagen, seine Mütze aufsetzen und aufbrechen, um noch ausstehende Gebühren einzusammeln. Die Uniform mit dem aufgestickten NHK-Abzeichen wirkte fast wie eine zweite Haut. Er schien in dieser Uniform zur Welt gekommen zu sein, und nun verbrannte man ihn darin. Als Tengo seinen Vater jetzt so sah, konnte auch er sich kein anderes Totenhemd für ihn vorstellen. Auch die gefallenen Krieger in Wagners Opern wurden schließlich in vollem Harnisch dem Feuer überantwortet.

Der Sarg wurde am Dienstagmorgen in Anwesenheit von Tengo und Kumi Adachi geschlossen und zugenagelt. Anschließend lud man ihn in den Leichenwagen. »Leichenwagen« war eigentlich übertrieben, es handelte sich um den gleichen, nüchternen Toyota Kombi, der den Toten bereits vom

Krankenhaus zum Bestattungsunternehmen transportiert hatte. Wahrscheinlich war das die billigste Möglichkeit. Er hatte nichts Feierliches an sich, und Musik aus der *Götterdämmerung* ertönte auch nicht. Aber Tengo sah keinen Grund, Einwände gegen den Wagen zu erheben, und auch Kumi Adachi schien sich nicht daran zu stören. Es ging ja mehr oder weniger nur darum, den Sarg zu transportieren. Das Entscheidende war, dass ein Mensch die irdische Welt hinter sich ließ und die Hinterbliebenen sich damit abfinden mussten. Die beiden nahmen ein Taxi und folgten dem Kombi.

Das Krematorium lag etwas von der Küstenstraße entfernt in den Bergen. Das Gebäude war vergleichsweise neu und absolut unpersönlich. Es hatte eher Ähnlichkeit mit einer Fabrik oder einer Behörde als mit einem Krematorium. Dass es sich um eine Einrichtung zu diesem besonderen Zweck handelte, erkannte man allein an dem besonders schön und sorgfältig angelegten Garten und dem hohen, imposant in den Himmel ragenden Schornstein. An diesem Tag schien kein großer Betrieb zu herrschen, und der Sarg wurde ohne jede Wartezeit zum Verbrennungsofen gebracht. Er glitt langsam hinein, und eine schwere Klappe schloss sich wie die Luke eines U-Boots. Nachdem der weißbehandschuhte Angestellte sich vor Tengo verbeugt hatte, schaltete er den Ofen ein. Kumi Adachi wandte sich mit gefalteten Händen der geschlossenen Klappe zu, und Tengo tat es ihr gleich.

Die eine Stunde, die die Verbrennung in Anspruch nahm, verbrachten sie im Warteraum des Gebäudes. Kumi Adachi zog zwei Dosen heißen Kaffee aus dem Automaten. Die beiden setzten sich nebeneinander auf eine Bank vor eines der großen Fenster und tranken schweigend. Im Freien erstreckte sich ein winterlich welker Rasen. Zwei schwarze Vögel saßen in den Ästen eines kahlen Baums. Tengo wusste nicht, welcher Art sie angehörten. Sie hatten lange Schwänze, die sie bei jedem Ruf aufstellten, und für ihre Größe sehr laute, schrille Stimmen. Über dem Baum breitete sich wolkenlos blau der Winterhimmel aus. Kumi Adachi trug ein kurzes schwarzes Kleid unter ihrem cremefarbenen Dufflecoat. Tengo hatte sich für einen schwarzen Pullover mit rundem Ausschnitt, ein dickes graues Jackett mit

Fischgratmuster und dunkelbraune Loafer entschieden. Etwas Förmlicheres besaß er nicht.

»Mein Vater wurde auch hier verbrannt«, sagte Kumi Adachi. »Sämtliche Trauergäste haben gequalmt wie die Schlote, und eine dicke Rauchwolke hing unter der Decke. Na ja, alle seine Freunde waren schließlich Fischer.«

Tengo stellte sich die Szene vor. Eine Schar wettergegerbter Männer gaben, in ungewohnte dunkle Anzüge gezwängt, ihrem an Lungenkrebs verstorbenen Kollegen das letzte Geleit, während sie unentwegt rauchten. Doch heute saßen nur Kumi Adachi und er in dem Warteraum. Es herrschte Stille, die nur durch vereinzelte schrille Vogelrufe aus dem Baum durchbrochen wurde. Weder Musik noch menschliche Stimmen ertönten. Heiteres Sonnenlicht ergoss sich auf die Erde, drang durch die Scheibe in den Raum und bildete einen stummen Sonnenfleck zu Füßen der beiden Wartenden. Träge wie ein Strom, der sich seiner Mündung nähert, floss die Zeit dahin.

»Danke, dass du mitgekommen bist«, sagte Tengo, nachdem sie lange geschwiegen hatten.

Kumi Adachi legte ihre Hand auf Tengos. »Allein ist so was schwer. Es ist besser, wenn jemand mitkommt.«

»Wahrscheinlich«, gab Tengo zu.

»Es ist immer schlimm, wenn ein Mensch stirbt, ganz gleich unter welchen Umständen. Denn dann tut sich in der Welt ein großes Loch auf, und wir müssen dem Toten Respekt erweisen. Sonst geht das Loch nicht wieder zu.«

Tengo nickte.

»Man darf das Loch nicht offen lassen«, sagte Kumi Adachi. »Jemand könnte hineinfallen.«

»Aber in manchen Fällen haben die Verstorbenen ein Geheimnis«, sagte Tengo. »Und wenn das Loch einmal geschlossen ist, bleibt es für immer ungelüftet.«

»Ich glaube, das muss so sein.«

»Warum?«

»Wenn ein Verstorbener sein Geheimnis mit ins Grab genommen hat, dann war es eben auch keins, das er zurücklassen konnte.«

»Wie meinst du das? Warum nicht?«

Kumi Adachi ließ Tengos Hand los und blickte ihm direkt ins Gesicht. »Weil nur der Verstorbene in der Lage war zu verstehen, worum es dabei ging. Es war etwas, das man nicht erklären konnte. Es gehörte allein dem Verstorbenen, und er musste es mitnehmen. Wie ein wichtiges Stück Handgepäck.«

Tengo betrachtete schweigend den Sonnenfleck zu seinen Füßen. Sein Blick fiel auf seine abgewetzten Loafer und Kumi Adachis schlichte schwarze Pumps auf dem mattschimmernden Linoleumboden. Obwohl sie sich direkt vor ihm befanden, erschienen sie ihm kilometerweit entfernt.

»Du hast sicher auch Dinge, die du anderen nicht gut erklären kannst. Oder?«

»Ja, wahrscheinlich«, sagte Tengo.

Kumi Adachi schlug die schlanken, schwarzbestrumpften Beine übereinander.

»Du hast gesagt, du seist schon einmal tot gewesen«, sagte Tengo fragend.

»Ja, das war ich. In einer einsamen Nacht, in der ein kalter Regen fiel.«

»Kannst du dich daran erinnern?«

»Ja, denn früher habe ich oft davon geträumt. Es war ein sehr realistischer Traum und immer haargenau der gleiche.«

»Bist du so etwas wie eine Reinkarnation?«

»Reinkarnation?«

»Wiedergeburt. Du weißt schon, Samsara.«

Kumi Adachi dachte nach. »Ich weiß nicht, vielleicht. Vielleicht auch nicht.«

»Wurdest du nach deinem Tod auch auf diese Art verbrannt?«

Kumi Adachi schüttelte den Kopf. »So genau weiß ich es nicht mehr. Denn das war ja, nachdem ich gestorben war. Ich erinnere mich nur an den Moment des *Sterbens*. Jemand hat mich erwürgt. Ein Mann, den ich noch nie zuvor gesehen hatte.«

»Weißt du noch, wie er aussah?«

»Natürlich. Ich habe ihn viele Male im Traum gesehen. Falls ich ihm auf der Straße begegnete, würde ich ihn auf den ersten Blick erkennen.«

»Was würdest du tun, wenn du ihm wirklich auf der Straße begegnen würdest?«

Kumi Adachi rieb sich die Nase, wie um sich zu vergewissern, dass sie noch an ihrem Platz war. »Darüber habe ich schon so oft nachgedacht. Was würde ich tun? Vielleicht wegrennen. Oder ihm heimlich nachgehen. So was weiß man erst, wenn der Fall eintritt, oder?«

»Du folgst ihm also, und was dann?«

»Ich weiß es nicht. Aber möglicherweise kennt dieser Mann ein großes Geheimnis, das mich betrifft. Mit etwas Glück könnte ich es vielleicht aufdecken.«

»Was denn für ein Geheimnis?«

»Zum Beispiel, welchen Sinn es hat, dass ich *hier bin*.«

»Aber der Mann könnte dich noch einmal töten.«

»Stimmt«, sagte Kumi Adachi und spitzte leicht die Lippen. »Das ist die Gefahr dabei, ich weiß. Das Beste wäre wahrscheinlich, sofort wegzurennen und sich zu verstecken. Dennoch zieht dieses Geheimnis mich unwiderstehlich an. So wie eine Katze unbedingt in eine dunkle Öffnung hineinspähen muss.«

Als die Verbrennung abgeschlossen war, sammelten Tengo und Kumi Adachi gemeinsam die Knochen seines Vater ein und legten sie in eine kleine Urne, die anschließend Tengo übergeben wurde. Er wusste nicht, was er damit anfangen sollte, aber er konnte sie ja schlecht irgendwo abstellen und gehen. Also klemmte er sie sich in Ermangelung anderer Möglichkeiten unter den Arm und fuhr mit Kumi Adachi im Taxi zum Bahnhof.

»Die restlichen Formalitäten kannst du ruhig mir überlassen. Das ist nicht mehr viel«, sagte Kumi Adachi im Taxi und fügte nach kurzem Nachdenken hinzu: »Wenn du willst, kümmere ich mich auch um die Urne.«

»Ginge das denn?«, fragte Tengo erstaunt.

»Schon«, sagte Kumi Adachi. »Ab und zu wird bei uns jemand kremiert, ohne dass ein einziges Familienmitglied kommt.«

»Das wäre mir eine große Hilfe«, sagte Tengo. Ehrlich erleichtert, wenn auch mit leicht schlechtem Gewissen, übergab er Kumi Adachi die Urne. Auf dass ich diese Knochen niemals wiedersehe, dachte er dabei. Was bleiben würde, war die Erinnerung. Und selbst diese würde irgendwann zu Staub zerfallen.

»Als Einheimische ist das für mich kein Problem. Und du fährst am besten so bald wie möglich nach Tokio zurück. *Wir* mögen dich natürlich alle sehr gern, aber das hier ist kein Ort, an dem du ewig bleiben solltest.«

Ich verlasse die Stadt der Katzen, dachte Tengo.

»Vielen Dank für alles«, sagte er noch einmal.

»Ach, Tengo? Darf ich dir noch einen Rat geben? Auch wenn es mir nicht zukommt, dir Ratschläge zu erteilen.«

»Doch, natürlich.«

»Dein Vater hat sein Geheimnis mit ins Grab genommen. Das scheint dich zu verunsichern. Ich kann verstehen, wie du dich fühlst. Aber du solltest lieber nicht versuchen, in diese dunkle Öffnung zu spähen. Überlass das den Katzen. Es führt dich nirgendwohin. Stattdessen solltest du lieber nach vorn schauen.«

»Das Loch muss geschlossen werden«, sagte Tengo.

»Genau das meine ich«, sagte Kumi Adachi. »Die Eule sagt das auch. Erinnerst du dich an sie?«

»Natürlich.«

DIE EULE IST DER ALLWISSENDE SCHUTZGOTT DES WALDES, SIE GEWÄHRT UNS DIE WEISHEIT DER NACHT.

»Ruft die Eule noch in dem Wäldchen?«

»Die Eule geht nirgendwohin«, sagte die Krankenschwester. »Sie ist immer dort.«

Kumi Adachi begleitete Tengo zum Zug nach Tateyama, als wolle sie sich mit eigenen Augen überzeugen, dass er wirklich einsteigen und die Stadt verlassen würde. Sie blieb auf dem Bahnsteig zurück und winkte ihm nach, bis er sie nicht mehr sehen konnte.

Es war sieben Uhr am Dienstagabend, als Tengo in seine Wohnung in Koenji zurückkehrte. Er schaltete das Licht ein, setzte sich an den Esstisch und blickte sich um. Die Wohnung sah genauso aus wie am Morgen des Vortags, als er sie verlassen hatte. Die Vorhänge waren geschlossen, und auf dem Schreibtisch lag ein Ausdruck seines Manuskripts. Im Stiftebecher standen sechs sauber gespitzte Bleistifte. Das abgewaschene Geschirr stand noch in der Spüle. Die Uhr gab lautlos die Zeit an. Der Kalender an der Wand wies darauf hin, dass der letzte Monat des Jahres seinem Ende entgegenging. Die Wohnung erschien ihm *stiller* als sonst. Ein wenig *zu still*. Ihm war, als habe die Stille etwas Übertriebenes, aber das bildete er sich vielleicht nur ein. Es mochte daran liegen, dass er gerade erst Zeuge geworden war, wie ein Mensch verschwunden war. Und sich das Loch in der Welt noch nicht ganz geschlossen hatte.

Er trank ein Glas Wasser, dann nahm er eine heiße Dusche, wusch sich gründlich die Haare, reinigte sich die Ohren und schnitt sich die Fingernägel. Er nahm frische Unterwäsche und ein neues Hemd aus der Schublade und zog sie an, um die verschiedenen Gerüche loszuwerden, die an seinem Körper hafteten. Die Gerüche aus der Stadt der Katzen. *Wir mögen dich natürlich alle sehr gern, aber das hier ist kein Ort, an dem du ewig bleiben solltest,* hatte Kumi Adachi gesagt.

Er hatte keinen Appetit. Er konnte sich nicht aufraffen zu arbeiten, und Lust zu lesen oder Musik zu hören hatte er auch nicht. Er fühlte sich körperlich erschöpft, aber seine Nerven waren eigentümlich gereizt. Auch wenn er sich jetzt hinlegte, würde er nicht schlafen können. Die Stille, die über allem lag, hatte wirklich etwas Gekünsteltes.

Wenn wenigstens Fukaeri hier wäre, dachte Tengo. Nach so langer Zeit hätte er gern ihre monotone Stimme gehört, auch wenn sie auf ihre unvermeidliche rätselhafte Art und ohne Fragezeichen gesprochen hätte. Aber er wusste genau, dass Fukaeri nicht mehr in seine Wohnung zurückkehren würde. Weshalb er das so genau wusste, konnte er sich nicht erklären. Aber zurückkommen würde sie nicht mehr. Höchstwahrscheinlich nicht.

Er hätte gern mit jemandem gesprochen, ganz gleich mit wem. Am liebsten mit seiner älteren Freundin. Aber er konnte sie nicht erreichen. Er wusste nicht, wo sie war; nach Aussage ihres Mannes war sie *verlorengegangen.*

Er rief Komatsus Nummer im Verlag an. Die Durchwahl, die ihn direkt mit seinem Schreibtisch verband. Aber niemand hob ab. Nachdem er es fünfzehn Mal hatte klingeln lassen, gab er auf.

Er überlegte, wen er sonst noch anrufen könnte. Aber es fiel ihm absolut niemand ein. Er dachte an Kumi Adachi, aber dann wurde ihm bewusst, dass er ihre Nummer nicht hatte.

Dann dachte er an das dunkle Loch, das es irgendwo auf der Welt noch gab. Es war kein sehr großes Loch. Aber sehr tief. Vielleicht konnte er, wenn er sich darüberbeugte und mit lauter Stimme rief, noch einmal mit seinem Vater sprechen? Würde der Tote ihm die Wahrheit sagen?

Es führt nirgendwohin, wenn du das tust. Stattdessen solltest du lieber nach vorn schauen, hatte Kumi Adachi gesagt.

Nein, das finde ich nicht, dachte Tengo. So einfach ist das nicht. Vielleicht bringt es mich nicht weiter, wenn ich das Geheimnis kenne. Aber ich muss wenigstens wissen, warum nicht. Vielleicht bringt es mich weiter, den Grund zu kennen.

»Ob du mein richtiger Vater bist oder nicht, tut nichts mehr zur Sache«, sagte Tengo in das dunkle Loch. »Inzwischen ist mir das völlig egal. In jedem Fall ist mit dir ein Teil von mir gestorben, dafür lebe ich mit einem Teil von dir weiter. Ob wir nun blutsverwandt sind oder nicht, ändert daran nichts. Dazu ist zu viel Zeit vergangen.«

Er glaubte, vor dem Fenster den Ruf der Eule zu hören. Aber das war natürlich eine akustische Täuschung.

Kapitel 25

Ushikawa

Kalt oder nicht, Gott ist hier

»So leicht stirbt es sich nicht«, sagte die Stimme eines Mannes hinter ihm. Als habe er Ushikawas Gedanken gelesen. »Du warst nur ohnmächtig. Aber viel hätte nicht gefehlt.«

Ushikawa konnte sich nicht erinnern, die Stimme schon einmal gehört zu haben. Sie klang neutral und ausdruckslos. Weder zu hoch noch zu tief. Weder zu hart noch zu weich. Wie die einer Person, die Abflug und Ankunft von Flugzeugen oder die Börsenkurse ankündigt.

Was ist heute für ein Wochentag?, überlegte Ushikawa unvermittelt. Montagabend? Nein, es muss schon Dienstag sein.

»Ushikawa«, sagte der Mann. »Ich darf dich doch so nennen?«

Ushikawa schwieg. Etwa zwanzig Sekunden lang herrschte Stille. Dann versetzte ihm der Mann ohne Vorwarnung einen kurzen Hieb in die linke Niere. Es war ein lautloser, aber gewaltiger Schlag. Ein entsetzlicher Schmerz durchfuhr seinen ganzen Körper. Seine sämtlichen inneren Organe zogen sich zusammen, und bis die erste Welle des Schmerzes vorüber war, bekam er keine Luft. Endlich brachte er ein trockenes Keuchen zustande.

»Dabei hatte ich so freundlich gefragt. Gib also gefälligst Antwort. Wenn dir das Sprechen noch schwerfällt, nickst du oder schüttelst den Kopf. Das reicht schon. So was nennt man Höflichkeit«, sagte der Mann. »Ich darf dich also Ushikawa nennen, ja?«

Ushikawa nickte mehrmals.

»Ushikawa. Ein Name, den man sich leicht merken kann. Ich habe ihn aus der Brieftasche in deiner Hose. Dein Führerschein und deine Visitenkarten waren da drin. ›Generaldirektor der *Stiftung zur Förderung der neuen*

japanischen Wissenschaften und Künste‹. Imposanter Titel. Aber was macht ein Generaldirektor der *Stiftung zur Förderung der neuen japanischen Wissenschaften und Künste* in einer Bruchbude wie dieser? Mit einer versteckten Kamera?«

Ushikawa brachte noch immer keinen Ton heraus.

»Du solltest lieber antworten«, sagte der Mann. »Das ist ein gutgemeinter Rat. Einmal die Niere gequetscht, und du hast dein Leben lang höllische Schmerzen.«

»Ich observiere Leute, die hier wohnen«, stieß Ushikawa endlich mit brechender Stimme hervor, die ihm wegen seiner verbundenen Augen fremd erschien.

»Es geht um Tengo Kawana, stimmt's?«

Ushikawa nickte.

»Den Ghostwriter von *Die Puppe aus Luft*.«

Ushikawa nickte wieder und bekam einen Hustenanfall. Der Mann wusste Bescheid.

»Wer hat dich beauftragt?«

»Die Vorreiter.«

»So weit habe ich mir das auch schon gedacht, Ushikawa«, sagte der Mann. »Aber wieso müssen die auf einmal Tengo Kawana beobachten? So wichtig kann er für die doch gar nicht sein.«

Ushikawa überlegte wie rasend. Wer war dieser Mann und wie viel wusste er? Ushikawa hatte keine Ahnung, aber zumindest schickten ihn sicher nicht die Vorreiter. Die große Frage war allerdings, ob das günstig oder ungünstig war.

»Ich hab dich was gefragt«, sagte der Mann und bohrte mit dem Finger in Ushikawas linker Niere. Sehr heftig.

»Es hat etwas mit einer Frau zu tun, die er kennt«, brachte Ushikawa stöhnend hervor.

»Hat die Frau auch einen Namen?«

»Aomame.«

»Warum verfolgen die Vorreiter Aomame?«, fragte der Mann.

»Weil sie dem Leader der Gruppe etwas angetan hat.«

»Sie hat ihm etwas angetan?«, sagte der Mann forschend. »Heißt das, mit anderen Worten, sie hat ihn ermordet?«

»Ja«, sagte Ushikawa. Vor diesem Mann kann man nichts verbergen, dachte er. Früher oder später bringt er mich sowieso zum Reden.

»Aber die Öffentlichkeit weiß nichts davon.«

»Es ist ein internes Geheimnis.«

»Wie viele Leute in der Sekte wissen davon?«

»Eine Handvoll.«

»Und du gehörst dazu.«

Ushikawa nickte.

»Das heißt, du bekleidest einen hohen Posten in dem Laden.«

»Nein«, sagte Ushikawa und schüttelte den Kopf. Bei der Bewegung schmerzte seine linke Niere. »Ich bin nur ein Laufbursche. Ich habe bloß zufällig davon erfahren.«

»Warst zur falschen Zeit am falschen Ort, stimmt's?«

»So ungefähr.«

»Sag mal, du arbeitest doch allein?«

Ushikawa nickte.

»Das finde ich aber seltsam. Normalerweise führt man eine Observierung im Team durch. Es müssen sich mindestens drei Leute ablösen, um gründlich zu arbeiten. Und die Vorreiter operieren doch immer in festen Einheiten. Ein Alleingang wie deiner passt nicht ins Bild. Mit anderen Worten, deine Antwort gefällt mir nicht sonderlich.«

»Ich bin kein Mitglied der Sekte«, sagte Ushikawa. Seine Atmung funktionierte wieder besser, und endlich konnte er einigermaßen normal sprechen. »Die Sekte beauftragt mich nur mit gewissen Dingen. Ich werde gerufen, wenn sie es für besser halten, einen Außenstehenden einzusetzen.«

»Als Generaldirektor der *Stiftung zur Förderung der neuen japanischen Wissenschaften und Künste*?«

»Das ist nur Tarnung. Die Stiftung besteht nur auf dem Papier. Hauptsächlich wurde sie gegründet, um Steuern zu sparen. Ich bin nur freier Mitarbeiter und kümmere mich um die Geschäfte der Sekte.«

»Du bist also eine Art Söldner.«

»Nein, eigentlich nicht. Ich sammle nur Informationen in ihrem Auftrag. Falls nötig, erledigt jemand aus der Sekte die Drecksarbeit.«

»Die Vorreiter haben dich also beauftragt, Tengo Kawana zu beobachten und seine Verbindung zu Aomame aufzudecken?«

»Ja.«

»Du lügst«, sagte der Mann. »Das ist keine ehrliche Antwort. Wenn die wüssten, dass eine Beziehung zwischen Aomame und Tengo Kawana besteht, hätten sie dich nicht allein losgeschickt. Sie hätten ein Team aus ihren eigenen Reihen zusammengestellt. Das würde das Risiko einschränken, und sie könnten im Notfall sogar Gewalt anwenden.«

»Aber ich sage die Wahrheit. Ich befolge lediglich meine Anweisungen. Warum sie mich das allein machen lassen, weiß ich auch nicht.« Ushikawas Stimme war noch immer hoch und instabil. Ab und zu krächzte er.

Wenn er dahinterkommt, dass die Vorreiter noch nichts von der Verbindung zwischen Aomame und Tengo wissen, bin ich erledigt, dachte Ushikawa. Denn wenn ich nicht mehr da bin, wird nie jemand etwas davon erfahren.

»Ich bin allergisch gegen falsche Antworten«, sagte der Mann in eisigem Ton. »Wie allergisch, das hast du ja schon am eigenen Leibe erfahren, Ushikawa. Ich könnte dir noch einmal kräftig in die Niere schlagen. Aber dabei verletze ich mir vielleicht die Hand. Außerdem liegt es nicht in meiner Absicht, deine Niere ernsthaft zu beschädigen. Ich hege keinen persönlichen Groll gegen dich. Ich habe nur ein Ziel: eine korrekte Antwort zu bekommen. Deshalb probieren wir jetzt einmal etwas Neues aus. Ich schicke dich auf den Meeresgrund.«

Auf den Meeresgrund?, dachte Ushikawa. Was in aller Welt hat der Kerl mit mir vor?

Offenbar zog der Mann jetzt etwas aus der Tasche. Ushikawa vernahm ein Knistern wie von Plastik. Etwas wurde ihm über den Kopf gezogen. Eine Plastiktüte. Eine dicke Plastiktüte zum Einfrieren von Lebensmitteln. Dann wurde ein breiter Gummiring um seinen Hals gelegt. Ushikawa begriff, dass der Mann sich anschickte, ihn zu ersticken. Als er nach Luft rang, füllte sich sein Mund mit Plastik. Auch seine Nasenlöcher waren blockiert. Seine

Lungen lechzten nach Sauerstoff, aber es gab keinen. Das Plastik saugte sich an seinem ganzen Gesicht fest und formte eine Totenmaske. Kurz darauf begannen sich Ushikawas sämtliche Muskeln zu verkrampfen. Er wollte die Tüte mit den Händen herunterreißen, aber die konnte er natürlich nicht bewegen. Sein Gehirn schwoll an wie ein Ballon und drohte jeden Augenblick zu platzen. Ushikawa wollte schreien. Er brauchte Luft! Luft! Aber natürlich drang kein Laut aus seinem Mund, den die Zunge nun ganz ausfüllte. Ihm schwand das Bewusstsein.

Endlich wurde der Gummiring entfernt und die Plastiktüte von seinem Kopf gezogen. Ushikawa sog verzweifelt Luft in seine Lungen. Zusammengekrümmt schnappte er mehrere Minuten lang immer wieder heftig nach Luft wie ein Tier nach etwas, das außerhalb seiner Reichweite liegt.

»Und? Wie war es auf dem Meeresgrund?«, fragte der Mann und wartete darauf, dass Ushikawas Atmung sich normalisierte. Seine Stimme klang völlig ausdruckslos. »Du warst sehr tief unten. Bestimmt hast du einiges erlebt, das du bisher nicht kanntest. Eine wertvolle Erfahrung.«

Ushikawa konnte nichts erwidern. Seine Stimme versagte ihm den Dienst.

»Ich wiederhole mich, Ushikawa, aber ich will ehrliche Antworten. Also frage ich dich noch einmal: Hat die Sekte dich beauftragt, Tengo Kawana zu beschatten und seine Beziehung zu Aomame auszukundschaften? Das ist etwas sehr Entscheidendes. Ein Menschenleben hängt davon ab. Du musst gut überlegen und mir ehrlich antworten. Ich merke es, wenn du lügst.«

»Die Vorreiter wissen nichts davon«, brachte Ushikawa mühsam hervor.

»Endlich mal eine ehrliche Antwort. Die Sekte weiß also noch nichts von der Verbindung zwischen Aomame und Tengo Kawana. Du hast ihnen nichts davon erzählt. Habe ich recht?«

Ushikawa nickte.

»Hättest du mir von Anfang ehrlich geantwortet, wäre der Meeresgrund dir erspart geblieben. War es schlimm?«

Ushikawa nickte.

»Ich weiß. Ich habe vor längerer Zeit die gleiche Erfahrung gemacht«, sagte der Mann in leichtem Plauderton. »Niemand, der es nicht erlebt hat,

weiß, wie schlimm es wirklich ist. Der Begriff Qual lässt sich nicht verallgemeinern. Individuelle Qualen haben individuelle Besonderheiten. Wenn du mir gestattest, ein bekanntes Zitat von Tolstoi abzuwandeln: Alle Formen von Glück ähneln einander, aber jeder Schmerz ist auf seine Weise schmerzhaft. Findest du nicht?«

Ushikawa nickte. Er rang noch immer ziemlich nach Luft.

Der Mann fuhr fort. »Deshalb wollen wir hier offen und ehrlich miteinander reden und immer die Wahrheit sagen. Einverstanden, Ushikawa?«

Ushikawa nickte.

»Solltest du mir wieder eine falsche Antwort geben, darfst du wieder einen Bummel auf dem Meeresgrund machen. Diesmal ein bisschen länger als vorhin. Etwas knapper wird es dann auch für dich. Wenn wir Pech haben, kommst du gar nicht mehr zurück. Das willst du doch nicht, oder, Ushikawa?«

Ushikawa schüttelte den Kopf.

»Wir beide scheinen einiges gemeinsam zu haben«, sagte der Mann. »Wir sind beide einsame Wölfe. Oder streunende Hunde. Genauer gesagt, von der Gesellschaft Geächtete. Wir hegen ein instinktives Misstrauen gegen Organisationen. Oder vielleicht sollte ich sagen, wir legen keinen Wert auf sie. Wir arbeiten immer allein. Entscheiden allein, handeln allein, tragen die Verantwortung allein. Wir nehmen Befehle von oben entgegen, sind aber weder Kollegen noch Untergebene. Wir verlassen uns nur auf unseren eigenen Verstand und unsere eigenen Fähigkeiten. Stimmt doch, oder?«

Ushikawa nickte.

»Das ist unsere Stärke«, sagte der Mann, »aber zugleich auch unsere Schwäche. In diesem Fall zum Beispiel warst du etwas übereifrig. Wolltest die Angelegenheit allein regeln. Statt deinen Auftraggebern Zwischenbericht zu erstatten, wolltest du den Ruhm für dich einheimsen. Dabei hast du deine Deckung vernachlässigt. So war es doch?«

Ushikawa nickte erneut.

»Gab es irgendeinen Grund für dich, so weit zu gehen?«

»Ich trage am Tod des Leaders Schuld.«

»Inwiefern?«

»Ich war derjenige, der Aomames Hintergrund überprüfen sollte. Ich habe die Frau gründlich durchleuchtet, bevor sie sie zu ihm ließen. Ich hatte nichts Verdächtiges entdeckt.«

»Dennoch hat sie sich bei ihm eingeschlichen, um ihn zu töten, und ihm praktisch den Gnadenstoß versetzt. Und du weißt, dass sie dich eines Tages dafür drankriegen. Du gehörst nicht zu ihnen und bist eigentlich äußerst entbehrlich. Noch dazu weißt du zu viel über ihre Interna. Und dir ist klar, dass du ihnen Aomames Kopf liefern musst, um am Leben zu bleiben. Richtig?«

Ushikawa nickte.

»Ich muss mich bei dir entschuldigen«, sagte der Mann.

Wieso das denn? Ushikawa zermarterte sich den schiefen Schädel darüber, was diese Worte bedeuteten. Dann fiel es ihm ein.

»Stecken Sie hinter dem Anschlag auf den Leader?«, fragte er.

Darauf gab der Mann keine Antwort. Aber Ushikawa wusste, dass Schweigen nicht unbedingt eine abschlägige Antwort war.

»Was haben Sie mit mir vor?«, fragte er.

»Tja, was? Ehrlich gesagt weiß ich es auch noch nicht. Ich muss mir das in Ruhe überlegen. Es hängt auch von dir ab«, sagte Tamaru. »Ich möchte dir noch einige Fragen stellen.«

Ushikawa nickte.

»Ich will, dass du mir die entsprechende Telefonnummer von den Vorreitern gibst. Du musst ja so etwas wie eine Durchwahl haben.«

Ushikawa zögerte, aber schließlich sagte er die Nummer. Sie war nichts, wofür er jetzt sein Leben aufs Spiel setzen würde. Tamaru schrieb sie sich auf.

»Ein Name?«

»Den Namen kenne ich nicht«, log Ushikawa. Der andere kümmerte sich nicht darum.

»*Harte* Typen?«

»Ziemlich.«

»Aber keine Profis?«

»Sie verstehen ihr Handwerk. Führen die Befehle, die sie von oben bekommen, ohne Zögern aus. Aber Profis sind sie nicht.«

»Was hast du über Aomame rausgefunden?«, fragte Tamaru. »Weißt du, wo sie sich versteckt?«

Ushikawa schüttelte den Kopf. »So weit bin ich nicht gekommen. Deshalb hänge ich ja hier fest und observiere diesen Kawana. Wenn ich wüsste, wo Aomame ist, wäre ich längst dorthin umgezogen.«

»Klingt logisch«, sagte Tamaru. »Wie hast du übrigens herausgefunden, dass es eine Verbindung zwischen Aomame und Tengo Kawana gibt?«

»Laufarbeit.«

»Wie das?«

»Ich habe Aomames persönliche Geschichte in allen Einzelheiten erforscht. Bis ganz zurück in ihre Kindheit. Sie hat eine öffentliche Grundschule in Ichikawa besucht. Tengo Kawana stammt ebenfalls aus Ichikawa. Da habe ich eine Verbindung gewittert. Also bin ich hingefahren, und es stellte sich heraus, dass die beiden sich, wie ich vermutet hatte, kannten und sogar zwei Jahre in einer Klasse waren.«

Tamaru gab ein leises kehliges Knurren von sich wie eine Katze. »Aha, ich verstehe. Ich muss sagen, du hast wirklich gute Arbeit geleistet. Das hat sicher viel Zeit und Mühe gekostet. Kompliment!«

Ushikawa schwieg. Er war ja auch gerade nichts gefragt worden.

»Ich frage dich noch einmal«, sagte Tamaru. »Bist du der Einzige, der von der Verbindung zwischen Aomame und Tengo Kawana weiß?«

»*Sie* wissen davon.«

»Abgesehen von mir. Aus deinem Umfeld, meine ich.«

Ushikawa nickte. »Nur ich weiß davon.«

»Lügst du auch nicht?«

»Nein.«

»Weißt du, dass Aomame schwanger ist?«

»Schwanger?«, fragte Ushikawa. Er klang überrascht. »Von wem?«

Tamaru ging nicht auf die Frage ein. »Hast du es wirklich nicht gewusst?«

»Nein, ich lüge nicht.«

Bevor Tamaru fortfuhr, blickte er Ushikawa eine Weile forschend an. »Gut, anscheinend wusstest du es tatsächlich nicht. Ich will dir glauben. Übrigens: Du hast dich eine Zeitlang um die Weidenvilla in Azabu herumgetrieben. Stimmt doch, oder?«

Ushikawa nickte.

»Warum?«

»Die Besitzerin ist Mitglied in so einem vornehmen Sportstudio in der Gegend, und Aomame hat sie privat trainiert. Es schien, als hätten sie eine engere, persönliche Beziehung. Außerdem hat diese Dame in der Nachbarschaft ihrer Villa ein Frauenhaus eingerichtet. Es wird außergewöhnlich streng bewacht. Ein bisschen zu streng für meinen Geschmack. Natürlich habe ich mich gefragt, ob Aomame sich in diesem Frauenhaus versteckt hält.«

»Und?«

»Ich bin zu dem Schluss gelangt, dass ich auf dem Holzweg war. Diese Dame in Azabu besitzt Geld und Macht im Überfluss. Eine Person wie sie würde Aomame, auch wenn sie sie kurzzeitig versteckt hätte, nicht in ihrer Nähe behalten, sondern sie so weit weg wie möglich schaffen. Also habe ich es aufgegeben, ihre Villa zu beobachten, und mich stattdessen auf Tengo konzentriert.«

Tamaru brummte wieder leise. »Du hast einen verdammt guten Riecher, und logisch denken kannst du auch. Und du hast Ausdauer. Es ist eine Sünde, einen wie dich nur als Laufburschen zu gebrauchen. Machst du diese Arbeit schon lange?«

»Ich war früher Anwalt«, sagte Ushikawa.

»Aha. Ich wette, du warst ziemlich gut. Aber du hast dich hinreißen lassen, bist ausgerutscht und auf die Schnauze gefallen. Und machst jetzt den Lakaien für diese neue Sekte, um dir ein bisschen was zu verdienen. Habe ich recht?«

Ushikawa nickte. »So ungefähr.«

»Es lässt sich nicht ändern«, sagte Tamaru. »Für Außenseiter wie uns ist es nicht leicht, Karriere zu machen. Auch wenn es so aussieht, als sei alles gut gegangen, geht immer irgendetwas schief. So ist nun mal die Welt.« Eine

Hand zur Faust geballt, ließ Tamaru die Gelenke knacken. Ein scharfer, unheilverkündender Laut. »Und hast du den Vorreitern von der Sache mit der Weidenvilla erzählt?«

»Nein, ich habe niemandem etwas davon gesagt«, erklärte Ushikawa ehrlich. »Dass an der Weidenvilla etwas faul ist, ist nur eine persönliche Vermutung. Aber alles war so perfekt abgeriegelt, dass ich keinen Beweis finden konnte.«

»Das hört man gern«, sagte Tamaru.

»Sind Sie dafür verantwortlich?«

Tamaru antwortete nicht. Er war derjenige, der die Fragen stellte, nicht andersherum. »Du hast alle meine Fragen ehrlich beantwortet«, sagte Tamaru. »Im Großen und Ganzen zumindest. Wer einmal auf dem Meeresgrund war, verliert die Kraft zu lügen. Du kannst es versuchen, aber man hört es sofort an der Stimme. Das kommt von der Angst.«

»Ich lüge nicht«, sagte Ushikawa.

»Das ist gut«, sagte Tamaru. »Ich habe keinen Spaß daran, anderen absichtlich Schmerzen zuzufügen. Hast du übrigens schon mal von C. G. Jung gehört?«

Ushikawa runzelte unwillkürlich die Stirn unter der Augenbinde. C. G. Jung? Worauf wollte der Mann hinaus? »Carl Gustav Jung, der Psychologe?«

»Genau.«

»Ich weiß ein paar Dinge über ihn«, sagte Ushikawa argwöhnisch. »Er wurde gegen Ende des 19. Jahrhunderts in der Schweiz geboren. Er war ein Schüler von Freud, hat sich aber von ihm losgesagt. Er hat den Begriff des Kollektiven Unbewussten geprägt. Das ist ungefähr alles, was ich weiß.«

»Das genügt«, sagte Tamaru.

Ushikawa wartete darauf, dass er weitersprach.

»C. G. Jung besaß eine elegante Villa am Zürichsee und führte dort mit seiner Familie ein kultiviertes und komfortables Leben. Aber er brauchte einen Ort, an dem er allein sein und intensiv nachdenken konnte. In der Nähe eines Dorfes namens Bollingen am Oberen Zürichsee fand er ein ruhig gelegenes Grundstück und baute sich dort ein kleines Haus. Es war kein aufwendiger Sommersitz oder so etwas. Er legte selbst Stein auf Stein und

baute ein rundes Haus mit hohen Decken. Die Steine dafür stammten aus einem Steinbruch ganz in der Nähe. Damals brauchte man in der Schweiz ein besonderes Handwerksdiplom, wenn man mit Stein arbeiten wollte, und Jung erwarb es eigens zu diesem Zweck. So wichtig war es ihm, dieses Haus mit eigenen Händen zu bauen. Anscheinend trug auch der Tod seiner Mutter sehr zu seinem Entschluss bei.«

Tamaru machte eine kurze Pause.

»Dieses Haus wird ›der Turm‹ genannt. Inspirieren ließ sich Jung dazu von den dörflichen Hütten, die er auf seiner Reise nach Afrika gesehen hatte. Das Innere bestand aus einem großen, nicht unterteilten Raum, in dem sich das ganze Leben abspielte. Der ›Turm‹ war eine sehr einfache Behausung. Doch Jung fand, dass man mehr zum Leben nicht brauchte. Er ließ weder Strom-, noch Gas-, noch Wasserleitungen legen. Wasser bezog er aus den nahen Bergen. Im Nachhinein erkannte er, dass diese Lebensweise einen Archetyp darstellte. Mit der Zeit erwies es sich als nötig, das Gebäude in mehrere Räume zu unterteilen. Später kamen auch ein Stockwerk und mehrere Anbauten hinzu. Die Wände verzierte er eigenhändig mit Motiven, die die Abspaltung und Entwicklung des individuellen Bewusstseins illustrierten. Das Haus fungierte sozusagen als ein dreidimensionales Mandala. Es dauerte etwa zwölf Jahre, bis er es als vollendet ansah. Vor allem für Wissenschaftler, die sich mit C. G. Jungs Werk beschäftigen, ist es ein hochinteressantes Gebäude. Hast du schon mal davon gehört?«

Ushikawa schüttelte den Kopf.

»Es steht noch immer am Zürichsee. Nachfahren von C. G. Jung verwalten es, doch leider ist es der Öffentlichkeit nicht zugänglich, und man kann das Innere nicht besichtigen. Aber am Eingang soll es einen Stein geben, in den Jung eigenhändig etwas eingemeißelt hat, nämlich die Worte: ›Kalt oder nicht, Gott ist hier‹.«

Tamaru machte eine kurze Pause.

»›Kalt oder nicht, Gott ist hier‹«, wiederholte er mit ruhiger Stimme. »Verstehst du, was das bedeutet?«

Ushikawa schüttelte den Kopf. »Nein, keine Ahnung.«

»Ich auch nicht. Bestimmt ist es etwas sehr Tiefsinniges. Zu schwierig für mich. Jedenfalls hat C. G. Jung diesen Spruch vor dem Haus eingemeißelt, das er selbst entworfen und mit eigenen Händen gebaut hatte. Aus irgendeinem Grund hat mich dieser Satz schon immer stark beeindruckt. Ich kann seinen Sinn nicht begreifen, aber er berührt mich tief im Inneren. Mit Gott kenne ich mich nicht aus. Besser gesagt, ich hatte keinen besonders guten Eindruck von ihm, weil ich in einem katholischen Waisenhaus aufgewachsen bin und ziemlich üble Erfahrungen gemacht habe. Es war immer kalt dort, sogar im Hochsommer. Ziemlich kalt oder verdammt kalt, eins von beidem. Falls es einen Gott gibt, kann ich – weiß Gott – nicht behaupten, dass er mich besonders gut behandelt hat. Trotzdem ist dieser Satz bis in den letzten Winkel meiner Seele gedrungen. Mitunter schließe ich die Augen und wiederhole ihn endlos. Es ist erstaunlich, wie sehr mich das beruhigt. ›Kalt oder nicht, Gott ist hier‹. Würde es dir etwas ausmachen, es auch einmal zu sagen?«

»›Kalt oder nicht, Gott ist hier‹«, sagte Ushikawa leise und ziemlich verwundert. Was wollte der Mann?

»Ich kann dich nicht richtig verstehen.«

»›Kalt oder nicht, Gott ist hier‹«, sagte Ushikawa wieder, diesmal möglichst deutlich.

Tamaru schloss die Augen und genoss den Nachhall der Worte. Dann atmete er tief ein und aus, als sei er endlich zu einem Entschluss gelangt. Er öffnete die Augen und betrachtete seine Hände. Um Fingerspuren zu vermeiden, trug er dünne Einmalhandschuhe, wie Chirurgen sie verwenden.

»Es tut mir sehr leid«, sagte Tamaru leise. Seine Stimme klang schwermütig. Wieder griff er nach der Plastiktüte und stülpte sie Ushikawa über den Kopf. Dann legte er ihm den dicken Gummiring um den Hals. Seine Bewegungen waren schnell und entschlossen. Ushikawa wollte noch protestieren, aber die Worte blieben ihm buchstäblich im Halse stecken und erreichten natürlich niemanden mehr. Warum, dachte Ushikawa unter der Plastiktüte. Ich habe ihm doch alles, was ich weiß, wahrheitsgemäß gesagt. Warum tötet er mich jetzt?

In seinem berstenden Schädel dachte er an das kleine Haus in Chuorinkan und seine beiden Töchter. Auch an den Hund, den sie dort gehalten hatten, dachte er. Er hatte den kleinen Hund mit dem länglichen Leib nie gemocht, und auch der Hund hatte Ushikawa nicht gemocht. Ein dummer Köter, der ständig kläffte. Dauernd hatte er den Teppich angenagt und in den Flur gepinkelt. Ganz anders als der kluge Mischlingshund, den Ushikawa in seiner Kindheit gehabt hatte. Dennoch galt Ushikawas letzter Gedanke im Leben diesem albernen, kleinen Hund, der auf dem Rasen im Garten herumrannte.

Tamaru sah zu, wie Ushikawas rundlicher, gefesselter Leib auf den Tatami zappelte wie ein großer Fisch an Land. Doch weil Ushikawa so geschickt verschnürt war, brauchte Tamaru, ganz gleich, wie wild dieser sich gebärdete, nicht zu fürchten, dass die Nachbarn etwas hören würden. Er wusste sehr wohl, dass Ushikawa einen qualvollen Tod starb. Aber dies war die effizienteste und sauberste Methode, jemanden zu töten. Keine Schreie, kein Blut. Seine Augen folgten dem Sekundenzeiger seiner TAG-Heuer-Taucheruhr. Nach etwa drei Minuten hörte Ushikawa auf, sich zu winden. Die Bewegung ging in ein krampfhaftes Zucken über, als würde etwas ihn in Vibration versetzen, doch auch dies kam bald zum Stillstand. Tamaru schaute noch einmal drei Minuten lang auf den Sekundenzeiger. Als sie um waren, legte er Ushikawa die Hand auf die Halsschlagader, um sich zu vergewissern, dass jedes Zeichen von Leben erloschen war. Ein leichter Geruch nach Urin stieg von der Leiche auf. Ushikawa hatte seine Blase diesmal völlig entleert, was man ihm wirklich nicht verübeln konnte. So wie er gelitten hatte.

Tamaru entfernte den Gummiring von seinem Hals und zog ihm die Plastiktüte vom Gesicht. Sie war fest in seinen Mund gesaugt. Ushikawa war mit weit aufgerissenen Augen und diagonal verzerrtem Mund gestorben. Seine schiefen, ungepflegten Zähne waren entblößt, und seine grünlich bemooste Zunge lag frei. Sein großer, asymmetrischer Schädel betonte die Verunstaltung noch. Der Anblick erinnerte an ein Gemälde von Munch. Er musste grausam gelitten haben.

»Tut mir leid«, sagte Tamaru. »Mir hat das auch keinen Spaß gemacht.«

Mit beiden Händen lockerte er Ushikawas Gesichtsmuskeln und rückte seinen Kiefer gerade, um den Anblick wenigstens ein bisschen erträglicher zu machen. Mit einem Handtuch aus der Küche wischte er Ushikawa den Speichel vom Mund. Es dauerte ein wenig, aber dann sah er allmählich etwas besser aus. Zumindest musste man jetzt nicht mehr sofort die Augen abwenden. Dennoch wollte es Tamaru partout nicht gelingen, Ushikawas Lider zu schließen.

»Wie heißt es bei Shakespeare?«, sagte Tamaru mit ruhiger Stimme zu dem plumpen, missgestalteten Schädel. »Etwas in der Art: Wer heute stirbt, der braucht es morgen nicht zu tun. Sehen wir's mal von der guten Seite.«

Er konnte sich nicht erinnern, ob das aus *Heinrich IV.* oder *Richard III.* stammte. Aber dies war das geringste von Tamarus Problemen, und Ushikawa legte bestimmt keinen Wert mehr auf korrekte Quellenangaben. Tamaru löste die Fesseln von Ushikawas Händen und Füßen. Er hatte weiche, schmale Handtücher verwendet, die er auf eine besondere Art verknotet hatte, damit sie keine Spuren auf der Haut hinterließen. Er packte die Handtücher, die Plastiktüte, die er Ushikawa über den Kopf gezogen hatte, und den dicken Gummiring in eine Kunststofftasche, die er zu diesem Zweck mitgebracht hatte. Anschließend schaute er Ushikawas Habseligkeiten kurz durch und steckte sämtliche Fotos ein, die dieser gemacht hatte. Auch die Kamera und das Stativ packte er in die Tasche. Er beseitigte alles, was darauf hinwies, dass Ushikawa hier jemanden beobachtet hatte. Man würde sich fragen, wem sein Interesse gegolten hatte. Und aller Wahrscheinlichkeit nach würde irgendwann Tengo Kawanas Name auftauchen. Auch das eng beschriebene Notizbuch steckte er ein. Er durfte nichts zurücklassen, das irgendeine Bedeutung hatte. Nur der Schlafsack, ein paar Lebensmittel, Kleidung, Ushikawas Brieftasche, sein Schlüssel und sein bedauernswerter Leichnam blieben zurück. Zum Schluss nahm Tamaru noch eine der zahlreichen Visitenkarten mit dem aufgedruckten Titel »Generaldirektor der *Stiftung zur Förderung der neuen japanischen Wissenschaften und Künste*« aus Ushikawas Brieftasche und steckte sie ein.

»Tut mir wirklich leid«, sagte er noch einmal, als er sich zum Gehen wandte.

Tamaru ging in ein Telefonhäuschen am Bahnhof, führte seine Telefonkarte ein und wählte die Nummer, die er von Ushikawa bekommen hatte. Es war eine Nummer in Tokio. Wahrscheinlich in Shibuya. Nachdem es sechsmal geläutet hatte, hob jemand ab.

Tamaru nannte ohne Einleitung die Adresse des Mietshauses in Koenji.

»Haben Sie sich das notiert?«, fragte er.

»Würden Sie es bitte noch einmal wiederholen?«

Tamaru wiederholte. Der andere schrieb auf und wiederholte seinerseits.

»Herr Ushikawa befindet sich dort«, sagte Tamaru. »Sie kennen ihn doch sicher?«

»Herrn Ushikawa?«, fragte sein Gegenüber.

Tamaru ignorierte die Äußerung. »Sie werden ihn dort finden, aber unglücklicherweise atmet er nicht mehr. Es sieht nicht nach einem natürlichen Tod aus. Seine Brieftasche enthält eine Anzahl Visitenkarten mit dem Titel ›Generaldirektor der *Stiftung zur Förderung der neuen japanischen Wissenschaften und Künste*‹. Wenn die Polizei ihn findet, kommt sie früher oder später auf Ihren Verein, was sicher nicht gerade in Ihrem Interesse liegt. Sie sollten ihn lieber möglichst schnell beiseiteschaffen. Das ist doch Ihre Spezialität.«

»Und Sie sind?«, fragte der andere.

»Ein freundlicher Informant«, sagte Tamaru. »Auch ich mag die Polizei nicht besonders. Wie Sie.«

»Es war also kein natürlicher Tod?«

»Zumindest ist er nicht an Altersschwäche gestorben und auch nicht friedlich.«

Sein Gegenüber schwieg einen Moment. »Und was hatte dieser Herr Ushikawa dort zu suchen?«

»Das weiß ich nicht. Genaueres müsste man ihn selbst fragen, aber wie ich bereits sagte, ist er nicht in der Lage, Antwort zu geben.«

Der andere zögerte. »Haben Sie etwas mit der jungen Frau zu tun, die damals im Hotel Okura war?«

»Sie rechnen doch sicher nicht mit einer Antwort?«

»Ich bin einer von denen, die die Dame kennengelernt haben. Wenn sie ihr das sagen, weiß sie Bescheid. Könnten Sie ihr etwas ausrichten?«

»Ich höre.«

»Wir haben nicht die Absicht, ihr etwas anzutun«, sagte der andere.

»Zufällig weiß ich aber, dass Sie Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um sie zu finden.«

»Genau. Wir suchen sie schon die ganze Zeit.«

»Aber Sie behaupten, Sie wollen ihr nichts tun. Worum geht es dann?«

Es herrschte kurzes Schweigen, bevor der andere antwortete.

»Ab einem gewissen Punkt hat die Lage sich verändert. Natürlich haben wir sehr um unseren Leader getrauert, doch diese Zeit ist nun vorbei. Die Sache ist abgeschlossen. Der Leader war physisch krank und wünschte gewissermaßen selbst, dass seinem Leiden ein Ende bereitet würde. Das heißt, wir legen Fräulein Aomame seinen Tod nicht länger zur Last. Was wir jetzt möchten, ist eine Gelegenheit, mit ihr zu sprechen.«

»Worüber?«

»Über unsere gemeinsamen Interessen.«

»Im Augenblick ist das Interesse ja eher einseitig. Es ist nicht gesagt, dass Aomame den Wunsch hat, mit Ihnen zu sprechen.«

»Ich denke schon, dass sie bereit ist, über diese Möglichkeit nachzudenken. Wir haben ihr nämlich etwas anzubieten. Freiheit und Sicherheit zum Beispiel. Außerdem Erkenntnisse und Informationen. Könnten wir uns nicht auf neutralem Boden zu einem Gespräch treffen? Die Wahl des Ortes überlassen wir ihr. Und wir garantieren ihr hundertprozentige Sicherheit. Ja, wir bürgen nicht nur für ihre Sicherheit, sondern für die aller, die mit der Sache zu tun haben. Niemand muss weiter auf der Flucht sein. Das wäre doch für beide Seiten nicht schlecht.«

»Das sagen Sie«, antwortete Tamaru. »Aber welchen Grund hätten wir, Ihnen zu vertrauen?«

»Jedenfalls wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie Fräulein Aomame dies bestellen würden«, beharrte der andere. »Die Zeit drängt, und wir sind bereit, Ihnen entgegenzukommen. Wenn Sie konkretere Beweise für unsere Glaubwürdigkeit benötigen, werden wir etwas finden. Sie können mich jederzeit unter dieser Nummer erreichen.«

»Könnten Sie mir die Umstände nicht etwas ausführlicher erklären? Was wollen Sie noch immer von Aomame? Was hat die Situation so sehr verändert?«

Der andere atmete einmal leise durch. »Wir müssen weiterhin die Stimmen hören. Für uns sind sie wie ein sprudelnder Quell. Wir dürfen sie niemals verlieren. Mehr kann ich Ihnen im Moment nicht sagen.«

»Und um diesen Quell zu erhalten, brauchen Sie Aomame.«

»Das kann man nicht mit einem Wort erklären. Sie hat damit zu tun. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen.«

»Und was ist mit Eriko Fukada? Die brauchen Sie wohl nicht mehr?«

»Nein, im Augenblick nicht. Es spielt keine Rolle, wo sie ist und was sie macht. Sie hat ihre Aufgabe beendet.«

»Welche Aufgabe?«

»Das ist eine heikle Frage«, sagte der andere nach einer kurzen Pause. »Tut mir leid, aber auf die genaueren Umstände kann ich hier nicht weiter eingehen.«

»Sie sollten lieber mal Ihre Position bedenken«, sagte Tamaru. »Im Augenblick verteile ich hier nämlich die Karten. Ich kann Sie jederzeit erreichen, Sie mich nicht. Sie wissen ja nicht einmal, mit wem Sie es zu tun haben. Oder?«

»Sie haben völlig recht. Im Moment haben Sie die Oberhand. Wir wissen nicht, wer Sie sind. Aber das sind keine Dinge, die man am Telefon besprechen sollte. Ich habe schon viel zu viel gesagt. Mehr, als ich hätte sagen dürfen.«

Tamaru schwieg einen Moment. »Also gut«, sagte er dann. »Ich denke über Ihren Vorschlag nach. Auch ich muss mich beraten. Wahrscheinlich melde ich mich in ein paar Tagen.«

»Ich erwarte Ihren Anruf«, sagte der andere. »Und ich wiederhole, es soll unser beider Schade nicht sein.«

»Und wenn wir Ihren Vorschlag ignorieren oder ablehnen?«

»Dann müssen wir auf unsere Weise vorgehen. Wir sind nicht ganz machtlos. Vielleicht laufen die Dinge dann ungewollt aus dem Ruder, und es kommt zu Unannehmlichkeiten für alle Beteiligten. Auch Sie, wer immer Sie sind, werden nicht ungeschoren davonkommen. Vermutlich wird die Sache für beide Parteien ungünstige Folgen haben.«

»Schon möglich. Aber das kann dauern. Und wie Sie sagen, die Zeit drängt.«

Der andere hüstelte. »Es kann dauern oder auch nicht.«

»Das weiß man erst, wenn es so weit ist, meinen Sie?«

»Ganz recht«, sagte der andere. »Dann gibt es noch einen wichtigen Punkt, auf den ich Sie hinweisen muss. Erlauben Sie, dass ich Ihren Vergleich verwende? Sie verteilen die Karten, das ist ganz klar. Aber Sie scheinen die Grundregeln des Spiels noch nicht zu kennen.«

»Auch die versteht man meistens erst, wenn man wirklich spielt.«

»Es macht aber keinen Spaß, draufloszuspielen und dann aus Unkenntnis zu verlieren.«

»Das gilt für alle Parteien«, sagte Tamaru.

Ein kurzes, vielsagendes Schweigen trat ein.

»Und was machen Sie mit Herrn Ushikawa?«, fragte Tamaru.

»Wir holen ihn schnellstmöglich ab. Noch heute Nacht.«

»Die Wohnung ist nicht abgeschlossen.«

»Da sind wir sehr dankbar«, sagte der andere.

»Werden Sie auch um Herrn Ushikawa trauern?«

»Wir trauern immer, wenn ein Mensch stirbt, ganz gleich, wer er war.«

»Das sollten Sie auch. Denn er war auf seine Weise ziemlich brillant.«

»Aber nicht brillant genug, nicht wahr?«

»Niemand ist so brillant, dass er ewig lebt.«

»Das denken Sie«, sagte der andere.

»Natürlich«, erwiderte Tamaru. »Sie nicht?«

»Ich erwarte Ihren Anruf«, sagte der andere kalt, ohne auf die Frage einzugehen.

Tamaru legte schweigend auf. Das Gespräch fortzuführen wäre überflüssig gewesen. Falls nötig, konnte er von sich aus wieder anrufen. Er verließ das Telefonhäuschen und ging zu seinem dunkelblauen, altmodischen und sehr unauffälligen Toyota Corolla. Er fuhr etwa fünfzehn Minuten und hielt an einem verlassenen Park. Nachdem er sich vergewissert hatte, dass niemand ihn sah, warf er die Plastiktüte mit den Handtüchern und dem Gummiring in einen Abfalleimer und die OP-Handschuhe dazu.

»Sie trauern um jeden Menschen, ganz gleich, wer er war«, flüsterte Tamaru, während er den Motor anließ und sich anschnallte. Das ist schön von ihnen, dachte er. Man sollte den Tod jedes Menschen betrauern. Und wenn es nur für kurze Zeit ist.

Kapitel 26

Aomame

Romantik

Am Dienstag kurz nach zwölf Uhr mittags klingelte das Telefon. Aomame saß, die Beine gegrätscht, auf der Yogamatte und dehnte ihren Lenden-Darmbeinmuskel, eine Übung, die viel schwerer war, als sie aussah. Schweiß sickerte durch ihr Hemd. Sie unterbrach ihre Übungen und hob den Hörer ab, während sie sich mit einem Handtuch den Schweiß aus dem Gesicht wischte.

»Der Wasserkopf lebt nicht mehr in dieser Wohnung«, sagte Tamaru, wie üblich ohne jede Einleitung. Kein Hallo und nichts.

»Nicht mehr?«

»Er ist weg. Ich konnte ihn überzeugen.«

»Du konntest ihn überzeugen«, wiederholte Aomame. Das hieß wahrscheinlich, dass Tamaru den Wasserkopf irgendwie gewaltsam entfernt hatte.

»Und der Kawana, der in dem Haus wohnt, ist der, den du suchst.«

Die Welt um Aomame herum dehnte sich aus und zog sich wieder zusammen. Pulsierte wie ihr Herz.

»Hörst du mir zu?«, fragte Tamaru.

»Ich höre.«

»Allerdings ist Tengo Kawana gerade für einige Tage verreist.«

»Aber es ist ihm nichts passiert?«

»Er ist nicht in Tokio, aber ich bin sicher, dass es ihm gut geht. Der Wasserkopf hatte eine Wohnung im Erdgeschoss des Hauses gemietet, in dem Kawana wohnt. Er hat dort darauf gelauert, dass du kommst, um ihn zu

sehen. Er hatte eine Kamera aufgestellt und heimlich den Eingang beobachtet.«

»Hat er Fotos von mir gemacht?«

»Ja, drei. Aber es war ja schon dunkel. Außerdem hast du deine Mütze tief ins Gesicht gezogen, trägst eine Sonnenbrille und noch einen Schal bis zur Nase. Deshalb kann man dein Gesicht kaum erkennen. Aber du bist es, unverwechselbar. Wärst du ein zweites Mal dort hingegangen, hättest du dir Ärger eingehandelt.«

»Dann war es richtig, dass ich alles dir überlassen habe, oder?«

»Sofern man in diesem Fall von ›richtig‹ sprechen kann.«

»Jedenfalls brauche ich mir wegen ihm jetzt keine Sorgen mehr zu machen«, sagte Aomame.

»Der Mann kann dir nichts mehr tun.«

»Dank deiner *Überredungskünste*.«

»Es lag eine Situation vor, die geklärt werden musste. Endgültig«, sagte Tamaru. »Ich habe alle Fotos an mich genommen. Der Wasserkopf hat nur auf dich gewartet, Tengo Kawana war dabei nicht mehr als ein lebendiger Köder für ihn. Daher sehe ich im Moment keinen Grund, aus dem sie sich an Tengo Kawana vergreifen sollten.«

»Bin ich froh«, sagte Aomame.

»Er unterrichtet Studienbewerber in Mathematik. Er scheint ein recht guter Lehrer zu sein. Trotzdem arbeitet er nur ein paar Tage in der Woche, also kann er keine großen Einkünfte haben. Er ist ledig und lebt recht bescheiden in diesem Mietshaus.«

Wenn sie die Augen schloss, dröhnte ihr das Herz in den Ohren, und die Grenze zwischen ihr und der äußeren Welt verschwamm.

»Neben der Schule schreibt er an einem längeren Roman. Der Auftrag als Ghostwriter von *Die Puppe aus Luft* war nur ein Gelegenheitsjob. Er hat eigene schriftstellerische Ambitionen. Das ist eine gute Sache. Gesunder Ehrgeiz fördert das innere Wachstum.«

»Wie hast du das alles herausgefunden?«

»Er war nicht zu Hause, also habe ich mir erlaubt, einen Blick in seine Wohnung zu werfen. Sie war zwar abgeschlossen, aber so was kann man ja

kaum ein Schloss nennen. Leider musste ich seine Privatsphäre verletzen, aber es ließ sich nicht vermeiden, um einige grundlegende Dinge herauszufinden. Für die Wohnung eines alleinlebenden Mannes sah es sehr manierlich aus. Sogar der Gasherd war blitzblank. Das Innere des Kühlschranks war aufgeräumt und sauber. Keine angefaulten Kohlköpfe oder so. Einiges deutete auch darauf hin, dass er bügelt. Kein schlechter Lebensgefährte für dich. Falls er nicht schwul ist, natürlich.«

»Hast du sonst noch etwas herausgefunden?«

»Ich habe bei seiner Yobiko angerufen und mich nach seinem Stundenplan erkundigt. Laut der Dame am Telefon ist Tengo Kawanas Vater in der Nacht zum Sonntag in einem Krankenhaus irgendwo in Chiba verstorben. Herr Kawana sei wegen der Bestattung momentan nicht in Tokio. Deshalb sei auch der Unterricht am Montag ausgefallen. Wo und wann die Beisetzung war, wusste sie nicht. Jedenfalls hat er am Donnerstag seinen nächsten Unterricht, bis dahin müsste er also wieder hier sein.«

Natürlich wusste Aomame noch, dass Tengos Vater Gebührenkassierer bei NHK gewesen war. Tengo hatte damals jeden Sonntag mit seinem Vater die Runde gemacht. Mehrmals waren sie sich in Ichikawa auf der Straße begegnet. An das Gesicht des Vaters konnte sie sich kaum erinnern. Er war ein magerer kleiner Mann in Uniform. Und Tengo hatte ihm überhaupt nicht ähnlich gesehen.

»Könnte ich jetzt, wo der Wasserkopf nicht mehr da ist, nicht doch zu Tengo gehen?«

»Darauf solltest du lieber verzichten«, sagte Tamaru sofort. »Den Wasserkopf habe ich zwar überzeugt, aber offen gesagt musste ich Kontakt zu den Vorreitern aufnehmen. In der Wohnung liegt nämlich etwas, das möglichst nicht den Vertretern des Gesetzes in die Hände fallen sollte. Würden sie es finden, würden sie jeden Bewohner des Hauses gründlich durchleuchten. Eventuell würde dann auch dein Freund in die Sache verwickelt werden. Und allein konnte ich das Problem nicht beseitigen. Wäre ich mitten in der Nacht mit diesem Ding durch die Gegend marschiert und einem Gesetzesvertreter aufgefallen, hätte ich mich nie herausreden können. Aber die Sekte hat die nötigen Leute und logistischen

Möglichkeiten, und außerdem sind sie mit so was vertraut. Diesen anderen Gegenstand haben sie ja auch aus dem Hotel Okura geschafft. Verstehst du, was ich meine?«

Aomame übersetzte Tamarus Code im Geiste. »Deine *Überredungskünste* haben wohl ziemlich massive Formen angenommen?«

Tamaru brummte kurz. »Ja, sehr bedauerlich, aber der Mann wusste einfach viel zu viel.«

»Wussten die Vorreiter, was der Wasserkopf in dem Mietshaus gemacht hat?«, fragte Aomame.

»Eigentlich hat er für sie gearbeitet. Aber in dem Haus hat er auf eigene Faust observiert. Zum Glück für uns hatte er seine Erkenntnisse noch nicht weitergegeben.«

»Aber mittlerweile wissen sie, was er dort gemacht hat?«

»Genau. Deshalb gehst du für eine Weile besser nicht in die Nähe. Tengo Kawanas Name und Adresse stehen bestimmt auf ihrer Checkliste. Immerhin ist er der Coautor von *Die Puppe aus Luft*. Ich nehme an, von der persönlichen Verbindung zwischen Kawana und dir wissen sie noch nichts. Doch wenn sie nach dem Grund für das suchen, was der Wasserkopf in dem Haus getrieben hat, ist es nur eine Frage der Zeit, bis sie auf Tengo Kawana kommen.«

»Aber wenn wir Glück haben, kann das eine Weile dauern. Wahrscheinlich werden sie den Tod des Wasserkopfs nicht so schnell mit Tengo in Verbindung bringen.«

»Wenn wir Glück haben«, sagte Tamaru. »Und wenn unsere Freunde nicht so gerissen sind, wie ich denke. Aber ich verlasse mich niemals auf das *Glück*. Das ist auch der Grund dafür, dass ich noch am Leben bin.«

»Also halte ich mich lieber von dem Haus fern.«

»Natürlich«, sagte Tamaru. »Unser Leben steht ständig auf Messers Schneide. Man kann nicht vorsichtig genug sein.«

»Ob der Wasserkopf wusste, dass ich mich hier versteckt halte?«

»Wenn, dann wärst du jetzt irgendwo, wo ich nicht mehr an dich herankäme.«

»Aber er war mir auf den Fersen.«

»Ja, aber ich glaube, es war irgendein Zufall, der ihn in die Nähe deines Hauses geführt hat. Anders kann ich es mir nicht erklären.«

»Deshalb hat er sich so schutzlos auf der Rutschbahn präsentiert, direkt vor meiner Nase.«

»Er hatte keine Ahnung, dass du ihn siehst. Er hat überhaupt nicht damit gerechnet. Und das wurde ihm zum Verhängnis«, sagte Tamaru. »Ich sage es doch: Das Leben eines Menschen steht ständig auf Messers Schneide.«

Ein paar Sekunden lang herrschte Stille. Es war eine schwere Stille, wie sie allein der Tod eines Menschen – jedes Menschen – hervorruft.

»Der Wasserkopf ist fort, aber die Vorreiter sind noch immer hinter mir her.«

»Da ist noch etwas, das ich nicht verstehe«, sagte Tamaru. »Am Anfang wollten diese Leute dich unbedingt schnappen, um herauszufinden, welche Organisation hinter der Ermordung des Leaders steckt. Unmöglich, dass du das alles allein ausgeheckt hattest. Es war ihnen völlig klar, dass es Hintermänner geben musste. Hätten sie dich erwischt, hätten sie dich bestimmt einem gnadenlosen Verhör unterzogen.«

»Deshalb brauchte ich die Pistole«, sagte Aomame.

»Der Wasserkopf nahm das natürlich auch an«, fuhr Tamaru fort. »Er dachte, die Sekte verfolge dich, um dich zu verhören und zu bestrafen. Doch aus irgendeinem Grund haben sich im Verlauf der Ereignisse die Umstände völlig gewandelt. Nachdem der Wasserkopf von der Bühne abgetreten ist, habe ich mit einem von denen telefoniert. Er sagte, ich solle dir bestellen, sie hätten jetzt nicht mehr die Absicht, dir irgendetwas anzutun. Natürlich könnte das eine Falle sein. Aber für mich hörte es sich ziemlich ernst gemeint an. Der Leader habe seinen Tod gewissermaßen selbst gewollt, hat mir der Mann erklärt. Es sei sozusagen eine Art Selbstmord gewesen, somit gebe es keine Notwendigkeit, dich zu bestrafen.«

»Es stimmt«, sagte Aomame mit trockener Kehle. »Der Leader wusste von Anfang an, dass ich gekommen war, um ihn zu töten. Und er wollte wirklich, dass ich ihn töte. An jenem Abend in seiner Suite im Hotel Okura.«

»Seine Leibwächter hatten dich nicht durchschaut, aber der Leader kannte deine Absichten?«

»Woher, weiß ich nicht, aber er hat alles schon vorher gewusst«, sagte Aomame. »Er hat dort *auf mich gewartet*.«

Tamaru hielt kurz inne und fuhr dann fort. »Was ist dann passiert?«

»Wir haben ein Abkommen geschlossen.«

»Davon hast du mir nichts erzählt«, sagte Tamaru steif.

»Ich hatte keine Gelegenheit dazu.«

»Dann erzähl es mir jetzt.«

»Während der Stunde, in der ich seine Muskeln gedehnt habe, hat er geredet. Er wusste auch über Tengo Bescheid. Sogar von der Verbindung zwischen uns wusste er. Woher, das ist mir ein Rätsel. Und er sagte, ich solle ihn töten. Denn er wolle so schnell wie möglich von seinen grausamen Schmerzen erlöst werden. Im Gegenzug würde er Tengos Leben retten. Also fasste ich mir ein Herz und brachte ihn um. Auch wenn ich es nicht getan hätte, wäre er ganz sicher gestorben. Aber ich muss zugeben, dass ich in Anbetracht der Abscheulichkeiten, die er begangen hatte, in Versuchung war, ihn einfach leiden zu lassen.«

»Du hast Madame nichts von diesem Tauschhandel erzählt?«

»Ich ging ins Hotel Okura, um den Leader zu töten, und diese Mission habe ich erfüllt«, sagte Aomame. »Tengo geht nur mich etwas an.«

»Gut«, sagte Tamaru halb resigniert. »Du hast deinen Auftrag zufriedenstellend erledigt. Das gebe ich zu. Und Tengo Kawana ist deine Privatsache. Allerdings wurdest du um diese Zeit herum schwanger. Das ist ein Problem, das man nicht so einfach außer Acht lassen kann.«

»Nicht ›um diese Zeit herum‹. Es war genau an dem Abend, als es das Unwetter und den Wolkenbruch in der Innenstadt gab. Just an dem Abend, an dem ich den Leader ins Jenseits befördert habe. Und, wie gesagt, ohne dass ich mit jemandem geschlafen hätte.«

Tamaru seufzte. »Das Problem ist folgendes: Ich kann nur glauben, was du sagst, oder eben nicht. Eins von beidem. Ich habe dich immer für einen ziemlich vertrauenswürdigen Menschen gehalten, und diese Einstellung möchte ich beibehalten. Aber ich sehe einfach nicht, wie das passiert sein soll. Ich bin ein Mensch, der hauptsächlich deduktiv denkt.«

Aomame schwieg.

»Könnte zwischen der Ermordung des Leaders und deiner rätselhaften Empfängnis eine ursächliche Beziehung bestehen?«

»Darüber kann ich nichts sagen.«

»Könnte es nicht vielleicht sein, dass es das Kind des Leaders ist? Wäre es möglich, dass er dich damals irgendwie geschwängert hat – wie, weiß ich nicht? Dann würde ich verstehen, dass die Vorreiter dich unbedingt in ihre Hände bekommen wollen. Sie brauchen einen Nachfolger.«

Aomames Hand verkrampfte sich um den Hörer, und sie schüttelte den Kopf. »Das ist ausgeschlossen. Es ist Tengos Kind. Ich weiß es.«

»Auch das kann ich dir nur glauben oder nicht.«

»Ich habe momentan selbst keine Erklärung dafür.«

Tamaru seufzte abermals. »Also gut. Nehmen wir vorläufig einmal an, es ist Tengo Kawanas Kind. Du weißt es ganz sicher. Aber ich kann einfach die Logik hinter der Sache nicht erkennen. Am Anfang wollen sie dich schnappen und schwer bestrafen. Doch irgendwann passiert etwas oder klärt sich. Und auf einmal *brauchen* sie dich. Sie garantieren für deine Sicherheit und sagen, sie hätten dir ein Angebot zu machen. Und darüber möchten sie ziemlich bald persönlich mit dir reden. Worum zum Teufel geht es da?«

»Nicht ich bin es, die sie brauchen«, sagte Aomame. »Sie brauchen das Kind in meinem Bauch. Sie haben erfahren, dass ich schwanger bin.«

»Hoho«, rief irgendwo einer der Little People.

»Das geht mir ein bisschen zu schnell«, sagte Tamaru und gab sein kehliges Brummen von sich. »Ich sehe noch immer nicht den Zusammenhang.«

Das liegt an den beiden Monden, dachte Aomame, sie reißen alles aus dem Zusammenhang. Aber sie sagte es nicht.

»Hoho«, riefen die übrigen sechs Little People im Chor.

»Sie brauchen jemanden, der *die Stimmen hört*, meinte der Typ, mit dem ich telefoniert habe«, sagte Tamaru. »Wenn sie die Stimmen verlieren, löst sich ihre Gemeinschaft auf. Was es konkret bedeutet, diese Stimmen zu hören, weiß ich nicht, aber so hat er es gesagt. Heißt das, das Kind in deinem Bauch könnte zu einer Person werden, die ›die Stimmen hört‹?«

Aomame legte sacht die Hand auf ihren Unterleib. Mother und Daughter, dachte sie, sprach es aber nicht aus. Sie wollte nicht, dass die Monde es hörten.

»Ich weiß es nicht«, sagte sie nachdenklich. »Aber ich kann mir nicht vorstellen, wozu sie mich sonst brauchen sollten.«

»Aber aus welchem Grund sollte ein Kind von Tengo Kawana und dir über diese besondere Gabe verfügen?«

»Ich weiß nicht«, sagte Aomame.

Ihr kam der Gedanke, dass der Leader ihr vielleicht im Austausch für sein Leben seinen Nachfolger anvertraut hatte. Vielleicht hatte er an jenem Unwetterabend den Schaltkreis an einer Stelle geöffnet, an der verschiedene Welten sich kreuzten, und hatte Tengo und sie auf diese Weise eins werden lassen.

»Ganz gleich, von wem das Kind ist und mit welchen Eigenschaften es auf die Welt kommt, du hast nicht die Absicht, mit der Sekte zu verhandeln. Sehe ich das richtig? Egal, was sie dir dafür anbieten. Auch wenn sie freiwillig alle Rätsel für dich lösen.«

»Unter gar keinen Umständen«, sagte Aomame.

»Trotzdem werden sie mit aller Macht versuchen, *es* in ihre Hände zu bekommen. Ohne Rücksicht auf Verluste«, sagte Tamaru. »Und du hast einen Schwachpunkt: Tengo Kawana. Vielleicht ist es sogar dein einziger Schwachpunkt, aber dafür ist es ein großer. Wenn sie davon erfahren, werden sie sich auf ihn stürzen.«

Tamaru hatte recht. Tengo Kawana war ein tödlicher Schwachpunkt, denn für Aomame war er der Sinn ihres Lebens.

»Es ist zu gefährlich für dich, noch länger dortzubleiben. Wir müssen dich an einen sichereren Ort bringen, bevor unsere Freunde von dir und Kawana erfahren.«

»Im Augenblick gibt es *auf dieser Welt* keinen sicheren Ort«, sagte Aomame.

Tamaru überlegte. »Bitte sag mir, was du vorhast.«

»Ich muss zuerst Tengo sehen. Bis dahin kann ich nicht weg, auch wenn es hier noch so gefährlich ist.«

»Was machst du, wenn du ihn siehst?«

»Ich weiß genau, was ich tun muss.«

Tamaru schwieg kurz. »Ohne den Schatten eines Zweifels?«

»Ich weiß nicht, ob es gelingt. Aber ich weiß genau, was ich zu tun habe. Ohne den Schatten eines Zweifels.«

»Aber du willst mir nicht sagen, was du vorhast?«

»Tut mir leid, aber ich kann nicht. Das gilt nicht nur für dich. Ich kann es niemandem sagen. Denn wenn ich es ausspreche, weiß es in derselben Sekunde die ganze Welt.«

Die Monde lauschten. Die Little People lauschten. Die Wohnung lauschte. Nichts durfte aus ihrem Inneren nach außen dringen. Sie musste ihr Herz zu einer Festung machen.

Auf der anderen Seite der Leitung klopfte Tamaru mit dem Kugelschreiberkopf auf seinen Schreibtisch. Aomame hörte das regelmäßige, trockene Klacken. Ein einsames Geräusch ohne Widerhall.

»Gut. Ich werde versuchen, Kontakt zu Tengo Kawana aufzunehmen. Allerdings muss ich vorher die Zustimmung von Madame einholen. Mein Auftrag lautete, dich möglichst schnell woanders hinzubringen. Aber du sagst, du kannst unter keinen Umständen weg, bevor du Tengo Kawana getroffen hast. Es wird nicht einfach sein, ihr die Gründe dafür zu erklären. Das kannst du dir ja denken.«

»Es ist schwierig, etwas Unlogisches logisch zu erklären.«

»Ja. Ungefähr so schwierig, wie in einer Austernbar in Roppongi eine echte Perle zu finden. Aber ich werde mir Mühe geben.«

»Danke.«

»Für mich ist das, was du behauptest, bar jeder Vernunft. Ich kann keine logische Verbindung zwischen Ursache und Wirkung erkennen. Aber je länger wir reden, desto mehr habe ich das Gefühl, dass ich akzeptiere, was du sagst. Wie kommt das nur?«

Aomame schwieg.

»Madame vertraut dir bedingungslos«, sagte Tamaru. »Und da du dir so sicher bist, wird auch sie keinen Grund dafür sehen, dass du dich nicht mit Tengo Kawana treffen solltest. Offenbar seid ihr ja untrennbar verbunden.«

»Mehr als alles auf der Welt«, sagte Aomame.

Mehr als alles auf jeder Welt, berichtigte sie sich in Gedanken.

»Wenn ich sage, das sei zu gefährlich, und mich weigere, Tengo Kawana zu kontaktieren, wirst du dich wahrscheinlich auf den Weg zu diesem Mietshaus machen, um ihn zu sehen, oder?«

»Klar«, sagte Aomame.

»Und niemand kann das verhindern.«

»Es wäre zwecklos.«

Tamaru machte eine Pause. »Welche Botschaft soll ich Tengo Kawana also überbringen?«

»Ich möchte, dass er nach Einbruch der Dunkelheit auf die Rutschbahn kommt. Egal wann, es muss nur dunkel sein.«

»In Ordnung. Ich richte es ihm aus. *Nach Einbruch der Dunkelheit auf der Rutschbahn.*«

»Und noch etwas: Er soll alles, was er nicht zurücklassen will, mitbringen. Sag ihm das. Dennoch muss er beide Hände frei haben.«

»Wie weit muss er seine Habseligkeiten denn tragen?«

»Weit«, sagte Aomame.

»Wie weit?«

»Das weiß ich nicht«, sagte Aomame.

»Also gut. Sobald ich die Erlaubnis von Madame habe, überbringe ich Tengo Kawana deine Nachricht. Und ich werde, so gut ich kann, für deine Sicherheit sorgen. Auf meine Weise. Aber du weißt, es bleibt gefährlich. Unsere Sektenfreunde scheinen ziemlich verzweifelt zu sein. Letztendlich kannst nur du selbst dich schützen.«

»Das ist mir klar«, sagte Aomame ruhig. Ihre Hand ruhte noch immer auf ihrem Unterleib. Es geht nicht nur um *mich*, dachte sie.

Nachdem sie aufgelegt hatten, ließ Aomame sich auf das Sofa fallen. Sie schloss die Augen und dachte an Tengo. An etwas anderes konnte sie nicht mehr denken. Ihre Brust schmerzte, aber es war ein angenehmer Schmerz, den sie für immer hätte ertragen können. Tengo lebte wirklich *ganz in ihrer Nähe*. Zu Fuß nicht einmal zehn Minuten entfernt. Allein dieser Gedanke

erwärmte sie bis in ihr Innerstes. Er war unverheiratet und unterrichtete Mathematik an einer Yobiko. Er wohnte in einer bescheidenen, aber aufgeräumten Wohnung, kochte, bügelte und schrieb an einem Roman. Aomame beneidete Tamaru. Wie gern wäre sie selbst in Tengos Wohnung eingebrochen! Hätte sich umgeschaut, als er nicht da war. In der verlassenen Stille jeden einzelnen Gegenstand berührt. Die Spitzen der Bleistifte, die er verwendete, geprüft, seinen Kaffeebecher in die Hand genommen und den Geruch seiner Kleidung eingeatmet. Wie gern hätte sie, bevor sie ihm wirklich begegnete, diese Phase durchlaufen.

Aomame hatte keine Ahnung, was sie sagen sollte, wenn sie plötzlich und ohne diesen Übergang mit ihm allein wäre. Allein bei der Vorstellung beschleunigte sich ihre Atmung, und sie fühlte sich ganz benommen im Kopf. Sie hatte ihm so viel zu sagen. Zugleich ahnte sie, dass es im entscheidenden Moment gar nicht nötig sein würde, etwas zu sagen. Wahrscheinlich würde das, was sie sagen wollte, seinen Sinn verlieren, sobald sie es in Worte fasste.

Jedenfalls konnte Aomame momentan nicht mehr tun als warten. Die Augen aufhalten und warten. Damit sie, sobald sie Tengo sah, sofort hinauslaufen konnte und nicht noch einmal zurückkommen musste, packte sie alles, was sie brauchte, in ihre große schwarze Umhängetasche. Viel war es nicht. Das Bündel Geldscheine, Kleidung zum Wechseln, die geladene Heckler & Koch. Das war alles. Die Tasche legte sie griffbereit. Sie nahm ihr Kostüm von Junko Shimada aus dem Schrank und hängte es, nachdem sie sich vergewissert hatte, dass es nicht zerknittert war, an die Wand im Wohnzimmer. Auch ihre weiße Bluse, eine Strumpfhose und die hohen Schuhe von Charles Jourdan legte sie sich zurecht. Und den beigen Frühjahrsmantel. Die gleiche Garderobe hatte sie getragen, als sie die Treppe von der Stadtautobahn Nr. 3 zum ersten Mal hinuntergestiegen war. Der Mantel war für einen Dezemberabend etwas zu dünn, aber eine andere Wahl hatte sie nicht.

Nachdem sie ihre Vorbereitungen getroffen hatte, ließ sie sich in den Gartenstuhl auf dem Balkon fallen und schaute durch den Spalt in den Sichtblenden auf die Rutschbahn im Park. Sonntagnacht war Tengos Vater

gestorben. Soweit sie wusste, mussten nach dem Tod eines Menschen mindestens vierundzwanzig Stunden vergehen, bevor man ihn einäschern durfte. Es gab wohl so ein Gesetz. Sie rechnete nach. Die Verbrennung konnte nicht vor Dienstag stattfinden. Heute war Dienstag. Wenn sie heute stattfand, würde Tengo frühestens am Abend zurück sein. Erst dann konnte Tamaru ihm ihre Botschaft überbringen. Unmöglich, dass Tengo früher in den Park kam. Außerdem war es noch hell.

Kurz vor seinem Tod hat der Leader dafür gesorgt, dass *das Kleine* sich in meiner Gebärmutter einnistet. Vermute ich. Oder sagt mir meine Intuition. Aber heißt das nicht auch, dass ich vom Willen eines Toten manipuliert werde und auf ein von ihm vorgegebenes Ziel zusteuere?

Aomame runzelte die Stirn. Sie gelangte einfach zu keinem Schluss. Tamaru nahm an, dass sie nach dem Plan des Leaders ein Geschöpf empfangen hatte, das imstande war, »die Stimmen zu hören«. Vielleicht diente sie als »Puppe aus Luft«. Aber warum hatte er ausgerechnet sie dazu ausersehen? Und warum Tengo Kawana? Es gab so vieles, das sie sich nicht erklären konnte.

Eine Menge Dinge haben sich in meinem Umfeld ereignet, deren Zusammenhang ich nicht verstehe. Ich begreife nicht, welches Prinzip ihnen zugrunde liegt oder in welche Richtung sie sich entwickeln. Jedenfalls bin ich in sie verstrickt. Aber *jetzt reicht es*, dachte Aomame entschlossen.

Sie schürzte die Lippen, und die Falten auf ihrer Stirn vertieften sich.

Von nun an wird alles anders. Ich werde mich von keinem fremden Willen mehr leiten lassen. Für mich gibt es nur noch ein Prinzip: Ich tue, was ich für richtig halte. Und ich beschütze *das Kleine*, koste es, was es wolle. Dafür werde ich mit aller Kraft kämpfen. Es ist mein Leben und mein Kind, auch wenn jemand mit seiner Geburt einen bestimmten Zweck verfolgt. Tengos und mein Kind. Ich werde es nie jemand anderem überlassen. Von nun an bestimme ich, was gut ist oder schlecht und wo es langgeht. Das sollten sich die, wer auch immer sie sind, gut merken.

Am nächsten Tag, es war Mittwoch, klingelte um zwei Uhr nachmittags das Telefon.

»Ich habe deine Nachricht überbracht«, sagte Tamaru, wie üblich ohne Einleitung. »Heute Morgen. Er ist jetzt in seiner Wohnung und kommt heute Abend Punkt sieben auf die Rutschbahn.«

»Weiß er noch, wer ich bin?«

»Natürlich. Anscheinend sucht er dich auch schon seit einiger Zeit.«

Wie der Leader gesagt hat. Tengo hat mich gesucht. Mehr brauche ich nicht zu wissen. Aomames Herz füllte sich mit überschäumender Freude. Keine anderen Worte auf der ganzen Welt waren jetzt noch von Bedeutung für sie.

»Er bringt seine wichtigsten Sachen mit. Wie du es gesagt hast. Wenn du mich fragst, gehört dazu auch das Manuskript des Romans, an dem er schreibt.«

»Bestimmt«, sagte Aomame.

»Ich habe mir die Gegend um sein Haus noch mal angeschaut. Ist sauber, soweit ich gesehen habe. Zumindest lungern keine verdächtigen Gestalten in der Nähe herum. Die Wohnung des Wasserkopfs ist auch geräumt. Es war alles ruhig, aber auch nicht zu ruhig. Anscheinend haben unsere Freunde ihn nachts und in aller Stille beseitigt und sind verschwunden. Es war ihnen bestimmt zu unsicher, ihn allzu lange dort liegenzulassen. Ich habe mich gründlich, wie es meine Art ist, umgeschaut und bestimmt nichts übersehen.«

»Da bin ich froh.«

»Das gilt zumindest für den *Moment*. Die Umstände können sich ständig ändern. Nicht einmal ich bin vollkommen. Vielleicht habe ich ja doch etwas übersehen. Und es ist nicht ausgeschlossen, dass die anderen mir eine Nasenlänge voraus sind.«

»Deshalb kann ich mich am Ende nur selbst schützen.«

»Wie gesagt.«

»Vielen Dank für alles. Ich stehe tief in deiner Schuld.«

»Ich weiß nicht, was du jetzt vorhast und wo du hinwillst«, sagte Tamaru. »Aber wenn du fortgehst und wir uns nicht wiedersehen, werde ich dich vermissen. Du bist eine ungewöhnliche Persönlichkeit, und das ist noch untertrieben. Menschen wie dir begegnet man nicht oft.«

Aomame lächelte ins Telefon. »Das ist genau der Eindruck, den ich bei dir hinterlassen wollte.«

»Madame braucht dich. Nicht nur wegen deiner Fähigkeiten, sondern auch als Mensch. Sie ist tief betrübt, dass du sie auf diese Weise verlässt. Sie kann nicht ans Telefon kommen. Bitte versteh das.«

»Ich verstehe das sehr gut«, sagte Aomame. »Mir würde es auch schwerfallen, jetzt mit ihr zu sprechen.«

»Du sagst, du gehst weit fort.«

»Diese Entfernung lässt sich nicht in Zahlen messen.«

»Wie die Entfernung, die die Herzen der Menschen trennt.«

Aomame schloss die Augen und seufzte tief. Sie war den Tränen nah, doch es gelang ihr, sie zu unterdrücken.

»Ich bete, dass alles gutgeht«, sagte Tamaru mit ruhiger Stimme.

»Tut mir leid, aber die Heckler & Koch kann ich dir wahrscheinlich nicht zurückgeben«, sagte Aomame.

»Macht nichts. Betrachte sie als ein persönliches Geschenk. Wenn sie dir zu heiß wird, kannst du sie einfach in die Bucht von Tokio werfen. So kommen wir der globalen Abrüstung einen Schritt näher.«

»Vielleicht werde ich sie am Ende nie abfeuern. Und das Tschechowsche Gesetz brechen.«

»Macht auch nichts. Es geht nichts über eine Pistole, die nicht abgefeuert wird. Das 20. Jahrhundert neigt sich dem Ende entgegen, und seit Tschechows Zeiten hat sich eine Menge verändert. Keine Pferdekutschen mehr und keine Damen in Korsetts. Die Welt hat den Nationalsozialismus, die Atombombe und die Neue Musik überstanden. Auch die Literatur hat sich ziemlich gewandelt. Mach dir keine Gedanken«, sagte Tamaru. »Aber eine Frage hätte ich noch. Du triffst dich also heute Abend um sieben mit Tengo Kawana auf der Rutschbahn.«

»Wenn alles gutgeht«, sagte Aomame.

»Und was macht ihr dann dort?«

»Wir schauen uns den Mond an.«

»Das ist sehr romantisch«, sagte Tamaru beeindruckt.

Kapitel 27

Tengo

Diese Welt allein genügt nicht

Am Mittwochmorgen riss das Telefon Tengo aus dem Schlaf. Er hatte bis zum Morgengrauen nicht einschlafen können und noch einiges von dem Whiskey im Blut, den er deshalb getrunken hatte. Er stand auf und bemerkte erstaunt, dass es schon helllichter Tag war.

»Tengo Kawana?«, sagte ein Mann. Tengo konnte sich nicht erinnern, die Stimme schon einmal gehört zu haben.

»Am Apparat«, sagte er. Aus dem ruhigen und dienstlichen Ton schloss er, dass es sich um weitere Formalitäten im Zusammenhang mit dem Tod seines Vaters handeln musste. Aber sein Wecker stand erst auf kurz vor acht. Keine Zeit, zu der eine Behörde oder ein Bestattungsunternehmen anrufen würde.

»Entschuldigen Sie, dass ich Sie so früh schon störe, aber es ist dringend.«

Eine dringende Angelegenheit. »Worum geht es?« Er fühlte sich noch benommen.

»Erinnern Sie sich an den Namen Aomame?«, fragte der andere.

Aomame? Restalkohol und jede Schläfrigkeit waren wie weggeblasen. Der Szenenwechsel, der sich in seinem Bewusstsein abspielte, war dramatisch und grundlegend. Tengo fasste den Hörer fester.

»Ja, natürlich«, antwortete er.

»Ist ja auch ein sehr seltener Name.«

»Wir waren auf der Grundschule in einer Klasse«, brachte Tengo mühsam hervor.

Der Mann machte eine Pause. »Herr Kawana, hätten Sie Interesse daran, hier und jetzt kurz über Fräulein Aomame zu sprechen?«

Tengo fand, dass der Mann sich ziemlich sonderbar ausdrückte, irgendwie markant, als würde er aus der Übersetzung eines Avantgarde-Stücks zitieren.

»Sollten Sie kein Interesse haben, verschwenden wir unsere Zeit. In dem Fall werde ich sofort auflegen.«

»Ich habe Interesse«, sagte Tengo hastig. »Aber darf ich fragen, in welcher Funktion Sie mich anrufen?«

»Ich habe eine Nachricht von Fräulein Aomame«, sagte der Mann, ohne auf die Frage einzugehen. »Sie möchte sich mit Ihnen treffen. Wie sieht es bei Ihnen aus, Herr Kawana? Würden Sie sich ebenfalls gern mit ihr treffen?«

»Ja, natürlich!« Tengo musste sich räuspern. »Ich wünsche mir schon sehr lange, sie wiederzusehen.«

»Gut. Sie will Sie sehen. Und Sie wollen sie also auch sehen.«

Tengo merkte plötzlich, wie ausgekühlt seine Wohnung war. Er griff nach einer Jacke, die in der Nähe hing, und hängte sie sich um die Schultern.

»Und was soll ich jetzt tun?«, fragte Tengo.

»Können Sie nach Einbruch der Dunkelheit zur Rutschbahn kommen?«, entgegnete Tamaru.

»Zur Rutschbahn?«, fragte Tengo. Wovon redete der Mann?

»Angeblich wissen Sie Bescheid. Sie möchte, dass Sie zur Rutschbahn kommen. Ich richte nur aus, was Fräulein Aomame gesagt hat.«

Ohne es zu merken, fuhr Tengo sich durch die vom Schlaf zerzausten Haare. Die Rutschbahn. Von dort habe ich mir die beiden Monde angesehen. Natürlich, sie meint *die* Rutschbahn.

»Ich glaube, ich weiß«, sagte er heiser.

»Gut. Dann weiter: Falls es etwas Wichtiges gibt, das Sie bei sich haben möchten, sollen Sie es mitnehmen. Weil Sie nämlich weit fortgehen.«

»Etwas Wichtiges, das ich bei mir haben möchte?«, fragte Tengo erstaunt.

»Eben etwas, das Sie nicht zurücklassen wollen.«

Tengo überlegte. »Ich verstehe Sie nicht genau. Bedeutet ›weit fortgehen‹, dass ich nicht mehr hierher zurückkommen werde?«

»So weit bin ich nicht informiert«, sagte der andere. »Wie gesagt, ich richte nur aus, was sie gesagt hat.«

Tengo überlegte, während er sich mit den Fingern durch die Haare fuhr. Fortgehen? »Ich nehme wahrscheinlich einen größeren Stapel Papiere mit.«

»Kein Problem«, sagte der Mann. »Was Sie mitnehmen, steht Ihnen frei. Allerdings sollte Ihr Gepäck es Ihnen ermöglichen, beide Hände frei zu haben.«

»Beide Hände frei zu haben«, wiederholte Tengo. »Das heißt, ein Koffer kommt nicht in Frage?«

»Ich glaube nicht.«

Es war schwierig, aus der Stimme des Mannes auf sein Alter, sein Aussehen und seine Statur zu schließen. Ihr fehlte jedes konkrete Merkmal. Wahrscheinlich würde er sich nicht mehr an sie erinnern, sobald sie aufgelegt hatten. Jede Eigenheit und jedes Gefühl waren sorgfältig daraus verbannt.

»Das war alles, was ich Ihnen zu bestellen hatte«, sagte der Mann.

»Geht es Fräulein Aomame gut?«, fragte Tengo.

»Körperlich geht es ihr hervorragend«, erwiderte der andere vorsichtig. »Aber sie befindet sich gegenwärtig in einer etwas angespannten Situation. Sie muss bei jedem Schritt auf der Hut sein. Ein Fehltritt, und alles ist aus.«

»Alles ist aus«, wiederholte Tengo mechanisch.

»Sie sollten nicht zu spät kommen«, sagte der Mann. »Die Zeit ist ein wichtiger Faktor.«

Die Zeit ist ein wichtiger Faktor, wiederholte Tengo im Geiste. Was war nur mit der Wortwahl des Mannes? Oder war er selbst einfach nur zu nervös?

»Ich komme heute Abend um sieben Uhr zur Rutschbahn«, sagte Tengo. »Sollte aus irgendeinem Grund etwas dazwischenkommen, bin ich morgen um die gleiche Zeit wieder dort.«

»Klingt gut. Sie wissen also, um welche Rutschbahn es geht.«

»Ich glaube schon.«

Tengo sah auf die Uhr. Er hatte noch elf Stunden Zeit.

»Übrigens habe ich gehört, dass letzten Sonntag Ihr Herr Vater gestorben ist. Mein herzlichstes Beileid«, sagte der Mann.

Während Tengo sich automatisch bedankte, fragte er sich, woher der Mann das wusste.

»Könnten Sie mir noch ein bisschen mehr über Fräulein Aomame berichten?«, fragte Tengo. »Wo sie ist, was sie macht und so weiter?«

»Sie ist nicht verheiratet und war in einem Sportstudio in Hiroo beschäftigt. Sie ist eine hochqualifizierte Trainerin, aber aus gewissen Gründen muss sie im Moment aussetzen. Neuerdings wohnt sie zufällig ganz in Ihrer Nähe. Alles Weitere sollten Sie sie lieber persönlich fragen.«

»Auch was das für eine ›angespannte Situation‹ ist, in der sie sich gegenwärtig befindet?«

Darauf gab der Mann keine Antwort. Offenbar antwortete er nur, wenn er wollte. Wenn er nicht wollte, überging er die Frage einfach, als sei das die normalste Sache der Welt. Aus irgendeinem Grund schien Tengo solche Menschen anzuziehen.

»Also, heute Abend um sieben auf der Rutschbahn«, sagte der Mann.

»Bitte warten Sie«, sagte Tengo hastig. »Ich habe noch eine Frage. Jemand hat mich gewarnt, ich würde beobachtet und solle auf der Hut sein. Entschuldigen Sie, aber haben Sie mich vielleicht beschattet?«

»Nein«, antwortete der Mann sofort. »Der, der Sie beobachtet hat, war ein anderer. Aber Sie können nicht vorsichtig genug sein. Sie sollten die Warnung beherzigen.«

»Besteht irgendein Zusammenhang zwischen dem Umstand, dass ich beobachtet werde, und Fräulein Aomames besonderer Situation?«

»Etwas angespannter Situation«, berichtigte ihn der Mann. »Ja, ich glaube, es gibt einen Zusammenhang. Irgendwo.«

»Besteht Gefahr?«

Die Antwort ließ auf sich warten und kam so bedächtig, als würde der Mann verschiedenartige Bohnen sortieren, die durcheinandergeraten waren. »Wenn Sie die Möglichkeit, Fräulein Aomame nicht wiederzusehen, als Gefahr für sich bezeichnen würden, ja.«

Wie er es gewohnt war, formulierte Tengo die etwas umschweifige Ausdrucksweise des anderen in Gedanken um, um ihn besser zu verstehen.

Obwohl er die Hintergründe nicht kannte, verspürte er eine Atmosphäre von Dringlichkeit.

»Wenn wir Pech haben, sehen wir uns also vielleicht nie wieder.«

»Genau.«

»Gut. Ich werde also auf der Hut sein.«

»Entschuldigen Sie nochmals die frühe Störung. Sicher habe ich Sie geweckt.«

Damit legte der Mann unvermittelt auf. Tengo starrte einen Moment lang auf den schwarzen Hörer in seiner Hand. Wie er es erwartet hatte, konnte er sich schon jetzt kaum mehr an die Stimme des Mannes erinnern. Tengo schaute wieder auf die Uhr. Zehn nach acht. Wie sollte er nur die Zeit bis sieben Uhr abends herumbringen?

Er begann damit, dass er eine Dusche nahm und sich den Kopf wusch, um sein widerspenstiges Haar wenigstens einigermaßen in Form zu bringen. Danach rasierte er sich vor dem Spiegel. Putzte sich gründlich die Zähne und reinigte sie sogar mit Zahnseide. Er trank Tomatensaft aus dem Kühlschrank, erhitzte Wasser im Kessel, mahlte Kaffeebohnen, setzte Kaffee auf und toastete eine Scheibe Brot. Er stellte den Timer ein und kochte sich ein weiches Ei. Er konzentrierte sich auf jeden Handgriff und nahm sich bei allem mehr Zeit als sonst. Dennoch war es nun erst halb zehn.

HEUTE ABEND TREFFE ICH MICH MIT AOMAME AN DER RUTSCHBAHN.

Bei diesem Gedanken wurde ihm schwindlig, und alles begann sich zu drehen, sodass seine Arme, seine Beine und sein Kopf in verschiedene Himmelsrichtungen zu streben schienen. Er war außerstande, seine Aufmerksamkeit über längere Zeit auf einen Gegenstand zu lenken, und konnte sich, ganz gleich, was er anfing, auf nichts konzentrieren. Er konnte nicht lesen und natürlich auch nicht schreiben. Er konnte nicht an einem Platz sitzen bleiben. Immerhin schaffte er es, das Geschirr abzuspülen, die Wäsche zu waschen, die Schubladen der Kommode aufzuräumen und sein Bett zu machen. Dennoch schaute er bei allem, was er tat, alle fünf Minuten auf die Wanduhr. Je öfter er an die Zeit dachte, desto langsamer schien sie zu vergehen.

Tengo wetzte über dem Spülbecken sein Küchenbeil, das eigentlich scharf genug war. Sie weiß, dass ich ein paarmal auf der Rutschbahn in dem Park gesessen habe. Bestimmt hat sie gesehen, wie ich allein dort oben saß und in den Himmel schaute. Anders kann ich es mir nicht denken. Er stellte sich vor, wie er im Licht der Quecksilberlaterne auf der Rutschbahn saß. Er hatte damals nicht im Geringsten das Gefühl gehabt, beobachtet zu werden. Von wo aus konnte sie ihn gesehen haben?

Egal, dachte Tengo. Das tut nichts zur Sache. Jedenfalls hat sie mich erkannt. Dieser Gedanke erfüllte ihn mit großer Freude. Genau wie ich seit damals immer an sie gedacht habe, hat sie die ganze Zeit auch an mich gedacht. Tengo konnte es kaum glauben. Dass auf dieser Welt, diesem sich ständig wandelnden Labyrinth, zwei Menschen – ein Junge und ein Mädchen – so unverbrüchlich miteinander verbunden geblieben waren, obwohl sie sich zwanzig Jahre lang nicht gesehen hatten.

Aber warum hat Aomame mich nicht gerufen? Das wäre doch viel einfacher gewesen. Und woher weiß sie, dass ich hier wohne? Wie haben sie oder dieser Mann meine Telefonnummer erfahren? Ich stehe ja nicht mal im Telefonbuch. Und über die Auskunft bekommt man sie auch nicht.

Es blieben eine Menge Fragen und Rätsel. Und die Fäden der Geschichte waren so verworren, dass er nicht durchschaute, welcher Faden mit welchem verbunden war und welche ursächlichen Verquickungen zwischen ihnen bestanden. Es gab einfach zu viele Fragen und zu wenig Antworten – diesen Eindruck hatte er schon, seit Fukaeri aufgetaucht war. Aber er hatte auch die vage Ahnung, dass dieses Verwirrspiel langsam seinem Ende entgegenging.

Jedenfalls werden sich heute Abend um sieben zumindest einige Fragen klären, dachte er. Wir treffen uns an der Rutschbahn. Nicht als hilflose zehnjährige Kinder, sondern als freie, unabhängige Erwachsene. Als Mathematiklehrer und Trainerin. Worüber werden wir sprechen? Ich weiß es nicht. Aber reden werden wir. Wir haben Lücken zu füllen und einander viel zu erzählen. Und dann werden wir, um es mit den seltsamen Worten des Mannes am Telefon auszudrücken, *weit fortgehen*. Deshalb muss ich alles

Wichtige, das ich nicht zurücklassen will, einsammeln und so einpacken, dass ich *die Hände frei habe*.

Es tat ihm nicht besonders leid, fortzugehen. Sieben Jahre lang hatte er hier gelebt und in dieser Zeit dreimal pro Woche an der Yobiko unterrichtet. Dennoch hatte er nie das Gefühl gehabt, hier zu Hause zu sein. Es war nicht mehr als ein vorübergehender Aufenthalt gewesen, wie auf einer im Strom schwimmenden Insel. Selbst seine ältere Freundin, mit der er sich einmal in der Woche heimlich getroffen hatte, war nicht mehr da. Und auch Fukaeri, die eine Weile bei ihm gewohnt hatte, war gegangen. Tengo hatte keine Ahnung, wo die beiden waren und was sie taten. Jedenfalls waren sie still und leise aus seinem Leben verschwunden. Auch seine Stelle an der Schule konnte sehr gut von jemand anderem ausgefüllt werden. Die Welt würde sich auch ohne Tengo weiterdrehen. Es hielt ihn nichts, und wenn Aomame mit ihm fortgehen wollte, konnte er sich ihr ohne Vorbehalte anschließen.

Was war ihm so wichtig, dass er es nicht zurücklassen wollte? Er besaß 50 000 Yen in bar und eine Bankkarte aus Plastik. Das war in etwa sein ganzes Vermögen. Auf seinem Konto befand sich fast eine Million Yen. Ach ja, außerdem hatte er noch das Geld, das Komatsu ihm als Beteiligung für *Die Puppe aus Luft* überwiesen hatte. Eigentlich hatte er es ihm zurückschicken wollen, war aber nie dazu gekommen. Dann war da noch ein Ausdruck von dem Roman, den er angefangen hatte. Ihn wollte er auf keinen Fall zurücklassen. Er war nicht von Wert für die Allgemeinheit, aber sehr wichtig für Tengo. Er schob das Manuskript in einen Umschlag und packte ihn in die steife dunkelbraune Umhängetasche aus Nylon, die er immer mit zur Schule nahm. Mittlerweile war sie ziemlich schwer. Die Diskette steckte er separat in eine Tasche seiner Lederjacke. Das Textverarbeitungsgerät konnte er nicht mitnehmen und entschied sich stattdessen für ein Heft und einen Füller. Sonst noch etwas?

Der Umschlag, den ihm der Anwalt in Chikura übergeben hatte, fiel ihm ein. Darin befanden sich das Sparbuch, das sein Vater ihm hinterlassen hatte, eine beglaubigte Kopie seines Familienbuchs und das geheimnisvolle (mutmaßliche) Familienfoto. Vielleicht sollte er diese Dinge lieber mitnehmen. Seine Zeugnisse aus der Grundschule und die

Belobigungsurkunde von NHK ließ er natürlich zurück. Er beschloss, auch keine Kleidung und kein Waschzeug mitzunehmen. Sie hatten keinen Platz mehr in seiner Mappe. Außerdem konnte man solche Dinge jederzeit kaufen.

Als alles eingepackt war, hatte er vorläufig nichts mehr zu tun. Es gab weder Geschirr zu spülen noch Hemden zu bügeln. Noch einmal sah er auf die Uhr. Halb elf. Er dachte daran, den Freund anzurufen, der ihn an der Schule vertrat, aber dann fiel ihm ein, dass dieser immer so schlecht gelaunt war, wenn man ihn am Vormittag anrief.

Tengo legte sich angezogen aufs Bett und ließ sich allerlei durch den Kopf gehen. Als er Aomame das letzte Mal gesehen hatte, waren sie beide zehn Jahre alt gewesen. Inzwischen waren sie dreißig und hatten alle möglichen Erfahrungen gemacht, angenehme wie weniger angenehme (vermutlich überwiegend letztere). Ihr Aussehen, ihre Persönlichkeit und ihre Lebensumstände hatten sich entsprechend verändert. Sie waren keine Kinder mehr. War diese Aomame wirklich die Aomame, nach der er sich sehnte? Und war er wirklich der Tengo, den sie all die Jahre gesucht hatte? Tengo stellte sich vor, wie sie sich am Abend auf der Rutschbahn treffen, einander ins Gesicht sehen und enttäuscht sein würden. Vielleicht würden sie sich nicht das Geringste zu sagen haben. Das war durchaus möglich. Es war sogar wahrscheinlich.

Vielleicht sollten wir uns lieber gar nicht treffen?, fragte Tengo die Zimmerdecke. Wäre es nicht besser, sich für immer nach dem anderen zu sehnen, ohne sich zu begegnen? Für immer mit der Hoffnung zu leben? Denn die Hoffnung war eine kleine, aber bedeutende Wärmequelle, die den Körper bis ins Innerste zu erwärmen vermochte. Eine kleine Flamme, die man, wenn man sie mit den hohlen Händen umschloss, vor dem Wind schützen konnte. Doch der scharfe Wind der Realität konnte sie leicht ausblasen.

Zwischen diesen beiden Empfindungen hin- und hergerissen, starrte Tengo etwa eine Stunde lang die Decke über seinem Bett an. Er kannte keinen größeren Wunsch, als Aomame zu sehen. Zugleich war seine Furcht davor fast unerträglich. Der Gedanke an das steife, unbehagliche Schweigen und die kalte Enttäuschung, die womöglich daraus folgen würden, ließ ihn

fast verzagen. Ihm war wirklich, als würde er entzweigerissen. Tengo war größer und kräftiger als die meisten Menschen, aber er wusste um die verborgenen Schwächen, die die Kehrseite dieser Kraft bildeten. Und doch musste er Aomame sehen. Zwanzig Jahre lang hatte er sich so sehr danach gesehnt. Ganz gleich, wie groß die Enttäuschung war, die aus ihrer Begegnung entstehen mochte, er konnte sich nicht einfach umdrehen und weglaufen.

Auch an die Decke zu starren ermüdet, und Tengo schlief auf dem Rücken liegend ein. Vierzig bis fünfundvierzig Minuten lang schlief er tief und traumlos, was ihn nach seinen anstrengenden Grübeleien sehr erquickte. In den letzten Tagen hatte er nur wenig und unregelmäßig geschlafen. Bevor es dunkel wurde, musste er die in ihm angestaute Müdigkeit loswerden, damit er mit frischer Kraft zum Spielplatz aufbrechen konnte. Er spürte, dass er Ruhe brauchte.

Im Einschlafen hörte Tengo noch Kumi Adachis Stimme. Oder vermeinte, sie zu hören. *Wenn der Morgen graut, musst du von hier fort. Solange der Ausgang noch nicht versperrt ist.*

Es war Kumi Adachis Stimme und die der Eule zugleich. In seiner Erinnerung verschmolzen die beiden zu einer. Was Tengo mehr brauchte als alles andere, war ihre Weisheit. Die Weisheit der Nacht, deren dicke Wurzeln sich bis tief hinab in die Erde senkten. Im Schlaf würde er sie vielleicht finden.

Um halb sieben hängte Tengo sich seine Tasche um und verließ die Wohnung. Wie bei seinem letzten Abstecher zur Rutschbahn trug er den grauen Anorak, die alte Lederjacke, Jeans und braune Laufschuhe. Die Sachen waren schon etwas abgetragen, aber er fühlte sich wohl darin. Sie waren fast wie eine zweite Haut. Wahrscheinlich würde er nie mehr zurückkommen. Also nahm er sicherheitshalber die Namensschilder von der Tür und vom Briefkasten an sich. Über alles Weitere konnte er später noch nachdenken.

Er trat aus dem Haus und schaute sich aufmerksam um. Wenn er Fukaeri Glauben schenkte, wurde er beobachtet. Doch wie beim letzten Mal auch

vermittelte nichts diesen Eindruck. Alles sah genauso aus wie immer. Jetzt, nach Sonnenuntergang, waren die Straßen wie leergefegt. Zunächst ging er langsam in Richtung Bahnhof. Um sich zu vergewissern, dass niemand ihm folgte, drehte er sich ein paarmal um. Er schlug einige Haken, indem er in kleine Straßen abbog, blieb stehen und wandte sich um. Wurde er wirklich nicht beschattet? Er müsse auf der Hut sein, hatte der Mann am Telefon gesagt. Um seiner selbst willen, aber auch wegen Aomame, die sich in einer *angespannten Situation* befand.

ABER IST DER MANN, DER MICH ANGERUFEN HAT, WIRKLICH EIN BEKANNTER VON AOMAME?, fragte Tengo sich plötzlich. Vielleicht war alles nur eine raffinierte Falle? Während er über diese Möglichkeit nachdachte, wurde Tengo immer unsicherer. Wenn es eine Falle war, konnten nur die Vorreiter sie gestellt haben. Als Ghostwriter von *Die Puppe aus Luft* stand Tengo wahrscheinlich (oder vielmehr ganz bestimmt) auf ihrer schwarzen Liste. Genau deshalb hatte ihn dieser merkwürdige Ushikawa im Auftrag der Sekte mit dem ominösen Stipendium verfolgt. Außerdem hatte Tengo Fukaeri drei Monate lang in seiner Wohnung beherbergt und mit ihr zusammengelebt – auch wenn es nicht auf seine Initiative geschehen war. Die Sekte hatte genügend Gründe, um einen Groll gegen ihn zu hegen.

Aber warum sollten sie ausgerechnet Aomame als Köder verwenden, um ihn in die Falle zu locken? Sie wussten doch bereits, wo er sich aufhielt. Er hatte sich ja gar nicht entzogen. Falls sie etwas von ihm wollten, konnten sie sich direkt an ihn wenden. Es war überflüssig, ihn eigens zur Rutschbahn auf einem Kinderspielplatz zu locken. Natürlich konnte es auch umgekehrt sein, und sie benutzten Tengo als Köder, um Aomame hervorzulocken.

ABER WARUM SOLLTEN SIE AOMAME HERVORLOCKEN?

Er konnte keinen Grund dafür entdecken. Bestand möglicherweise eine Verbindung zwischen Aomame und den Vorreitern? Aber Spekulationen brachten ihn nicht weiter. Ihm blieb nichts anderes übrig, als sie persönlich zu fragen. Das hieß, falls ihre Begegnung zustande käme.

In jedem Fall hatte der Mann am Telefon recht, er konnte nicht vorsichtig genug sein. Tengo schlug einen weiteren Haken und ging, als er sicher war, dass niemand ihm folgte, mit raschen Schritten auf den Park zu.

Um sieben Minuten vor sieben kam er am Spielplatz an. Es war schon dunkel, und das gleichmäßige, künstliche Licht der Quecksilberlaterne ergoss sich in jeden Winkel des kleinen Parks. Es war ein warmer, schöner Nachmittag gewesen, aber nach Sonnenuntergang fiel die Temperatur abrupt, und ein kalter Wind erhob sich. Das heitere, milde Herbstwetter, das mehrere Tage angedauert hatte, verabschiedete sich, und der Winter kehrte mit aller Strenge zurück. Knackend bewegten sich die Äste des Keyaki-Baums im Wind wie die mahnend erhobenen Finger eines alten Weisen.

Einige Fenster in den umliegenden Gebäuden waren beleuchtet. Aber im Park war niemand zu sehen. Tengos Herz schlug unter seiner Lederjacke in einem langsamen, feierlichen Rhythmus. Immer wieder rieb er sich die Hände, um sich zu vergewissern, dass sie sich normal anfühlten. Alles in Ordnung, ich bin bereit. Es gibt nichts zu befürchten. Entschlossen stieg Tengo die Stufen der Rutschbahn hinauf.

Oben angekommen, ließ er sich in der gleichen Haltung wie beim letzten Mal nieder. Die Plattform war ausgekühlt und fühlte sich leicht feucht an. Er steckte die Hände in die Taschen seiner Lederjacke, lehnte sich an das Geländer und schaute hinauf. Am Himmel zogen verschiedene Wolken dahin, große und kleine. Tengo kniff die Augen zusammen und suchte nach den Monden, die jedoch gerade hinter den Wolken verborgen waren, auch wenn diese nicht sehr dick, sondern eher leicht und weiß waren. Dennoch besaßen sie genügend Dichte und Masse, um die Monde zu verdecken. Sie wanderten in mäßigem Tempo von Norden nach Süden. Der Wind dort oben schien nicht sehr stark zu sein. Vielleicht zogen die Wolken auch in großer Höhe dahin. Jedenfalls hatten sie es nicht eilig.

Tengo sah auf die Uhr. Drei Minuten nach sieben. Der Sekundenzeiger rückte in präzisen Abständen vorwärts. Von Aomame war noch nichts zu sehen. Tengo verfolgte einige Minuten lang den Sekundenzeiger wie etwas sehr Außergewöhnliches. Dann schloss er die Augen. Wie die vom Wind getragenen Wolken hatte auch er es nicht eilig. Es würde eben dauern, so lange es dauerte. Tengo stellte das Denken ein und suchte sich einen Platz in

der dahinfließenden Zeit, an dem er sich niederließ, um sie natürlich und gleichmäßig verstreichen zu lassen. Das war im Moment das Wichtigste.

Mit geschlossenen Augen lauschte Tengo auf die Geräusche um ihn herum, als würde er einen Radiosender einstellen. Vor allem drang das unablässige Rauschen des Verkehrs von der Ringstraße 7 an seine Ohren, dem Rauschen des Pazifiks nicht unähnlich, wie man es im Sanatorium in Chikura hörte. Nur dass es dort noch vom Kreischen der Möwen unterbrochen wurde. Eine Weile lang war ein Signalton zu vernehmen, wie er beim Zurückstoßen eines Lastwagens entsteht. Ein großer Hund bellte warnend. Irgendwo weit weg schrie jemand nach einer anderen Person. Woher genau die einzelnen Laute kamen, konnte Tengo nicht ausmachen. Sobald er länger die Augen schloss, verlor er das Gefühl für die Distanz und die Richtung, aus denen die einzelnen Geräusche kamen. Der eisige Wind streifte ihn hin und wieder, aber er spürte die Kälte nicht. Tengo hatte im Augenblick keinen Sinn für äußere Reize und Empfindungen.

Plötzlich war jemand neben ihm und ergriff seine rechte Hand. Wie ein kleines, nach Wärme suchendes Tier hatte die fremde Hand sich in die Tasche seiner Lederjacke gestohlen und drückte Tengos große Hand. Als habe die Zeit einen Sprung gemacht, war alles schon geschehen, bevor es ihm bewusst wurde. Ohne Vorankündigung hatte die Entwicklung bereits die nächste Stufe erreicht. *Wie seltsam,* dachte Tengo mit geschlossenen Augen. Wie kommt das nur? Mitunter vergeht die Zeit so langsam, dass man es kaum aushält, und dann macht sie auf einmal einen Riesensatz.

Wie um sich zu versichern, dass er wirklich da war, drückte die Person Tengos breite Hand sehr fest. Mit langen, schlanken Fingern, denen eine große Kraft innewohnte.

Aomame, dachte Tengo. Aber er sprach es nicht aus. Auch öffnete er nicht die Augen. Er erwiderte nur den Druck. Er erinnerte sich an diese Hand. In den gesamten zwanzig Jahren hatte er nicht vergessen, wie sie sich anfühlte. Natürlich war es nicht mehr die kleine Hand eines zehnjährigen Mädchens. In den vergangenen zwanzig Jahren hatte sie die verschiedensten Dinge berührt, aufgehoben und festgehalten. Unzählige Gegenstände in allen

möglichen Formen. Auch war sie viel stärker geworden. Dennoch hatte Tengo sofort erkannt, dass es dieselbe Hand war. Die Art, wie sie die seine hielt, war die gleiche, und das Gefühl, das sie zu vermitteln versuchte, war ebenfalls das gleiche.

Innerhalb eines Augenblicks lösten sich die zwanzig Jahre in Tengo auf und verbanden sich zu einem Strudel. In seinem Inneren verdichteten sich sämtliche Erlebnisse, Worte und Werte, die sich im Laufe der Zeit angesammelt hatten, zu einer dicken Säule, die sich wie auf einer Töpferscheibe drehte. Sprachlos wie ein Mensch, der Zeuge der Zerstörung und Wiedergeburt eines Planeten wird, verfolgte Tengo diese Szene.

Auch Aomame gab ihr Schweigen nicht auf. Stumm hielten die beiden sich auf der eisigen Rutschbahn an den Händen. Sie waren wieder das zehnjährige Mädchen und der zehnjährige Junge. Ein einsamer Junge und ein einsames Mädchen. In einem leeren Klassenzimmer zu Anfang des Winters. Sie wussten nicht, was sie einander geben konnten oder sich voneinander ersehnten. Dazu besaßen sie weder die Kraft noch die Kenntnis. Noch nie hatte jemand sie wirklich geliebt, noch nie hatten sie selbst jemanden wirklich geliebt. Noch nie hatte jemand sie umarmt und noch nie hatten sie jemanden umarmt. Sie wussten auch nicht, wohin dieses Abenteuer sie führen würde. Sie hatten damals ein Zimmer ohne Türen betreten, aus dem sie nicht mehr herauskonnten, doch deshalb konnte auch niemand hinein. Die beiden wussten es noch nicht, aber dies war der einzige vollkommene Ort auf der Welt. Völlig abgeschlossen, ohne dass Einsamkeit in ihn eindringen konnte.

Wie viel Zeit war auf diese Weise verstrichen? Vielleicht fünf Minuten, vielleicht auch eine Stunde. Vielleicht sogar ein ganzer Tag. Vielleicht war die Zeit auch gänzlich zum Erliegen gekommen. Was wusste Tengo überhaupt über die Zeit? Er wusste nur, dass er bis ans Ende aller Zeiten mit Aomame auf der Rutschbahn in diesem Park hätte sitzen und ihre Hand halten können. So war es ihm schon gegangen, als er zehn gewesen war, und nun, zwanzig Jahre später, war es genauso.

Und er wusste, dass er Zeit brauchen würde, um sich in der neuen Welt, die er betreten hatte, einzugewöhnen. Er musste lernen, ganz neu zu fühlen,

zu sehen, zu sprechen, zu atmen und sich zu bewegen. Dazu musste er alle Zeit der Welt zusammenkratzen. Und vielleicht genügte diese eine Welt nicht einmal.

»Tengo«, flüsterte Aomame ihm ins Ohr. Ihre Stimme war weder hoch noch tief. Es war eine Stimme, die ein Versprechen für ihn bereithielt. »Mach die Augen auf.«

Tengo schlug die Augen auf. Die Zeit kam wieder in Gang.

»Die Monde sind da«, sagte Aomame.

Kapitel 28

Ushikawa

Und ein Teil seiner Seele

Eine Neonlampe an der Decke beleuchtete Ushikawas Leiche. Die Heizung war abgeschaltet, und ein Fenster stand offen. Das Zimmer war so kalt wie ein Kühlraum. In der Mitte hatte man mehrere Konferenztische zusammengeschoben und Ushikawa rücklings daraufgelegt. Er trug lange Unterhosen, und eine alte Decke war über ihn gebreitet, unter der sich sein Bauch wie ein Ameisenhügel auf flachem Feld wölbte. Über seine weit offenen, fragenden Augen – niemand hatte sie zu schließen vermocht – war ein kleines Tuch gelegt. Seine Lippen waren leicht geöffnet, doch nie mehr würde ein Atemzug oder ein Wort über sie kommen. Sein Schädel, eingerahmt von dem struppigen Kranz aus dichtem schwarzem Haar, das immer etwas an Schamhaar erinnerte, wirkte noch flacher und missgestalteter als zu seinen Lebzeiten.

Der Kahle trug eine dunkelblaue Daunenjacke und der Pferdeschwanz eine braune, halblange Wildlederjacke mit Pelzkragen. Beide Kleidungsstücke hatten nicht die richtige Größe, sie wirkten wie in aller Eile aus einem begrenzten Bestand herausgegriffen. Obwohl sie sich im Inneren des Hauses aufhielten, bildete ihr Atem weiße Wolken. Sie waren nur zu dritt: der Kahle, der Pferdeschwanz und Ushikawa. Oben an der Wand nahe der Decke befanden sich drei Fenster mit Aluminiumrahmen, von denen eins offen stand, um die Zimmertemperatur niedrig zu halten. Außer den Tischen, auf denen die Leiche lag, gab es keine Möbel. Der Raum war so funktionell und unpersönlich, dass selbst eine Leiche – selbst Ushikawas Leiche – darin wie ein funktioneller und unpersönlicher Gegenstand wirkte.

Niemand sprach. Im Raum herrschte vollkommene Stille. Der Kahle hatte über vieles nachzudenken, und der Pferdeschwanz hielt ohnehin den Mund. Ushikawa war zwar im Grunde ein redseliger Mann, doch leider hatte man ihn vor zwei Tagen zu unfreiwilligem Schweigen gebracht. Der Kahle schritt langsam und in Gedanken versunken vor den Tischen mit Ushikawas sterblicher Hülle auf und ab. Wenn er die Wand erreichte, machte er kehrt und verfiel wieder in den gleichen regelmäßigen Schritt. Seine Lederschuhe machten auf dem billigen gelbgrünen Teppichboden keinen Laut. Der Pferdeschwanz hatte wie üblich an der Tür Stellung bezogen und rührte sich nicht. Die Beine leicht gespreizt, den Rücken gerade, blickte er auf irgendeinen Punkt im Raum. Er schien weder Müdigkeit noch Kälte zu verspüren. Nur ein gelegentliches Blinzeln und die weißen Atemwolken, die er in regelmäßigen Abständen ausstieß, wiesen ihn als lebenden Organismus aus.

Gegen Mittag hatten sich in dem kalten Raum mehrere Personen zu einem Gespräch versammelt. Ein Mitglied der Führungsriege hatte sich aus der Provinz herbemühen müssen, und ein ganzer Tag war mit Warten verstrichen. Das Treffen war geheim, und man sprach leise und verhalten, damit ja nichts nach außen durchsickerte. Während der ganzen Zeit lag Ushikawa da wie ein Ausstellungsstück auf einer Messe für Werkzeugmaschinen. Mittlerweile hatte die Leichenstarre eingesetzt, und es würde mindestens drei Tage dauern, bis sie sich wieder löste. Die Männer debattierten, hin und wieder kurze Blicke auf Ushikawa werfend, über praktische Fragen wie diese.

Während der ganzen Versammlung bekundete man weder einen Funken Respekt gegenüber dem Leichnam noch das geringste Mitgefühl – nicht einmal, wenn von dem Toten selbst die Rede war. Der steife, gedrungene Leichnam entlockte den Anwesenden lediglich ein paar abgedroschene Banalitäten und Lebensweisheiten. Man könne die Zeit nicht zurückdrehen. Wenn der Tod eine Lösung bedeute, dann allenfalls für den Toten und so weiter.

Dass Ushikawas Leiche beseitigt werden musste, stand von Anfang an fest. Die Frage lautete nur wie. Der Mann hatte auf unnatürliche Weise den Tod gefunden. Würde seine Leiche entdeckt, zöge dies ausführliche polizeiliche Ermittlungen nach sich, und seine Beziehung zu den Vorreitern käme unweigerlich ans Licht. Dieses Risiko konnte man nicht eingehen. Sobald die Leichenstarre vorüber war, wollte man den Toten möglichst unauffällig zu dem großen Verbrennungsofen auf dem sekteneigenen Gelände schaffen und ihn in schwarzen Rauch und weiße Asche verwandeln. Der Rauch würde am Himmel verschwinden, und die Asche konnte man auf den Feldern verstreuen und damit das Gemüse düngen. Man hatte schon mehrmals ähnliche Maßnahmen ergriffen, immer unter der Leitung des Kahlen. Den Leichnam des Leaders zum Beispiel hatte man aufgrund seiner Größe mit einer Kettensäge zerteilen müssen; bei einem kleinen Mann wie diesem würde das sicher nicht nötig sein. Zur Erleichterung des Kahlen, denn Blutvergießen war ihm von Natur aus zuwider, ob es sich nun um Lebende oder Tote handelte. Er mochte kein Blut sehen.

Seine Vorgesetzten hatten ihn gründlich ins Gebet genommen. Wer konnte Ushikawa getötet haben? Warum war er getötet worden? Zu welchem Zweck hatte er sich in diesem Mietshaus in Koenji eingemietet? Als Sicherheitschef musste der Kahle sich diesen Fragen stellen. Leider hatte er kaum Antworten parat.

Er hatte am Dienstag vor Morgengrauen den Anruf eines rätselhaften Mannes (Tamaru) erhalten und erfahren, dass Ushikawa tot in dieser Wohnung lag. Das Gespräch war direkt und indirekt zugleich gewesen. Der Kahle hatte, gleich nachdem er aufgelegt hatte, zwei Anhänger in der Stadt angerufen, und sie waren zu viert als Möbelpacker verkleidet mit einem Toyota High Ace zum Tatort gefahren. Um sicherzugehen, dass es sich nicht um eine Falle handelte, parkten sie in einiger Entfernung und kundschafteten zunächst die Umgebung aus. Sie mussten sehr vorsichtig sein. Möglicherweise wartete bereits die Polizei, um sie zu verhaften, sobald sie die Wohnung betraten. Das mussten sie unter allen Umständen vermeiden.

Sie hatten Ushikawas Leiche, die bereits zu erstarren begann, mehr schlecht als recht in einen Umzugskarton gezwängt, ihn aus dem Haus geschafft und auf die Ladefläche des High Ace bugsiert. Es war mitten in der Nacht und sehr kalt, daher war glücklicherweise kein Mensch unterwegs. Es hatte sie einige Zeit gekostet, nach Anhaltspunkten für den Tathergang zu forschen. Sie hatten alles gründlich mit ihren Taschenlampen durchsucht, aber nichts Auffälliges entdeckt. Neben einem Lebensmittelvorrat, einem kleinen Elektroheizer und einem Schlafsack war nur ein Minimum an Dingen vorhanden gewesen, die man im alltäglichen Leben brauchte. Im Abfalleimer hatten sich hauptsächlich leere Dosen und Getränkeflaschen befunden. Wahrscheinlich hatte Ushikawa in der Wohnung auf der Lauer gelegen und jemanden observiert. Dem aufmerksamen Blick des Kahlen waren die Spuren des Kamerastativs auf dem Tatami-Boden nicht entgangen. Aber weder von den Fotos noch von der Kamera fanden sie eine Spur. Wahrscheinlich hatte Ushikawas Mörder den Apparat mitsamt dem Film mitgenommen. Da Ushikawa nur mit seiner Unterwäsche bekleidet gestorben war, hatte man ihn wahrscheinlich in seinem Schlafsack überwältigt. Der Mörder musste lautlos in die Wohnung eingedrungen sein. Ushikawa schien ziemlich gelitten zu haben, denn seine Unterwäsche war völlig von Urin durchtränkt.

Anschließend hatten der Kahle und der Pferdeschwanz die Leiche nach Yamanashi gefahren. Die beiden anderen blieben in Tokio, um auf weitere Anweisungen zu warten. Die ganze Fahrt über saß der Pferdeschwanz am Steuer. Er fuhr den High Ace über die Stadtautobahn auf die zentrale Autobahn nach Westen. So früh am Morgen waren die Straßen noch leer, dennoch hielten sie sich strikt an die Geschwindigkeitsbegrenzung. Sie durften auf keinen Fall riskieren, von der Polizei angehalten zu werden. Immerhin waren ihre Nummernschilder gestohlen, und auf der Ladefläche stand eine Umzugskiste mit einer Leiche. So leicht konnte man sich da nicht herausreden. Die beiden sprachen während der ganzen Fahrt kein Wort.

Als sie im Hauptquartier ankamen, wurde es gerade hell. Ein Arzt der Sekte erwartete sie schon. Er untersuchte Ushikawas Leichnam und stellte Tod durch Ersticken fest. Allerdings fand er keine Würgemale am Hals. Er

vermutete, dass man Ushikawa eine Plastiktüte oder etwas Ähnliches über den Kopf gezogen hatte, um keine Spuren zu hinterlassen. Auch an seinen Armen und Beinen fand sich kein Hinweis darauf, dass er gefesselt worden war. Geschlagen oder gefoltert worden schien er ebenfalls nicht zu sein. Seine Miene wirkte keineswegs gequält. Wenn sein Gesicht überhaupt etwas ausdrückte, so war es reines Erstaunen – als habe man ihm eine Frage gestellt, auf die es keine Antwort gab. Der Arzt zeigte sich verwundert darüber, wie gut Ushikawa doch aussah, obwohl an seiner Ermordung kein Zweifel bestand. Wahrscheinlich hatte jemand das Gesicht des Toten massiert, um ihm einen heiteren Ausdruck zu verleihen.

»Das ist das Werk eines echten Profis«, erklärte der Kahle seinem Vorgesetzten. »Er hat nicht die geringste Spur hinterlassen. Wahrscheinlich hat er sogar verhindert, dass das Opfer schreit. Mitten in der Nacht hätte man das sonst im ganzen Haus gehört. So etwas bringt kein Anfänger zustande.«

Warum musste Ushikawa von einem professionellen Killer beseitigt werden?

Der Kahle wägte seine Worte sehr vorsichtig ab. »Vielleicht war Herr Ushikawa jemandem auf der Spur. Jemandem, auf dessen Spur er nicht hätte sein sollen. Ohne zu merken, in welcher Gefahr er sich befand.«

Kann es sich dabei um dieselbe Person handeln, die den Leader getötet hat?

»Wir haben keinen Beweis dafür, aber die Wahrscheinlichkeit ist groß«, sagte der Kahle. »Vermutlich wurde Herr Ushikawa gefoltert oder so etwas. Ich weiß nicht, was sie mit ihm gemacht haben, aber sie haben ihm sicher auf den Zahn gefühlt.«

Wie viel hat Ushikawa gesagt?

»Vermutlich alles, was er wusste«, sagte der Kahle. »Da bin ich ziemlich sicher. Glücklicherweise waren seine Informationen sehr begrenzt. Er konnte keinen großen Schaden anrichten.«

Der Kahle selbst verfügte nur über ein begrenztes Maß an Informationen, aber natürlich wusste er viel mehr als ein Außenstehender wie Ushikawa.

Ein Profi also. Willst du damit sagen, dass ein Gangstersyndikat an der Sache beteiligt ist?, fragte sein Vorgesetzter.

»Das ist nicht die Handschrift der Yakuza oder eines Syndikats«, antwortete der Kahle und schüttelte den Kopf. »Bei denen fließt mehr Blut, und sie gehen nicht so raffiniert zu Werke. Herrn Ushikawas Mörder hat uns eine Botschaft hinterlassen: Wir arbeiten auf höchstem Niveau, und wer seine Nase in unsere Angelegenheit steckt, muss mit Konsequenzen rechnen. Im Klartext: Lasst die Finger von der Sache.«

Von welcher Sache?

Der Kahle schüttelte wieder den Kopf. »Konkret kann ich Ihnen das auch nicht sagen. Herr Ushikawa hat auf eigene Faust dort observiert. Wir hatten ihn mehrfach aufgefordert, Zwischenberichte zu erstatten, aber er hat sich immer damit herausgeredet, dass seine Informationen nicht vollständig und seine Ergebnisse damit noch nicht spruchreif seien. Offenbar wollte er die Sache allein aufklären. Deshalb hat man ihn jetzt auch mitsamt seinen Informationen aus dem Weg geräumt. Er hatte ja alles für sich behalten. Ursprünglich war es der Leader, der Herrn Ushikawa bei uns eingeführt hat, und eigentlich hat er immer unabhängig als eine Art Sonderagent gearbeitet. Er passte in keine Organisation. Da er mir nicht direkt unterstand, war ich nicht in der Lage, ihn zu kontrollieren.«

Der Kahle wollte sicherheitshalber klarstellen, wie weit seine Verantwortung reichte. Die Sekte war streng hierarchisch organisiert. Alle Organisationen haben Regeln, und Regeln bringen Verstöße mit sich. Er würde nicht zulassen, dass sie ihm die gesamte Verantwortung für dieses Fiasko in die Schuhe schoben.

Wen hat Ushikawa in dem Gebäude beobachtet?

»Das wissen wir noch nicht. Aller Logik nach müsste es jemand gewesen sein, der entweder in diesem Haus oder in der Umgebung wohnt. Die Leute, die ich in Tokio gelassen habe, stellen gegenwärtig Nachforschungen an, aber sie haben noch nicht berichtet. Anscheinend dauert es, das herauszufinden. Wahrscheinlich sollte ich lieber selbst nach Tokio fahren und die Untersuchung leiten.«

Der Kahle schätzte die Fähigkeiten seiner in Tokio zurückgebliebenen Männer nicht sonderlich hoch ein. Sie waren zwar loyal, aber viel mehr war mit ihnen nicht los. Außerdem hatte er sie noch nicht ausführlich über die Situation unterrichtet. Er selbst könnte das alles viel effizienter erledigen. So wäre es zum Beispiel ratsam, auch Ushikawas Büro zu durchsuchen, obwohl der Mann am Telefon ihnen sicher schon zuvorgekommen war. Aber der Vorgesetzte gab ihm nicht die Erlaubnis, nach Tokio zu fahren. Bis die Umstände klarer waren, hatten er und der Pferdeschwanz im Hauptquartier zu bleiben. So lautete der Befehl.

Könnte Ushikawa nicht vielleicht Aomame beobachtet haben?, wollte der Vorgesetzte wissen.

»Nein, das wohl nicht«, sagte der Kahle. »Hätte er sie ausfindig gemacht, dann hätte er uns sofort benachrichtigt. Denn damit wäre sein Auftrag erfüllt gewesen. Ich vermute eher, dass er dort jemanden beobachtet hat, der ihn zu ihr führen oder *vielleicht* zu ihr führen würde. Einen anderen Zusammenhang kann ich mir nicht denken.«

Und während er diesen Jemand beobachtete, ist er selbst bemerkt worden.

»Wahrscheinlich«, sagte der Kahle. »Er war allein und ist in eine gefährliche Sache hineingeraten. Vielleicht hat er wichtige Beweise entdeckt, und das ist ihm nicht gut bekommen. Hätte er die Observierung in einem Team durchgeführt, dann hätte er Rückendeckung gehabt, und so etwas wäre nicht passiert.«

Du hast mit *diesem Mann* telefoniert. Glaubst du, es besteht Aussicht, dass wir uns mit Aomame treffen können?

»Das kann ich nicht vorhersagen. Aber wenn Aomame von sich aus nicht mit uns verhandeln will, können wir es wohl vergessen. Das habe ich aus den Andeutungen dieses Anrufers herausgehört. Das heißt, letztlich hängt alles davon ab, wie sie gestimmt ist.«

Man möchte meinen, sie müsste froh sein, dass wir die Sache mit dem Leader nicht krumm nehmen und sogar ihre Sicherheit garantieren.

»Trotzdem hat der Mann genauere Informationen verlangt. Warum wir Aomame treffen wollen. Warum wir Frieden mit ihnen schließen wollen. Und worüber wir konkret verhandeln wollen.«

Dass sie Informationen verlangen, heißt nichts anderes, als dass sie selbst nichts wissen.

»Genau. Andererseits wissen wir auch nichts über sie. Warum haben sie einen so raffinierten Plan ausgeheckt und sich solche Mühe gegeben, den Leader zu töten?«

Wie dem auch sei – während wir auf Antwort warten, müssen wir die Suche nach Aomame fortsetzen. Auch wenn wir damit jemandem auf den Schwanz treten.

Der Kahle zögerte einen Moment. »Wir sind straff und engmaschig organisiert. Wir haben genügend Leute und können effektiv und schnell handeln. Wir sind zielbewusst, haben eine hohe Moral und sind bereit, uns notfalls selbst zu opfern. Rein technisch gesehen sind wir nicht mehr als ein zusammengewürfelter Haufen von Amateuren. Wir haben keinerlei Spezialausbildung. Im Gegensatz zu uns sind die anderen absolute Profis. Sie verfügen über das notwendige Know-how, handeln kaltblütig und ohne zu zögern. Erfahrung scheinen sie auch zu haben. Wie Sie wissen, war Herr Ushikawa selbst nicht gerade ein Trottel.«

Wie gedenkt ihr die Suche nach Aomame fortzusetzen?

»Am erfolgversprechendsten scheint mir, die Spur weiterzuverfolgen, die Herr Ushikawa gefunden hat. Was immer es ist.«

Das heißt, wir haben keine eigenen Hinweise?

»So ist es«, gab der Kahle zu.

Ganz gleich, wie gefährlich es ist und welche Opfer es kostet, wir müssen diese Frau namens Aomame finden und *in unsere Gewalt bringen*. So schnell wie möglich.

»Das ist ein Auftrag der Stimmen, nicht wahr?«, erwiderte der Kahle. »Aomame *in unsere Gewalt zu bringen*, ganz gleich unter welchen Opfern und so schnell wie möglich.«

Sein Vorgesetzter antwortete nicht darauf. Mitglieder auf der Ebene des Kahlen erhielten keine weitergehenden Informationen. Er gehörte nicht zur Führungsriege, sondern war der Chef des Sicherheitsdienstes und damit nur ein ausführendes Organ. Aber der Kahle wusste Bescheid. Dies war die

letzte Offenbarung, die *sie* gewährt hatten, und vielleicht die letzte »Stimme«, die die Priesterinnen gehört hatten.

Als der Kahle in dem ausgekühlten Raum vor Ushikawas Leiche auf und ab ging, flirrte ihm plötzlich etwas durch den Kopf. Er blieb wie angewurzelt stehen, zog die Brauen zusammen und versuchte dieses *Etwas* zu fassen zu kriegen. Als er stehenblieb, veränderte der Pferdeschwanz an der Tür ein wenig seine Haltung. Er atmete aus und verlagerte sein Gewicht ganz leicht von einem Bein auf das andere.

Koenji, dachte der Kahle. Wieder runzelte er die Stirn und grub auf dem dunklen Grund seines Gedächtnisses. Langsam und vorsichtig begann er einen dünnen Faden einzuholen. Irgendjemand, der mit dieser Sache etwas zu tun hatte, wohnte doch in Koenji. Wer war das nur?

Er zog ein dickes, ziemlich ramponiertes Notizbuch aus der Tasche und blätterte hastig darin. Sein Gedächtnis hatte ihn nicht getrogen. Tengo Kawana. Er wohnte tatsächlich in Koenji, im Bezirk Suginami, die gleiche Adresse wie die des Mietshauses, in dem Ushikawa gestorben war. Dasselbe Haus, nur eine andere Wohnungsnummer. Kawana im zweiten Stock, Ushikawa im Erdgeschoss. Hatte Ushikawa dort Tengo Kawana beschattet? Definitiv! Ein Zufall war so gut wie ausgeschlossen.

Aber warum hatte Ushikawa ausgerechnet Tengo Kawana nachspioniert? Dass er selbst bisher nicht auf den jungen Mann gekommen war, lag daran, dass keinerlei Interesse mehr an ihm bestand. Tengo Kawana hatte Eriko Fukadas *Die Puppe aus Luft* bearbeitet. Als die Geschichte einen Debütpreis bekam, als Buch verlegt wurde und sich zum Bestseller entwickelte, hatten sie ihn mit besonderer Aufmerksamkeit beobachtet. Der Kahle hatte damals angenommen, dass der junge Mann eine wichtige Rolle spiele und ein bedeutsames Geheimnis hüte. Aber inzwischen hatte sich das alles erledigt. Es hatte sich herausgestellt, dass Tengo nicht mehr als ein Handlanger gewesen war. Er hatte die Geschichte nur im Auftrag dieses Komatsu bearbeitet und ein bescheidenes Honorar dafür erhalten. Mehr war an ihm nicht dran gewesen. Das ganze Augenmerk der Sekte konzentrierte sich auf Aomame. Dennoch hatte Ushikawa diesen Yobiko-Lehrer ins Visier

genommen. Und ihn nach allen Regeln der Kunst beschattet. Und deshalb sein Leben lassen müssen. Warum?

Der Kahle konnte es sich nicht vorstellen. Ushikawa musste auf eine Spur gestoßen sein. Anscheinend war er überzeugt gewesen, Aomame ausfindig machen zu können, wenn er sich an Tengo Kawanas Fersen heftete. Deshalb hatte er diese Wohnung gemietet, eine Kamera auf einem Stativ ans Fenster gestellt und ihn wer weiß wie lange beobachtet. Sollte eine Verbindung zwischen Aomame und diesem Kawana bestehen? Und wenn ja, welche Art von Verbindung?

Der Kahle verließ wortlos den Raum, ging in ein beheiztes Zimmer nebenan und rief in Tokio an. Ein Apartment in Sakuraoka im Stadtteil Shibuya. Er ließ einen seiner Männer dort ans Telefon rufen und befahl ihm, sich sofort in Ushikawas Wohnung nach Koenji zu begeben und Tengo Kawana zu beobachten. »Er ist ein großer Mann mit kurzen Haaren«, sagte der Kahle. »Kaum zu übersehen. Sobald er das Haus verlässt, folgt ihr ihm unauffällig und zu zweit. Überzeugt euch, wohin er geht. Ihr dürft ihn unter keinen Umständen aus den Augen verlieren. Wir sind so schnell wie möglich bei euch.«

Er ging in den Raum mit Ushikawas Leiche zurück und teilte dem Pferdeschwanz mit, dass sie sofort nach Tokio fahren würden. Dieser nickte kurz, ohne eine Frage zu stellen. Er war jemand, der Befehle entgegennahm und sie ausführte. Der Kahle schloss den Raum hinter sich ab, damit kein Außenstehender ihn betreten konnte. Dann verließen sie das Gebäude und wählten aus den etwa zehn Wagen auf dem Parkplatz einen schwarzen Nissan Gloria aus. Sie stiegen ein. Der Schlüssel steckte, und der Pferdeschwanz, der auch diesmal fuhr, ließ den Motor an. Der Wagen war den Vorschriften entsprechend vollgetankt. Das Nummernschild des Nissan Gloria war legal und der Wagen korrekt zugelassen. Sie konnten also ruhig etwas schneller fahren.

Erst als sie schon eine Weile auf der Autobahn waren, fiel dem Kahlen ein, dass er vergessen hatte, die Erlaubnis seines Vorgesetzten für die Fahrt nach Tokio einzuholen. Das würde ihn vielleicht später in Schwierigkeiten bringen. Aber da war nichts zu machen, sie durften keine Sekunde verlieren.

Wenn sie in Tokio angekommen waren, konnte er die Situation erklären. Er verzog leicht das Gesicht. Manchmal hingen ihm diese ganzen Beschränkungen zum Hals heraus. Die Vorschriften wurden immer mehr statt weniger. Aber er wusste, dass er außerhalb der Organisation nicht leben konnte. Er war kein einsamer Wolf. Er war nicht mehr als ein Rädchen im Getriebe, das sich nach den Anweisungen seiner Vorgesetzten drehte.

Sie schalteten das Radio ein und hörten die Acht-Uhr-Nachrichten. Anschließend schaltete der Kahle es wieder aus und lehnte sich zurück, um etwas zu schlafen. Als er aufwachte, verspürte er Hunger (wann hatten sie eigentlich das letzte Mal etwas gegessen?), aber es fehlte ihnen die Zeit, an einer Raststätte anzuhalten. Sie mussten sich beeilen.

Doch inzwischen hatte das Wiedersehen zwischen Aomame und Tengo bereits stattgefunden. Der Kahle und der Pferdeschwanz hatten keine Ahnung, wohin Tengo gegangen war. Über Tengo und Aomame standen die beiden Monde am Himmel.

Still lag Ushikawas Leiche in der kalten Dunkelheit. Außer ihm war niemand im Raum. Das Licht war ausgeschaltet, die Tür von außen abgeschlossen. Durch die Fenster nahe der Decke schien bläulich weiß das Mondlicht. Aus Ushikawas Blickwinkel war kein Mond zu sehen. Daher konnte er auch nicht erkennen, ob es sich um zwei Monde oder nur einen handelte.

In dem Raum befand sich keine Uhr. Seit der Kahle und der Pferdeschwanz aufgebrochen waren, mochte vielleicht eine Stunde vergangen sein. Wäre zufällig jemand im Raum gewesen, hätte er sich wahrscheinlich zu Tode erschreckt, denn Ushikawas Mund bewegte sich plötzlich. Der Anblick war so unheimlich, dass man vor Grauen den Verstand verlieren konnte. Natürlich war Ushikawa längst tot und befand sich zudem im Zustand der Leichenstarre. Dennoch bewegte sich sein Mund ruckartig und leicht zitternd, bis er gleich darauf mit einem trockenen Knacken aufklaffte.

Der Zuschauer hätte vielleicht angenommen, Ushikawa schicke sich an, etwas zu sagen. Vielleicht etwas sehr Bedeutsames, das nur ein Toter zu

wissen vermochte. Voller Entsetzen und mit angehaltenem Atem hätte er gewartet. Welches Geheimnis würde sich nun offenbaren?

Doch es waren gar keine Laute, die aus Ushikawas weit geöffnetem Mund kamen. Es waren weder Worte noch Atemzüge, sondern sechs kleine Männer. Sie waren alle etwa fünf Zentimeter groß und trugen putzige kleine Kleider am Leib. Einer nach dem anderen wanderten sie über Ushikawas grün bemooste Zunge und kletterten über seine unreinlichen Zähne hinaus ins Freie. Wie ein Trupp Bergleute, die nach getaner Arbeit unter Tage auf die Erde zurückkehren. Allerdings waren ihre Kleidung und ihre Gesichter sehr sauber und kein bisschen geschwärzt. Sie hatten eindeutig nichts mit Schmutz und Armut zu tun.

Die sechs Little People, die aus Ushikawas Mund kamen, sprangen auf die Konferenztische, auf denen die Leiche lag. Sie begannen sich zu schütteln und wurden nach und nach größer, denn die Little People konnten ihre Körpergröße nach Bedarf ändern. Dennoch wurden sie nie größer als einen Meter und nie kleiner als drei Zentimeter. Als sie eine Größe von etwa sechzig oder siebzig Zentimetern erreicht hatten, hörten sie auf, sich zu schütteln, und kletterten nacheinander auf den Boden. Ihre Gesichter waren ausdruckslos. Das heißt nicht, dass sie maskenhaft waren. Sie waren einfach nur ganz alltäglich. Abgesehen von ihrer Größe sahen die Little People aus wie du und ich. Sie fanden es nur einfach nicht nötig, eigens einen Gesichtsausdruck zu produzieren.

Offenkundig hatten sie es weder besonders eilig, noch trödelten sie. Sie nahmen sich für die Arbeit, die sie zu erledigen hatten, genau die Zeit, die sie brauchten. Weder zu viel noch zu wenig. Ohne dass einer ein Zeichen gab, ließen sich die sechs in aller Ruhe in einem schönen, vollkommenen Kreis von etwa zwei Metern Durchmesser auf dem Fußboden nieder.

Bald streckte einer wortlos den Arm in die Höhe und griff aus der Luft einen dünnen Faden. Der Faden war etwa fünfzehn Zentimeter lang, cremefarben, fast weiß, und halb durchsichtig. Er legte ihn auf den Boden. Auch der Nächste zog einen Faden von gleicher Länge und Farbe aus der Luft. Drei weitere taten es ihm nach. Nur der Letzte verhielt sich anders. Er stand auf, verließ den Kreis, kletterte wieder auf die Tische, griff nach

Ushikawas missgestaltetem Kopf und riss ein dort sprießendes, welliges Haar aus. Zupf. Ein leises Geräusch ertönte. Er legte das Haar zu den Fäden. Mit geübten Fingern verwoben die Little People die fünf Fäden aus der Luft und das Haar von Ushikawas Kopf miteinander.

Auf diese Weise fertigten die sechs Little People eine neue Puppe aus Luft an. Keiner von ihnen sprach ein Wort, keiner rief etwas dazwischen. Stumm zogen sie die Fäden aus der Luft, rupften Haare von Ushikawas Kopf und verspannen sie in einem regelmäßigen, fließenden Rhythmus zu einer Puppe aus Luft. Obwohl es so kalt in dem Zimmer war, war ihr Atem nicht zu sehen. Wäre jemand dort gewesen, hätte er sich gewiss darüber gewundert. Oder er wäre gar nicht dazu gekommen, weil es der erstaunlichen Dinge zu viele waren.

So fleißig und unermüdlich die Little People auch arbeiteten (sie machten tatsächlich nie eine Pause), es gelang ihnen nicht, die Puppe aus Luft in einer Nacht fertigzustellen. Sie würden mindestens drei Tage brauchen. Aber die Little People erweckten nicht den Eindruck, es eilig zu haben. Es blieben ihnen noch zwei Tage, bis Ushikawas Leichenstarre nachließ und er verbrannt würde. Das wussten sie. Zwei Nächte würden genügen, um die Puppe zu vollenden. Sie hatten genau so viel Zeit, wie sie brauchten. Außerdem kannten sie keine Müdigkeit.

Von bläulich weißem Mondlicht übergossen, lag Ushikawa auf dem Tisch. Sein Mund stand weit offen, und die Augen, die sich nicht schließen wollten, waren noch mit dem Tuch bedeckt. Das Letzte, was sie gesehen hatten, waren das Fertighaus in Chuorinkan und der kleine Hund gewesen, der auf dem winzigen Rasen im Garten herumtollte.

Und nun verwandelte sich ein Teil seiner Seele in eine Puppe aus Luft.

Kapitel 29

Aomame

Ich lasse deine Hand nie mehr los

»Tengo, mach die Augen auf«, flüsterte Aomame. Tengo gehorchte. Die Zeit setzte sich wieder in Bewegung.

»Die Monde sind da«, sagte Aomame.

Tengo hob den Kopf und blickte zum Himmel. Die Wolkendecke war aufgerissen, und die Monde schienen auf die kahlen Äste des Keyaki-Baums. Der große und der kleine Mond. Der große gelbe und der kleine grüne. Mother und Daughter. Ihr Licht tränkte den Rand einer vorüberziehenden Wolke. Als habe jemand einen langen Rocksaum versehentlich durch Farbe geschleift.

Dann schaute Tengo Aomame an, die neben ihm saß. Sie war nicht mehr das dünne zehnjährige Mädchen, das abgelegte Kleider auftrug, die ihm nicht passten, und das von seiner Mutter mit einem lieblosen Topfschnitt verunstaltet worden war. Sie hatte kaum noch Ähnlichkeit mit dem Kind, das immer ausgesehen hatte, als bekomme es nicht genug zu essen. Dennoch erkannte er auf den ersten Blick, dass es Aomame war. Es konnte niemand anders sein als sie. Der Ausdruck in ihren Augen hatte sich auch in zwanzig Jahren nicht verändert. Sie waren stark und unendlich klar und tief. Und diese Augen wussten, wonach sie sich sehnten. Nichts und niemand würde sie daran hindern zu sehen, was sie sehen wollten. Diese Augen blickten nun geradewegs bis auf den Grund seiner Seele.

Er hatte keine Ahnung, wie und wo Aomame die letzten zwanzig Jahre verbracht hatte. Sie war in dieser Zeit zu einer schönen Frau herangewachsen. Innerhalb eines Augenblicks und ohne jeden Vorbehalt

nahm Tengo ihre Zeit und ihren Raum in sich auf. Sie gingen ihm in Fleisch und Blut über – wurden seine Zeit und sein Raum.

Ich muss etwas sagen, dachte Tengo, aber ihm fehlten die Worte. Er bewegte leicht die Lippen und suchte in der Luft nach etwas Geeignetem, fand jedoch nichts. Nichts, außer den weißen Atemwolken, die an schwimmende, einsame Inseln denken ließen, kam über seine Lippen. Aomame sah ihm in die Augen und schüttelte leicht den Kopf. Tengo verstand, was es bedeutete: *Du brauchst nichts zu sagen.* Sie drückte Tengos Hand in seiner Tasche. Sie ließ sie keine Sekunde los.

»Wir sehen das Gleiche«, sagte Aomame mit ruhiger Stimme und hielt Tengos Blick fest. Es war eine Frage und auch wieder keine. Sie wusste es längst und wollte nur eine förmliche Bestätigung.

»Es gibt zwei Monde«, sagte Aomame.

Tengo nickte. Es gab zwei Monde. Tengo sprach es nicht aus. Aus irgendeinem Grund wollte ihm seine Stimme nicht gehorchen. Also dachte er es nur.

Aomame schloss die Augen, beugte sich nach vorn und legte ihre Wange an Tengos Brust. Presste ihr Ohr an sein Herz, um seinen Gedanken zu lauschen. »Das wollte ich wissen«, sagte Aomame. »Dass wir auf derselben Welt sind und dieselben Dinge sehen.«

Unversehens war der große Strudel in Tengo verschwunden. Nur noch der ruhige Winterabend umgab ihn. Das Licht in einigen Fenstern des Apartmenthauses auf der anderen Straßenseite bewies, dass sie nicht die einzigen Menschen auf der Welt waren. Das fanden die beiden sehr verwunderlich. Mehr noch, sie empfanden es sogar als unlogisch, dass es außer ihnen beiden noch andere Leute auf der Welt gab, die ein eigenes Leben führten.

Tengo beugte sich ein wenig vor und atmete den Duft von Aomames Haar. Wie geschmeidig und schön es war. Dazwischen schaute wie ein scheues Tier ein kleines rosa Ohr hervor.

»Es war eine lange Zeit«, sagte Aomame.

Ja, sehr lang, dachte Tengo. Doch zugleich erkannte er, dass diese zwanzig Jahre schon jetzt keine Substanz mehr besaßen. Vielmehr waren sie

innerhalb eines Augenblicks Vergangenheit geworden und konnten deshalb auch in einem Augenblick aufgefüllt werden.

Tengo zog die Hand aus der Tasche und legte Aomame den Arm um die Schultern. Er spürte die Festigkeit ihres Körpers. Abermals schaute er hinauf zu den Monden, die noch immer ihr seltsam gefärbtes Licht durch die langsam am Himmel ziehenden Wolken auf die Erde warfen. In diesem Licht erkannte Tengo einmal mehr, wie sehr die Regungen des menschlichen Herzens die Zeit in etwas Relatives verwandelten. Zwanzig Jahre waren eine lange Zeit, in der eine Menge geschehen konnte. Vieles entstand, und vieles verschwand. Auch die Dinge, die blieben, veränderten sich. Eine sehr lange Zeit. Nicht zu lange jedoch für zwei Herzen, die füreinander bestimmt waren. Auch wenn bis zu ihrer nächsten Begegnung wieder zwanzig Jahre vergehen würden, würde er Aomame die gleichen Gefühle entgegenbringen wie jetzt. Dessen war Tengo sich ganz sicher. Und wären sie beide fünfzig gewesen, hätte ihr Anblick sein Herz ebenso höher schlagen lassen, und er wäre genauso verwirrt gewesen wie jetzt. Genauso froh und seiner Sache genauso sicher.

Tengo sprach diese Dinge nicht aus, er dachte sie nur. Er wusste, dass Aomame seinen unausgesprochenen Worten aufmerksam zuhörte. Sie hielt ihr kleines rosa Ohr an seine Brust gedrückt und lauschte, was in seinem Herzen vor sich ging. Wie jemand, der, wenn er mit dem Finger die Landkarte entlangfährt, herrliche, lebendige Landschaften vor sich sieht.

»Am liebsten würde ich für immer hierbleiben und die Zeit vergessen«, sagte Aomame leise. »Aber es gibt etwas, das wir tun müssen«.

Wir gehen fort, dachte Tengo.

»Ja, wir gehen fort«, sagte Aomame. »Je schneller, desto besser. Es bleibt uns nicht mehr viel Zeit. Aber ich kann dir nicht mit Worten erklären, wohin wir gehen.«

Worte sind nicht nötig, dachte Tengo.

»Du willst nicht wissen, wohin wir gehen?«, fragte Aomame.

Tengo schüttelte den Kopf. Die Winde der Realität hatten die Flamme in seinem Herzen nicht ausgeblasen. Nirgends gab es etwas Wichtigeres, etwas von größerer Bedeutung.

»Wir werden uns nie wieder trennen«, sagte Aomame, »das steht fest. Uns nie wieder loslassen.«

Neue Wolken kamen und verdeckten allmählich die Monde wie ein lautlos fallender Vorhang, und die Schatten, die die Welt umfingen, vertieften sich.

»Wir müssen uns beeilen«, flüsterte Aomame. Sie erhoben sich von der Rutschbahn. Ihre Schatten verschmolzen zu einem. Sie hielten sich an den Händen wie zwei Kinder, die durch einen tiefen, finsteren Wald irrten. »Wir verlassen die Stadt der Katzen«, war das Erste, was Tengo laut sagte. Liebevoll lauschte Aomame dieser neuen Stimme.

»Die Stadt der Katzen?«

»Es ist eine Stadt, die am Tag von tiefer Einsamkeit und in der Nacht von großen Katzen beherrscht wird. Sie liegt an einem hübschen Fluss, über den eine alte Steinbrücke führt. Aber sie ist kein Ort, an dem wir uns aufhalten sollten.«

Jeder von uns hat seinen eigenen Namen für *diese Welt*, dachte Aomame. Ich nenne sie »1Q84«, und Tengo nennt sie »die Stadt der Katzen«. Aber die Namen bezeichnen dieselbe Sache. Sie drückte Tengos Hand noch fester.

»Ja, wir verlassen die Stadt der Katzen. Wir beide zusammen«, sagte Aomame. »Wenn wir sie einmal verlassen haben, werden wir uns nie mehr trennen, weder am Tag noch in der Nacht.«

Als die beiden aus dem Park eilten, waren der große und der kleine Mond noch hinter den gemächlich dahinziehenden Wolken verborgen. Die Augen der Monde waren bedeckt. Und der Junge und das Mädchen liefen Hand in Hand in den Wald.

Kapitel 30

Tengo

Wenn ich mich nicht irre

Als sie aus dem Park kamen, hielten sie auf der Hauptstraße ein Taxi an. Aomame erklärte dem Fahrer, dass sie über die Nationalstraße 246 nach Sangenjaya wollten.

Erst jetzt fiel Tengo auf, wie Aomame gekleidet war. Sie hatte einen hellen, für die Jahreszeit viel zu dünnen Frühjahrsmantel an, den sie vorn zugebunden hatte. Darunter trug sie ein schmal geschnittenes grünes Kostüm mit einem kurzen, engen Rock. Die Strümpfe und die eleganten hohen Schuhe sahen sehr gut dazu aus. Über ihrer Schulter hing eine schwarze Ledertasche, die recht voll und schwer zu sein schien. Handschuhe oder einen Schal hatte sie nicht dabei. Auch keinen Ring, keine Kette und keinen Ohrschmuck. Sie roch nicht nach Parfüm. Alles an ihr wirkte in Tengos Augen sehr natürlich. Ihm fiel nicht eine Sache ein, die gefehlt hätte oder überflüssig gewesen wäre.

Das Taxi fuhr von der Ringstraße 7 in Richtung Nationalstraße 246. Der Verkehr floss ungewöhnlich reibungslos. Noch lange nachdem das Taxi losgefahren war, schwiegen sie. Das Radio war ausgeschaltet, und der junge Fahrer war ein schweigsamer Zeitgenosse. Nur das unablässige monotone Rauschen der Reifen war zu hören. Aomame saß dicht neben Tengo und hielt weiter seine große Hand, als würde sie sie niemals wiederfinden, wenn sie einmal losließ. Wie eine von Meeresleuchten gefärbte Strömung glitt die nächtliche Stadt an ihnen vorüber.

»Es gibt so vieles, was ich dir erzählen muss«, sagte Aomame nach einer langen Weile. »Ich glaube, ich schaffe es nicht, alles zu erzählen, bis wir *dort*

sind. So viel Zeit haben wir nicht. Aber selbst wenn ich alle Zeit der Welt hätte, könnte ich dir nicht alles erzählen.«

Tengo schüttelte kurz den Kopf. Es war nicht nötig, alles jetzt zu erzählen. Später konnten sie sich die Zeit nehmen, um nach und nach die Lücken zu füllen. Wenn es überhaupt Lücken gab, die gefüllt werden mussten. Aber im Augenblick erschienen Tengo jede Lücke und jedes unlösbare Rätsel unvorstellbar verlockend, solange er sie mit Aomame teilen durfte.

»Gibt es etwas, dass ich unbedingt wissen sollte?«, fragte er.

»Was weißt du denn über mich?«, fragte sie zurück.

»Fast nichts«, erwiderte Tengo. »Außer, dass du Trainerin in einem Sportstudio und ledig bist. Und in Koenji wohnst.«

»Ich weiß auch kaum etwas über dich«, sagte Aomame. »Nur, dass du an einer Yobiko in Yoyogi Mathematik unterrichtest und allein lebst. Und als Ghostwriter *Die Puppe aus Luft* bearbeitet hast.«

Die Lippen vor Überraschung leicht geöffnet, sah Tengo Aomame ins Gesicht. Die Anzahl der Menschen, die das wussten, war äußerst begrenzt. Stand Aomame in irgendeiner Beziehung zu dieser Sekte?

»Keine Sorge, wir sind auf der gleichen Seite«, sagte sie. »Es würde zu lange dauern, dir genau zu erklären, woher ich das weiß. Aber ich weiß, dass Eriko Fukada und du *Die Puppe aus Luft* gemeinsam verfasst habt. Und dass wir beide, du und ich, irgendwann hier in diese Welt mit den zwei Monden gelangt sind. Und noch etwas: Ich bekomme ein Kind. Und ich glaube, es ist von dir. Das sind im Augenblick die wichtigsten Dinge, die du wissen musst.«

»Du bekommst ein Kind von mir?« Wahrscheinlich spitzte der Fahrer jetzt die Ohren, aber das war momentan Tengos geringste Sorge.

»Wir haben uns zwanzig Jahre lang nicht gesehen«, sagte Aomame. »Trotzdem bin ich von dir schwanger und werde unser Kind zur Welt bringen. Ich weiß, das klingt, als sei ich nicht ganz bei Trost.«

Tengo schwieg und wartete, dass sie weitersprach.

»Erinnerst du dich an das schwere Unwetter Anfang September?«

»Sehr gut sogar«, sagte Tengo. »Den ganzen Tag über war alles blau, und dann fing es gegen Abend plötzlich an zu donnern, und dieses Unwetter zog

herauf. Die Station Akasaka-mitsuke stand unter Wasser, und der U-Bahn-Verkehr musste zeitweilig eingestellt werden.« *Die Little People toben,* hatte Fukaeri gesagt.

»An dem Abend bin ich schwanger geworden«, sagte Aomame. »Obwohl ich weder an dem Tag noch mehrere Monate davor oder danach *auf diese Weise* mit jemandem zusammen war.«

Sie vergewisserte sich mit einem Blick, dass Tengo diesen Umstand zur Kenntnis genommen hatte. Dann fuhr sie fort.

»Es ist definitiv an dem Abend passiert. Und ich bin fest davon überzeugt, dass das Kind von dir ist. Ich kann es nicht erklären, ich weiß es nur einfach.«

Tengo rief sich den sonderbaren Geschlechtsverkehr ins Gedächtnis, der an jenem Abend zwischen ihm und Fukaeri stattgefunden hatte. Draußen hatte es geblitzt und gekracht, und der Regen war gegen die Scheiben gepeitscht. Es seien die Little People, hatte Fukaeri gesagt. Tengo hatte wie gelähmt auf dem Bett gelegen. Fukaeri hatte sich rittlings auf ihn gesetzt, sich seinen steifen Penis eingeführt und seinen Samen herausgepresst. Sie schien sich in einem Zustand tiefer Trance zu befinden. Ihre Augen waren die ganze Zeit geschlossen, als sei sie in Meditation versunken. Ihre Brüste waren voll und rund, und sie hatte kein Schamhaar. Die ganze Szene hatte etwas Unwirkliches, und dennoch war alles wirklich so geschehen.

Am nächsten Morgen verhielt Fukaeri sich, als würde sie sich nicht mehr erinnern, was am Abend zuvor geschehen war. Vielleicht zeigte sie es auch nur nicht. Tengo hatte den Eindruck, statt eines Geschlechtsakts eine Art Pflichtübung absolviert zu haben. Fukaeri hatte an jenem Gewitterabend Tengos bewegungslosen Körper benutzt, um seinen Samen buchstäblich bis zum letzten Tropfen aus ihm herauszumelken. Tengo erinnerte sich auch jetzt noch an das merkwürdige Gefühl. Fukaeri war ihm damals wie eine völlig andere Person erschienen.

»Ich weiß, was du meinst«, sagte Tengo heiser. »Ich selbst habe an dem Abend auch etwas erlebt, das ich nicht logisch erklären kann.«

Aomame sah ihm in die Augen.

»Damals wusste ich nicht, was es zu bedeuten hatte. Nicht, dass ich es jetzt verstehen würde. Aber wenn du an dem Abend schwanger geworden bist und dir sonst keine Möglichkeit einfällt, ist das Kind ohne jeden Zweifel von mir.«

Vielleicht war Fukaeri die *Überträgerin*. Vielleicht hatte man der jungen Frau die Aufgabe zugeteilt, als eine Art Durchgang zu dienen, um Tengo und Aomame zu verbinden. Um eine physische Vereinigung der beiden herbeizuführen.

»Irgendwann werde ich dir genau erzählen, was damals passiert ist«, sagte Tengo. »Aber im Moment fehlen mir die passenden Worte.«

»Aber du glaubst mir *wirklich*? Dass es dein Kind ist?«

»Ich glaube dir von ganzem Herzen«, sagte Tengo.

»Ich bin so froh«, sagte Aomame. »Mehr brauche ich nicht zu wissen. Solange du mir das glaubst, ist alles andere egal. Ich brauche keine Erklärung.«

»Du bist also schwanger«, stellte Tengo noch einmal fest.

»Im vierten Monat«, sagte sie und führte seine Hand auf den Mantel über ihrem Bauch.

Mit angehaltenem Atem versuchte Tengo das neue Leben darin zu spüren. Es war noch sehr klein, aber er konnte seine Wärme fühlen.

»Wo gehen wir jetzt hin? Du und ich und *das Kleine*.«

»Fort von hier«, sagte Aomame. »In eine Welt, die nur einen Mond hat. Wo wir hingehören. Wo die Little People keine Macht haben.«

»Die Little People?« Tengo runzelte leicht die Stirn.

»Du hast sie doch ausführlich in *Die Puppe aus Luft* beschrieben. Wie sie aussehen, und was sie tun.«

Tengo nickte.

»Auf dieser Welt hier gibt es sie wirklich. Genau wie du sie geschildert hast.«

Als er *Die Puppe aus Luft* bearbeitet hatte, waren die Little People für ihn nicht mehr als Ausgeburten der überschäumenden Phantasie einer Siebzehnjährigen gewesen. Bestenfalls eine Metapher oder ein Symbol. Aber

mittlerweile war er in der Lage zu glauben, dass sie hier tatsächlich existierten und wirkliche Macht besaßen.

»Hier sind nicht nur die Little People real, auch Puppen aus Luft, Mothers und Daughters und die beiden Monde existieren«, sagte Aomame.

»Und du weißt, wie wir wieder hier wegkommen?«

»Wir werden den gleichen Weg zurückgehen, den ich gekommen bin. Etwas Besseres fällt mir nicht ein«, sagte Aomame und fügte hinzu: »Hast du das Manuskript des Romans dabei, den du angefangen hast?«

»Hier drin.« Tengo schlug leicht mit der flachen Hand auf seine Umhängetasche. Wie seltsam. Woher wusste sie davon?

Aomame lächelte zaghaft. »Ich weiß es eben.«

»Du scheinst alles Mögliche zu wissen«, sagte Tengo. Es war das erste Mal, dass er Aomame lächeln sah. Es war ein sehr schwaches Lächeln, aber er spürte, wie sich der Gezeitenstand seiner Welt zu verändern begann.

»Verlier es nicht«, sagte Aomame, »denn es hat große Bedeutung für uns.«

»Keine Sorge, ich werde es nicht verlieren.«

»Wir sind auf diese Welt gekommen, um uns zu begegnen. Wir wussten es nicht, aber das war das Ziel. Wir mussten so viel durchmachen. Unbegreifliches und Unerklärliches. Seltsames, Blutiges und Trauriges. Einiges war auch schön. Wir mussten ein Gelübde ablegen, und wir haben es erfüllt. Uns wurde eine Prüfung auferlegt, und wir haben sie bestanden. So haben wir den Zweck unseres Hierseins erfüllt. Aber jetzt sind wir in großer Gefahr. Sie sind uns auf den Fersen, denn sie wollen die Daughter, die in mir ist. Du weißt, was eine Daughter ist, oder?«

Tengo atmete tief durch. »Haben wir beide eine Daughter gezeugt?«, fragte er.

»Ja. Welches Prinzip dahintersteht, weiß ich nicht, aber ich soll eine Daughter gebären. Vielleicht mit Hilfe einer Puppe aus Luft. Vielleicht fungiere ich auch selbst als Puppe. Jedenfalls wollen *sie* uns alle drei in ihre Gewalt bekommen. Um ein neues System zu schaffen, das es ihnen ermöglicht, die ›Stimmen zu hören‹.«

»Aber welche Rolle spiele ich denn dabei? Abgesehen davon, dass ich der Vater dieser Daughter bin.«

»Du –«, setzte Aomame an und verstummte. Es gab noch immer so viele Lücken. Offene Stellen, die sie mit der Zeit gemeinsam füllen mussten.

»Ich wollte dich finden«, sagte Tengo. »Aber ich habe es nicht geschafft. Du hast mich gefunden, ich habe nichts dazu beigetragen. Das ist, wie soll ich sagen, nicht fair.«

»Nicht fair?«

»Ich schulde dir so viel. Und ich war dir überhaupt keine Hilfe.«

»Du schuldest mir gar nichts«, sagte Aomame entschieden. »Du hast mich hierhergeführt. Auf unsichtbare Weise. Wir beide sind eins.«

»Ich glaube, ich habe unsere Daughter gesehen«, sagte Tengo. »Oder zumindest das, was sie darstellt. Sie hatte deine Gestalt als zehnjähriges Mädchen und schlief im Dämmerlicht einer Puppe aus Luft. Ich konnte ihre Hand berühren. Aber ich habe sie nur einmal gesehen.«

Aomame lehnte ihren Kopf an Tengos Schulter. »Tengo, wir schulden einander überhaupt nichts. Nicht das Geringste. Unsere einzige Sorge ist es jetzt, *das Kleine* zu schützen. Sie sind uns dicht auf den Fersen. Ich kann ihre Schritte schon hören.«

»Ich werde niemals zulassen, dass jemand euch etwas tut – weder dir noch *dem Kleinen*. Wenn wir jetzt gemeinsam fliehen, erfüllt sich, was uns auf diese gefährliche Welt gebracht hat. Aber du weißt, wo der Ausgang ist.«

»Ich glaube es zu wissen«, sagte Aomame. »Wenn ich mich nicht irre.«

Kapitel 31

Tengo und Aomame

Wie eine Erbse in der Schote

Als sie an der bekannten Stelle aus dem Taxi stiegen, blieb Aomame an der Kreuzung stehen. Sie blickte sich um und entdeckte den düsteren, von einem Metallzaun umgebenen Abstellplatz für Baumaterial unter der Stadtautobahn. Sie zog Tengo über einen Fußgängerüberweg darauf zu.

Sie konnte sich nicht mehr genau erinnern, wo der Pfosten mit den losen Bolzen war, aber als sie sich geduldig Stück für Stück vortastete, fand sie doch einen Spalt, durch den ein Mensch sich hindurchzwängen konnte. Sie duckte sich und schlüpfte behutsam hindurch, damit ihre Kleidung nirgends hängenblieb. Tengo machte sich so klein, wie seine Statur es erlaubte, und folgte ihr. Innerhalb der Einfriedung sah es noch genauso aus wie damals im April: ausgeblichene Zementsäcke, rostige Eisenstangen, welkes Unkraut, verstreutes Papier und überall weißlicher Taubendreck. In acht Monaten hatte sich hier nichts verändert. Vielleicht war in der ganzen Zeit kein Mensch hier gewesen. Ein verlassener, vergessener Ort, wie eine Sandbank inmitten der Hauptverkehrsströme im Zentrum der Stadt.

»Ist es hier?«, fragte Tengo, um sich schauend.

Aomame nickte. »Wenn das hier nicht der Ausgang ist, sind wir gestrandet.«

Im Halbdunkel suchte sie nach der Notfalltreppe, die sie damals hinuntergestiegen war. Die enge Treppe, die die Stadtautobahn mit der ebenen Erde verband. *Sie muss hier irgendwo sein*, sagte Aomame sich. Ich muss daran glauben.

Und sie fand die Treppe. Eigentlich war es eher eine Art Leiter und viel wackeliger und gefährlicher, als Aomame sie in Erinnerung hatte. Dieses

Ding bin ich von da oben heruntergeklettert, dachte sie beeindruckt. Jedenfalls ist die Treppe da, und wir brauchen sie nur Stufe für Stufe in umgekehrter Richtung hinaufzusteigen. Sie zog ihre Charles-Jourdan-Schuhe aus, verstaute sie in ihrer Schultertasche und hängte sie sich um. Dann setzte sie einen bestrumpften Fuß auf die erste Sprosse.

»Komm mir nach«, sagte sie mit einem Blick nach hinten zu Tengo.

»Wäre es nicht besser, ich würde vorgehen?«, fragte er besorgt.

»Nein, ich gehe zuerst.« Sie war auf diesem Weg hinuntergekommen, also musste sie als Erste wieder hinaufsteigen.

Die Treppe war viel kälter als beim ersten Mal. Ihre Hände, die das eisige Geländer umfassten, wurden so taub, dass sie fürchtete, sie würden absterben. Der Wind, der durch die Pfeiler der Stadtautobahn pfiff, war viel strenger und schneidender. Die Treppe wirkte abweisend und herausfordernd zugleich. Und wenig verheißungsvoll.

Damals, als Aomame Anfang September oben auf der Stadtautobahn versucht hatte, die Treppe zu finden, war sie verschwunden gewesen. Der Weg war versperrt gewesen. Aber die Route vom Abstellplatz nach oben bestand noch immer. Aomame hatte geahnt, dass die Treppe aus dieser Richtung noch zugänglich war. Ich habe *das Kleine*, dachte sie. Vielleicht verleiht es mir besondere Kräfte, beschützt mich und weist mir den Weg.

Die Treppe ist da. Aber wir wissen nicht, ob sie am Ende *wirklich* mit der Stadtautobahn verbunden ist. Vielleicht ist sie in der Mitte blockiert, und wir enden in einer Sackgasse. Auf dieser Welt ist alles möglich. Es bleibt mir nichts anderes übrig, als mit meinen eigenen Armen und Beinen hinaufzusteigen und mich mit eigenen Augen zu überzeugen, ob dort etwas ist – oder nicht.

Vorsichtig stieg sie Stufe für Stufe hinauf. Wenn sie nach unten schaute, sah sie Tengo direkt hinter sich. Mitunter heulte der Wind auf und riss wie wild an ihrem Frühjahrsmantel. Ihr kurzer Rock war ihr bis über die Oberschenkel hochgerutscht. Der Wind zauste ihr Haar und peitschte es ihr in die Augen. Er nahm ihr die Sicht und ab und zu sogar den Atem. Sie bereute, sich das Haar nicht nach hinten gebunden zu haben. Und warum hatte sie keine Handschuhe mitgenommen? Aber die Reue kam zu spät. Sie

hatte sich eben nur darauf konzentriert, dieselben Sachen zu tragen wie damals, als sie die Treppe hinuntergestiegen war. Jetzt musste sie eben das Geländer umklammern und weitermachen.

Während Aomame sich zitternd vor Kälte die Treppe hinaufarbeitete, schaute sie wieder auf die Balkone des vierstöckigen, mit Backstein verkleideten Wohnhauses an der großen Straße. Sie kannte es noch von ihrem Abstieg damals. Es war sehr nah, die Fenster unmittelbar vor ihr. Etwa die Hälfte davon war erleuchtet. Es hätte Schwierigkeiten geben können, wenn einer der Bewohner zufällig beobachtet hätte, dass jemand so spät am Abend die Notfalltreppe hinaufkletterte. Durch die Beleuchtung der Nationalstraße 246 waren sie sehr gut sichtbar.

Glücklicherweise ließ sich an keinem der Fenster jemand blicken. Sämtliche Vorhänge waren dicht zugezogen. Was ja auch ganz natürlich war. Wer ging schon an einem kalten Winterabend auf den Balkon, um sich die Notfalltreppe an der Stadtautobahn anzuschauen?

Auf einem der Balkone stand in eine Ecke gequetscht ein Gummibaum neben einem von einer Schmutzschicht überzogenen Gartenstuhl. Er war ihr schon aufgefallen, als sie im April die Treppe hinuntergestiegen war. Er sah noch schäbiger aus als der Gummibaum, den sie in ihrer Wohnung in Jiyugaoka zurückgelassen hatte. Wahrscheinlich hatte er die ganzen acht Monate am selben Platz gestanden. Man hatte ihn mit welken, fleckigen Blättern an eine unauffällige Stelle abgeschoben und vergessen. Wahrscheinlich bekam er nicht einmal genügend Wasser. Dennoch verlieh gerade dieser kleine Gummibaum Aomame Mut und Zuversicht, derweil sie unsicher und mit eisigen Händen und Füßen die wackelige Notfalltreppe erklomm. Keine Angst, ich irre mich nicht, versuchte Aomame sich zu beruhigen. Zumindest gehen wir denselben Weg, den ich gekommen bin, nur in umgekehrter Richtung. Der Gummibaum ist mein heimlicher Wegweiser.

Damals beim Abstieg waren ihr ein paar armselige Spinnennetze aufgefallen. Und sie hatte an Tamaki Otsuka gedacht. An den Sommer in der Oberschule, an die erste Reise mit ihrer besten Freundin, daran, wie sie nackt in dem Hotelbett gelegen und einander berührt hatten. Warum hatte

sie ausgerechnet daran denken müssen, als sie die Treppe hinunterstieg? Auch jetzt dachte Aomame wieder an Tamaki Otsuka. Sie erinnerte sich an Tamakis glatten, wohlgeformten Busen, um dessen Fülle sie ihre Freundin stets beneidet hatte. Wie ganz anders als ihre eigenen kümmerlichen Brüste er war. Doch Tamakis Busen gab es nun nicht mehr.

Aomame dachte auch an Ayumi Nakano. Die einsame junge Polizistin, die in einer Nacht im August in einem Hotelzimmer in Shibuya gestorben war. Jemand hatte sie mit ihren eigenen Handschellen gefesselt und mit dem Gürtel eines Bademantels erwürgt. Ayumis psychische Probleme hatten sie an den Abgrund gedrängt. Auch sie hatte volle Brüste gehabt.

Aomame trauerte aus tiefster Seele um ihre beiden Freundinnen. Es war so traurig, dass sie aus dieser Welt geschieden waren und mit ihnen ihre wunderschönen Brüste.

Bitte beschützt mich, flehte Aomame. *Ich brauche eure Hilfe.* Bestimmt würden ihre unglücklichen Freundinnen ihre stumme Bitte hören und ihr helfen.

Endlich oben an der Leiter angekommen, fanden sie dort einen Steg vor, der außen an der Straße entlangführte. Sein Geländer war so niedrig, dass sie gebückt gehen mussten. An seinem Ende stießen sie auf eine Treppe, die im Zickzack verlief. Auch sie war keine sehr vertrauenerweckende Konstruktion, aber immer noch besser als die Leiter. Soweit Aomame sich erinnerte, würden sie, wenn sie diese Treppe hinaufstiegen, am Pannenstreifen an der Autobahn herauskommen. Durch die Erschütterungen, die die riesigen Laster hervorriefen, geriet der Steg immer wieder ins Schwanken wie ein kleines Boot, an das seitwärts die Wellen schlugen. Der Verkehr war jetzt sehr laut zu hören.

Aomame überzeugte sich mit einem Blick, dass Tengo direkt hinter ihr war, und griff nach seiner Hand. Sie war warm. Sie fragte sich verwundert, wie er noch immer so warme Hände haben konnte, nachdem er an einem so frostigen Abend eine Treppe mit einem eiskalten Geländer hinaufgeklettert war.

»Wir sind gleich da«, rief sie Tengo ins Ohr. Sie musste fast schreien, um den Lärm der Autos und das Heulen des Windes zu übertönen. »Die Treppe

hoch, und sind wir auf der Stadtautobahn.«

Wenn sie nicht versperrt ist, dachte sie, aber sie sagte es nicht.

»Du hattest von Anfang an vor, diese Treppe hinaufzusteigen, oder?«, fragte Tengo.

»Ja. Das heißt, falls ich sie finden würde.«

»Aber warum hast du dich ausgerechnet so angezogen? Ein enger Rock und hohe Schuhe sind nicht ideal für einen so steilen Aufstieg.«

Aomame lächelte. »Ich muss diese Sachen tragen. Irgendwann erkläre ich dir, warum.«

»Du hast unheimlich schöne Beine«, sagte Tengo.

»Gefallen sie dir?«

»Sehr.«

»Danke«, sagte Aomame. Sie beugte sich auf dem schmalen Steg nach vorn und legte die Lippen sacht an Tengos Ohr. An sein zerdrücktes Blumenkohlohr. Es war eiskalt.

Auch als sie den Steg überquerten, ging Aomame voran. An seinem Ende angekommen, stieg sie die steile, schmale Treppe hinauf. Ihre Fußsohlen waren eisig und ihre Finger fast abgestorben. Sie musste aufpassen, dass sie nicht danebentrat. Ihr vom Wind zerzaustes Haar aus dem Gesicht streichend, kletterte sie weiter. Der schneidende Wind trieb ihr die Tränen in die Augen. Um das Gleichgewicht nicht zu verlieren, hielt sie sich am Geländer fest. Während sie behutsam einen Fuß vor den anderen setzte, dachte sie daran, dass Tengo hinter ihr war. Dachte an seine großen warmen Hände und seine kalten Blumenkohlohren. An *das Kleine* in ihrem Bauch. An die schwarze Halbautomatik in ihrer Umhängetasche. Und an die sieben Neun-Millimeter-Patronen, mit denen sie geladen war.

Sie mussten, koste es, was es wolle, aus dieser Welt entkommen. Dazu musste sie aus tiefstem Herzen glauben, dass die Treppe auf die Stadtautobahn führte. Ich muss fest daran glauben, ermahnte sich Aomame unablässig selbst. Ihr fiel etwas ein, das der Leader an jenem Unwetterabend kurz vor seinem Tod gesagt hatte. Es war der Text eines Schlagers. Sie erinnerte sich noch genau.

It's a Barnum and Bailey world
Just as phony as it can be
But it wouldn't be make-believe
If you believed in me

Doch wenn du an mich glaubst, wird alles wahr …

Was auch geschieht, ich muss es wahr werden lassen. Nein, wir beide, Tengo und ich müssen mit vereinten Kräften dafür sorgen, dass es wahr wird. Wir müssen unsere Kräfte bündeln. Für uns beide und für *das Kleine*.

Als sie an einen ebenen Treppenabsatz gelangten, blieb Aomame stehen und wandte sich um. Tengo war unmittelbar hinter ihr. Sie streckte die Hand aus, und Tengo ergriff sie. Seine Hand fühlte sich genauso warm an wie zuvor. Sie gab Aomame Kraft und Sicherheit. Abermals streckte sie sich und brachte den Mund an sein verformtes Ohr.

»Weißt du, einmal hätte ich fast mein Leben für dich gegeben«, vertraute sie ihm an. »Viel hat nicht mehr gefehlt, und ich wäre tot gewesen. Nur ein paar Millimeter. Glaubst du mir das?«

»Natürlich«, sagte Tengo.

»Sag, dass du es von ganzem Herzen glaubst.«

»Ich glaube es von ganzem Herzen.«

Aomame nickte und ließ seine Hand los. Sie wandte sie nach vorn und begann wieder, die Treppe hinaufzusteigen.

Wenige Minuten später gelangte Aomame ans Ende der Treppe und trat auf die Stadtautobahn Nr. 3 hinaus. Die Treppe war nirgendwo blockiert gewesen. Ihre Ahnung hatte sie nicht getrogen, ihre Bemühungen wurden belohnt. Bevor sie über das Metallgitter stieg, wischte sie sich mit dem Handrücken die kalten Tränen aus den Augen.

»Die Autobahn Nr. 3«, sagte Tengo beeindruckt, nachdem er sich einen Moment wortlos umgeschaut hatte. »Hier ist der Ausgang, oder?«

»Ja«, sagte Aomame. »Der Eingang und der Ausgang.«

Aomame schob sich den engen Rock bis zur Hüfte hoch, und Tengo umfasste sie von hinten, um ihr zu helfen, über das Gitter zu steigen. Auf

der anderen Seite war ein Parkstreifen, der gerade genug Platz für zwei Wagen bot. Das dritte Mal war sie nun hier. Vor ihnen ragte die bekannte Werbetafel von Esso auf. *Pack den Tiger in den Tank.* Derselbe Slogan, derselbe Tiger. Aomame stand wortlos und ohne Schuhe da. Dann sog sie die abgasgeschwängerte Nachtluft tief ein. Sie erschien ihr frischer als jede andere Luft. *Ich bin wieder zurück,* dachte Aomame. *Wir* sind wieder zurück.

Genau wie damals gab es einen Stau. Die endlose Schlange der Wagen bewegte sich kaum vom Fleck. Aomame sah es mit Erstaunen. Sooft sie hierherkam, gab es einen Stau. Doch für einen Wochentag war es ungewöhnlich, dass um diese Zeit stadteinwärts ein solches Verkehrsaufkommen herrschte. Vielleicht hatte es weiter vorn einen Unfall gegeben. Der Verkehr auf der gegenüberliegenden Spur floss zügig dahin, aber stadteinwärts war es katastrophal.

Tengo war gleich hinter ihr über das Gitter gestiegen. Für ihn war es leicht, er brauchte nur einen großen Schritt zu machen. Jetzt stand er neben Aomame. Die beiden bestaunten stumm die sich Stoßstange an Stoßstange drängenden Autos – wie Menschen, die zum ersten Mal in ihrem Leben das Meer sehen und sprachlos und wie gebannt auf die sich in endloser Folge brechenden Wellen starren.

Die Leute in ihren Wagen starrten ebenso gebannt zurück. Sie schienen verunsichert, konnten sich zu keiner Haltung entschließen. Statt Neugier spiegelte sich eher Skepsis in ihren Blicken. Was hatte dieses junge Paar vor? Die beiden waren plötzlich aus der Dunkelheit aufgetaucht und standen nun auf dem Pannenstreifen herum. Die Frau trug ein enges Kostüm und einen leichten Frühjahrsmantel, aber keine Schuhe. Der Mann war groß und hatte eine abgewetzte Lederjacke an. Beide trugen ihre Umhängetaschen schräg über der Schulter. Hatten sie eine Panne oder einen Unfall gehabt? Aber es war kein Wagen zu sehen, der in Frage kam. Und sie sahen auch nicht aus, als brauchten sie Hilfe.

Endlich gewann Aomame die Fassung zurück, nahm ihre Schuhe aus der Tasche und schlüpfte hinein. Sie zog den Saum ihres Rockes zurecht, hängte sich die Tasche wieder um und band den Mantel zu. Sie fuhr sich mit der

Zunge über die trockenen Lippen, kämmte sich mit den Fingern die Haare, zog ein Taschentuch hervor und wischte sich das tränenverschmierte Gesicht ab. Dann rückte sie wieder an Tengo heran.

Genau wie damals, im Dezember vor zwanzig Jahren in dem leeren Klassenzimmer, standen sie schweigend nebeneinander und hielten sich an den Händen. Sie beide waren die einzigen Menschen auf der Welt. Sie blickten auf den zähen Strom der Autos vor ihnen, sahen aber in Wirklichkeit nichts. Was sie sahen oder hörten, spielte für die beiden keine Rolle. Die Szenerie, die Geräusche und die Gerüche hatten für sie jede Bedeutung verloren.

»Ob wir es geschafft haben? Sind wir in der anderen Welt?«, fragte Tengo endlich.

»Wahrscheinlich«, sagte Aomame.

»Wir sollten uns davon überzeugen.«

Es gab nur einen Weg, um sicherzugehen. Sie brauchten nicht auszusprechen, welchen. Still hob Aomame das Gesicht und blickte zum Himmel. Tengo tat das Gleiche. Beide hielten Ausschau nach dem Mond. Er musste sich ungefähr über der Esso-Tafel befinden. Aber sie sahen ihn nicht. Anscheinend war er gerade hinter den Wolken verborgen, die der Wind langsam vor sich her nach Süden trieb. Sie warteten. Kein Grund zur Eile, sie hatten alle Zeit der Welt. Sie hatten Zeit, die verlorene Zeit zurückzugewinnen. Zeit, zusammen zu sein. Der Tiger hielt den Tankschlauch in einer Hand, lächelte wissend und musterte das sich an den Händen haltende Paar von der Seite.

Plötzlich fiel Aomame etwas auf. Etwas war anders als vorher, aber sie wusste nicht, was. Sie kniff die Augen zusammen und konzentrierte sich. Und dann traf es sie wie ein Blitz. Der Tiger auf dem Plakat wandte ihnen sein linkes Profil zu. Aber früher hatte der Tiger der Welt doch die rechte Seite zugewandt! *Der Tiger hatte sich gedreht.* Unwillkürlich verzog sie das Gesicht. Ihr Herz hämmerte. Sie hatte das Gefühl, dass sich in ihrem Körper etwas verkehrt hatte und in die Gegenrichtung strömte. Aber konnte sie wirklich sicher sein? Funktionierte ihr Gedächtnis so präzise? So sehr traute

sie ihm dann doch nicht. Es war nur so ein *Gefühl*. Vielleicht spielte ihr Gedächtnis ihr einen Streich.

Aomame behielt ihre Zweifel für sich. Einen Moment lang schloss sie die Augen und regulierte ihre Atmung. Ihr Herzschlag normalisierte sich, und sie wartete darauf, dass die Wolken vorüberzogen.

Die Leute beobachteten die beiden durch die Scheiben ihrer Autos. Was gab es dort oben zu sehen? Weshalb hielten sie sich so fest an den Händen? Einige reckten die Hälse, um in die gleiche Richtung zu schauen, doch alles, was sie sahen, waren die weißen Wolken und die Werbetafel von Esso. *Pack den Tiger in den Tank.* Den Vorüberfahrenden seine linke Seite zugewandt, forderte der Tiger sie freundlich dazu auf, noch mehr Geld für Benzin auszugeben. Triumphierend schwenkte er dabei seinen orange-schwarz gestreiften Schwanz.

Endlich brach die Wolkendecke auf, und der Mond kam zum Vorschein.

Es war nur einer. Der gute, alte goldene Mond. Der Mond, der schweigend über den Wiesen aus Stielblütengras stand, dessen weiße Scheibe sich in den Seen spiegelte und dessen Licht still auf die Dächer schlafender Häuser fiel. Der Mond, der nimmermüde die Flut an den Strand zog, sacht auf dem Fell der Tiere schimmerte und die nächtlichen Reisenden mit seinem schützenden Schein umfing. Der Mond, der mitunter als scharfe Sichel die Haut der Seele ritzte oder als Neumond der Erde lautlos seine dunklen Tropfen der Einsamkeit einflößte. Ebendieser Mond stand direkt über der Esso-Tafel. Ohne eine Spur von dem asymmetrischen, kleinen grünen Mond. Allein und nichts und niemandem verpflichtet stand er am Himmel. Die beiden mussten einander nicht bestätigen, dass sie das Gleiche sahen. Wortlos drückte Aomame Tengos große Hand. Das Gefühl, der Strom ihres Blutes habe sich umgekehrt, war verschwunden.

Wir sind wieder im Jahr 1984, sagte Aomame zu sich selbst. Das ist nicht mehr 1Q84. Sondern unsere alte Welt.

Aber war es wirklich so? War es so einfach, wieder in ihre alte Welt zurückzukehren? Hatte der Leader vor seinem Tod nicht behauptet, der Durchgang zur alten Welt existiere nicht mehr?

Oder sind wir jetzt womöglich *ganz woanders* gelandet?, dachte Aomame. Vielleicht nur von einer anderen Welt in die nächste übergewechselt? In eine Welt, in der der Tiger dem Betrachter die linke statt die rechte Seite zuwendet? Und in der uns neue Rätsel und neue Gesetze erwarten?

Möglich wäre es, dachte sie. Ausschließen kann man es zumindest im Moment nicht. Aber eins kann ich mit Sicherheit sagen: Es ist nicht die Welt mit den zwei Monden. Und ich halte Tengos Hand. Wir waren an einem gefährlichen Ort, an dem die Vernunft keine Macht hatte. Nach schweren Prüfungen haben wir uns gefunden und sind entkommen. Was haben wir noch zu fürchten? Es ist ganz gleich, wo wir sind. Kommen neue Prüfungen auf uns zu, werden wir sie wieder bestehen. Das ist alles. Wenigstens sind wir nicht mehr allein.

Um glauben zu können, was sie glauben musste, entspannte sie sich und lehnte sich an Tengos breite Brust. Sie legte ihr Ohr darauf und lauschte seinem Herzschlag. Und schmiegte sich in seine Arme. Wie eine Erbse in ihre Schote.

»Wohin gehen wir jetzt?«, fragte Tengo sie, nachdem einige Zeit verstrichen war.

Sie konnten nicht ewig dort stehenbleiben. Das war klar. Aber die Stadtautobahn hatte keinen Gehweg. Die Ausfahrt Ikejiri war verhältnismäßig nah, aber selbst bei einem Stau wie diesem war es zu gefährlich, sich als Fußgänger zwischen den Wagen hindurchzubewegen. Und die Wahrscheinlichkeit, hier jemanden zu finden, der zwei Anhalter mitnahm, die munter ihre Daumen heraushielten, war ziemlich gering. Sie hätten natürlich von einer Notrufsäule aus die Straßenverkehrswacht anrufen und um Hilfe bitten können, aber dann hätten sie mit einem überzeugenden Grund dafür aufwarten müssen, dass sie hier gestrandet waren. Auch wenn sie es schafften, unbeschadet zur Ausfahrt Ikejiri zu gelangen, würden die Beamten im Gebührenhäuschen sie vermutlich anhalten. Über die Treppe wieder hinunterzusteigen stand natürlich außer Frage.

»Ich weiß es nicht«, sagte Aomame.

Sie hatte absolut keine Ahnung, was sie jetzt tun, wohin sie sich wenden sollten. Mit dem Aufstieg war Aomames Rolle beendet. Er hatte sie ihre gesamte Energie gekostet. Sie hatte ihren Kraftstoff bis zum letzten Tropfen verbraucht. Alles Weitere konnte sie nur einer anderen Macht überlassen.

Unser Vater im Himmel, Dein Name werde geheiligt. Dein Königreich komme. Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir unseren Schuldnern vergeben haben. Sei mit uns durch Deinen Segen, sei um uns auf unseren Wegen. Amen.

Das Gebet kam ihr ganz natürlich über die Lippen. Fast wie ein bedingter Reflex. Sie brauchte dafür nicht eine Sekunde lang nachzudenken. Die einzelnen Worte hatten keinerlei Bedeutung. Sie waren nicht mehr als eine Formel, ein Klang, eine Aneinanderreihung leerer Zeichen. Aber während sie das Gebet mechanisch herunterleierte, kam etwas Geheimnisvolles über sie, vielleicht konnte man es sogar ein Gefühl von Frömmigkeit nennen. Tief in ihrem Inneren rührte etwas sanft an ihr Herz. Wie froh bin ich, dachte sie, dass mir bei allem, was geschehen ist, kein Leid widerfahren ist. Wie froh, dass ich als ich selbst hier sein kann – auch wenn ich nicht genau weiß, was *hier* bedeutet.

Dein Königreich komme, wiederholte Aomame, wie sie es immer vor dem Mittagessen in der Grundschule getan hatte. Was auch immer das bedeutete, sie hatte es sich von ganzem Herzen gewünscht. *Dein Königreich komme.*

Tengo fuhr zärtlich mit den Fingern durch Aomames Haar.

Zehn Minuten später gelang es Tengo, ein vorüberfahrendes Taxi anzuhalten. Anfangs mochten die beiden ihren Augen kaum trauen. Mitten im Stau kroch ein freies Taxi auf sie zu. Als Tengo ungläubig die Hand hob, öffnete sich sogleich die hintere Tür, und die beiden stiegen ein. Rasch und hektisch, als fürchteten sie, es könne sich als Trugbild erweisen und verschwinden. Der junge, bebrillte Fahrer wandte den Kopf nach hinten.

»Erlauben Sie, dass ich gleich an der Ausfahrt Ikejiri rausfahre? Wegen des Staus?«, fragte er. Seine Stimme war für einen Mann ziemlich hoch, aber

sie war nicht schrill.

»Machen Sie nur«, sagte Aomame.

»Eigentlich verstößt es gegen das Gesetz, auf der Autobahn Fahrgäste aufzunehmen.«

»Welches Gesetz denn?«, fragte Aomame. Auf ihr Gesicht im Rückspiegel trat ein leicht unwilliger Ausdruck.

Welcher Paragraph es genau war, wollte dem Fahrer auf die Schnelle nicht einfallen. Außerdem schüchterte ihn Aomames Gesichtsausdruck im Rückspiegel ein.

»Aber ist ja kein Problem.« Er ließ das Thema fallen. »Wohin möchten Sie?«

»Sie können uns irgendwo beim Bahnhof Shibuya rauslassen«, sagte Aomame.

»Der Taxameter läuft nicht«, sagte der Fahrer. »Sie müssen nur für die Strecke bezahlen, wenn wir von der Autobahn runter sind.«

»Aber warum fahren Sie denn leer hier herum?«, fragte Tengo den Fahrer.

»Das ist eine ziemlich komplizierte Geschichte«, sagte dieser mit ermatteter Stimme. »Möchten Sie sie hören?«

»Ja«, sagte Aomame. Egal, wie lang und langweilig die Geschichte sein würde. Sie wollte hören, welche Geschichten die Menschen in dieser neuen Welt zu erzählen hatten. Vielleicht enthielten sie neue Geheimnisse und neue Hinweise.

»Ich habe am Kinuta-Park einen Mann in mittlerem Alter aufgenommen, der in die Nähe der Universität in Aoyama wollte. Ich sollte die Stadtautobahn nehmen, weil es in Shibuya so voll ist, wenn man unten fährt. Zu dem Zeitpunkt hatte der Verkehrsfunk den Stau auf der Autobahn noch nicht gemeldet. Mutmaßlich floss der Verkehr also noch. Also fuhr ich, wie er gesagt hatte, bei Yoga auf die Autobahn. Dann gab es wohl bei Tanimachi einen Unfall, und da haben wir den Salat! Wenn man einmal oben ist, kann man vor der Ausfahrt Ikejiri nicht mehr runter. Irgendwann hat mein Fahrgast eine Bekannte getroffen. Als wir etwa auf der Höhe von Komazawa sind, steht auf der Spur neben uns ein silbernes Mercedes-Coupé, und die Fahrerin ist zufällig eine Bekannte von ihm. Also machen sie die

Fenster runter und fangen an, sich zu unterhalten. Nicht lange, und sie sagt: ›Warum kommst du nicht zu mir rüber‹? Er dann zu mir: ›Tut mir leid, aber ich möchte jetzt zahlen und umsteigen.‹ Dass ein Fahrgast auf der Autobahn aussteigt, ist mir noch nie passiert, aber da wir ja praktisch standen, konnte ich schlecht was sagen. Und weg war er. Klar hat er sich entschuldigt und mir ein Trinkgeld gegeben, aber auf meine Kosten bin ich trotzdem nicht gekommen. Immerhin saß ich hier fest. Irgendwie bin ich dann bis hierher kurz vor die Ausfahrt Ikejiri gekrochen. Dann habe ich Sie winken sehen. Eine unglaubliche Geschichte, finden Sie nicht?«

»Ich glaube sie«, sagte Aomame lakonisch.

In dieser Nacht nahmen die beiden ein Zimmer im siebzehnten Stock eines Hotels in Akasaka. Sie löschten das Licht, zogen sich aus, schlüpften ins Bett und umarmten sich. Sie hatten sich so vieles zu erzählen, aber das konnte bis zum Morgen warten. Vorerst hatten sie Wichtigeres zu tun. Wortlos und ohne Hast erkundeten sie in der Dunkelheit ihre Körper. Mit allen zehn Fingern und ihren Handflächen überzeugten sie sich nach und nach, was sich wo befand und welche Form es hatte. Mit klopfenden Herzen wie kleine Kinder, die in geheimen Gemächern auf Schatzsuche gehen. Und wenn sie sich von etwas überzeugt hatten, drückten sie mit den Lippen ihr Erkennungszeichen darauf.

Als sie schließlich damit fertig waren, hielt Aomame Tengos steifen Penis lange fest in der Hand. Ebenso wie sie damals nach dem Unterricht im Klassenzimmer seine Hand gehalten hatte. Er fühlte sich härter an als alles, was sie kannte. Es war fast ein Wunder. Aomame spreizte die Beine und führte ihn langsam in sich ein. Bis tief in ihr Inneres. Sie schloss in der Dunkelheit die Augen und holte tief Atem. Dann atmete sie so langsam wie möglich aus. Tengo spürte ihren warmen Atem auf seiner Brust. »Ich habe immer davon geträumt, so in deinen Armen zu liegen«, flüsterte Aomame ihm, in ihrer Bewegung innehaltend, ins Ohr.

»Mit mir zu schlafen?«

»Ja.«

»Die ganze Zeit, seit du zehn warst?«, fragte Tengo.

Aomame lachte. »Nein, ein bisschen älter war ich da schon.«

»Ich habe mir genau das Gleiche vorgestellt.«

»In mir zu sein?«

»Ja«, sagte Tengo.

»Und? Ist es so, wie du es dir vorgestellt hast?«

»Ich kann es noch gar nicht richtig fassen«, sagte Tengo ehrlich. »Ich habe das Gefühl, ich träume.«

»Aber es ist kein Traum!«

»Es ist fast zu schön, um wahr zu sein.«

Aomame lächelte in der Dunkelheit. Dann legte sie ihre Lippen auf Tengos. Eine Weile umspielten sich ihre Zungen.

»Mein Busen ist nicht gerade üppig, oder?«, sagte Aomame.

»Er ist genau richtig«, sagte Tengo und umschloss mit beiden Händen ihre Brüste.

»Findest du wirklich?«

»Natürlich«, sagte er. »Wäre er größer, wärst du nicht mehr du.«

»Danke«, sagte Aomame. »Aber«, fügte sie hinzu, »es ist ja nicht nur das, meine Brüste sind auch unterschiedlich groß.«

»Sie sind schön, so wie sie sind«, sagte Tengo. »Die rechte ist die rechte, die linke ist die linke. Man braucht nichts daran zu ändern.«

Aomame legte ihr Ohr auf Tengos Brust. »Weißt du, ich war immer so allein. Und so vieles hat mich verletzt. Hätte ich dich nur früher wiedergesehen. Dann hätte ich nicht solche Umwege machen müssen.«

Tengo schüttelte den Kopf. »So solltest du nicht denken. Jetzt ist genau der richtige Zeitpunkt. Für uns beide.«

Aomame weinte. Die Tränen, die sie so lange zurückgehalten hatte, strömten ihr nur so aus den Augen. Sie konnte sie nicht aufhalten. Laut wie dicke Regentropfen fielen sie auf das Laken, und Aomame zitterte am ganzen Körper. Tengo, noch immer tief in ihr, schlang die Arme um sie und hielt sie fest. Von nun an würde er sie immer so halten. Und das Glück, das er bei diesem Gedanken empfand, war viel größer, als er es sich je vorgestellt hatte.

»Wir haben diese ganze Zeit gebraucht, um zu begreifen, wie einsam wir waren«, sagte er.

»Könntest du dich jetzt bewegen?«, flüsterte Aomame. »Langsam, nimm dir Zeit.«

Tengo tat, was sie sagte. Ganz langsam und sanft begann er, sich in ihr zu bewegen. Er atmete ruhig und lauschte dabei seinem Herzschlag. Aomame klammerte sich wie eine Ertrinkende an seinen kräftigen Körper. Sie hörte auf zu weinen, hörte auf zu denken, ging jenseits aller Vergangenheit und Zukunft ganz in Tengos Bewegungen auf.

Als der Morgen kam, standen die beiden in den hoteleigenen Bademänteln vor der Fensterwand und tranken von dem Rotwein, den sie beim Zimmerservice bestellt hatten. Aomame legte nur ganz leicht die Lippen an ihr Glas. Sie brauchten noch keinen Schlaf. Aus ihrem Fenster im siebzehnten Stock konnten sie den Mond nach Herzenslust betrachten. Die Wolkenfelder hatten sich verzogen, und nichts versperrte ihnen die Sicht. Auch wenn sich der Mond, als die Sonne aufging, zurückzog, war er doch noch knapp über der Skyline der Hauptstadt zu sehen. Er hatte jetzt die Farbe weißer Asche und würde, nun da seine Aufgabe beendet war, bald untergehen.

Aomame hatte an der Rezeption um ein Zimmer in einem oberen Stockwerk gebeten, auch wenn es teurer war. »Für uns ist die Hauptsache, dass man den Mond gut sehen kann«, hatte sie gesagt.

Die Rezeptionistin behandelte das junge Paar, das einfach so hereingeschneit kam, sehr zuvorkommend. Zudem war das Hotel in dieser Nacht kaum belegt, und die beiden waren ihr auf den ersten Blick sympathisch. Nachdem sie einen Pagen auf das Zimmer geschickt hatte, damit er sich vergewissere, dass man vom Fenster aus den Mond gut sah, überreichte sie Aomame den Schlüssel für eine Junior Suite. Sie gewährte ihnen sogar einen Sondertarif.

»Haben wir denn heute Vollmond?«, wandte die Rezeptionistin sich interessiert an Aomame. Unzählige Gäste hatten schon alles Mögliche von

ihr gefordert, gewünscht oder erbeten. Aber Gästen, die ein Zimmer mit Blick auf den Mond wollten, war sie noch nie begegnet.

»Nein«, sagte Aomame. »Noch nicht. Er ist jetzt ungefähr zu zwei Dritteln voll. Aber das ist egal. Hauptsache, man kann ihn sehen.«

»Sie schauen sich wohl gern den Mond an?«

»Ja, das ist wichtig«, sagte Aomame lächelnd. »Das ist sehr wichtig.«

Auch als es Morgen wurde, kam kein zweiter Mond hinzu. Es blieb nur der eine, ihnen vertraute. Der einzige Trabant, der seit undenklichen Zeiten treu und unermüdlich unseren Erdball umrundet. Während Aomame sich den Mond ansah, legte sie sich behutsam die Hand auf ihren Bauch, um sich einmal mehr zu vergewissern, dass *das Kleine* dort war. Sie hatte das Gefühl, dass die Rundung seit gestern etwas zugenommen hatte.

Wir wissen noch immer nicht, in welcher Welt wir sind. Aber welche es auch ist, ich bleibe hier, dachte Aomame. *Wir* bleiben hier. Wahrscheinlich hat sie ganz eigene Gefahren, Rätsel und Widersprüche. Vielleicht müssen wir noch vielen dunklen Pfaden folgen, ohne zu wissen, wohin sie führen. Aber auch damit kann ich mich abfinden. Ich werde nirgendwohin mehr gehen. Was auch geschieht, wir bleiben auf dieser Welt, die nur einen Mond hat. Wir drei, Tengo, ich und *das Kleine*.

Pack den Tiger in den Tank, sagte der Esso-Tiger, der ihnen die linke Seite zuwandte. Doch die Seite spielte keine Rolle mehr. Das Lächeln, das er Aomame zuwarf, wirkte natürlich und warm. Sie wollte an dieses Lächeln glauben. Es war wichtig. Sie versuchte ein ähnliches Lächeln. Spontan und herzlich.

Sacht streckte sie ihre Hand aus, und Tengo ergriff sie. Sie standen nebeneinander und betrachteten schweigend den Mond über der Stadt, bis er in der aufgehenden Sonne seinen nächtlichen Glanz verlor und sich in einen grauen Papierschnipsel verwandelte.

Zitierte Werke:

* Das Originalzitat stammt aus dem nicht ins Deutsche übersetzten Werk *Tokyo nikki* (»Tokioter Tagebuch«) des Autors Hyakken Uchida (1889–1971), erschienen im Verlag Kodansha.

** Tania Blixen, *Jenseits von Afrika,* aus dem Dänischen übersetzt von Gisela Perlet. Nachwort von Ulrike Draesner, Manesse Verlag: Zürich 2010.

*** William Shakespeare, *Macbeth,* aus dem Englischen übersetzt von Dorothea Tieck. Philipp Reclam jun.: Leipzig 1986.

Haruki Murakami, 1949 geboren, ist der gefeierte und mit höchsten Literaturpreisen ausgezeichnete Autor zahlreicher Romane und Erzählungen, die in rund vierzig Sprachen übersetzt wurden. 2006 erhielt er den Franz-Kafka-Preis, 2009 den Jerusalem-Preis für Literatur. Zuletzt erschienen bei DuMont das Sachbuch ›Wovon ich rede, wenn ich vom Laufen rede‹, die von Kat Menschik illustrierte Erzählung ›Schlaf‹ und der Roman ›1Q84 Buch 1&2‹.

Ursula Gräfe hat Japanologie und Anglistik studiert. Aus dem Japanischen übersetzte sie u.a. den Nobelpreisträger Kenzaburo Ōe, Yōko Ogawa, Hiromi Kawakami und Mohammed Hanif.